

kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

*A. Arz, Chr. Binder-Gasper, W. Bittner, C. Bredthauer,
D. Deichmann, L. Fels, U. Horstmann, B. Jaeger, S. Krahe,
M. Lippert, S. Ramirez, O. Sahmann, K. Simonow,
M. Tonfeld, A. Troppmann, A. Walter, H. Yureen*

Abschied von Simonow: Friedrich Hitzler / Hermann Kant

Ursula Eisenberg: Gorleben

Jost Herbig: Gene, Zeitgeist und Interessen

Michael Springer: Wissenschaft und Phantastik

Franz Rottensteiner: Einstein in der Literatur

Wolfgang Jeschke: Science Fiction in der BRD

Manfred Bosch: „Ich formte ein Geschöpf, das aufrecht ging“

Roman Ritter: Nur Sterben ist schöner

Oskar Neumann: Liebe auf Tod und Leben

Ansgar Hillach / Georg Bollenbeck: Über Walter Benjamin

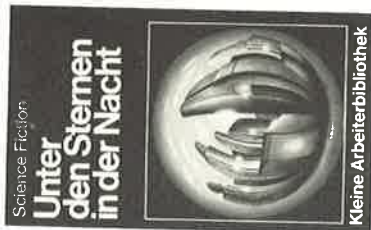
Thomas Armbruster: Volkskalender

DIE KERN-FRAGE

1180

Kleine Arbeiterbibliothek Neu: Herbst 79

Bestellung über den Buchhandel
oder direkt bei
Damnitz Verlag GmbH
Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40



Unter den Sternen in der Nacht

Science Fiction
Herausgeber Horst Pukallus
(Band 50, 232 Seiten, DM 8,-)

Was bringt die Zukunft? Neun Autoren der BRD erzählen Visionen, Grotesken und Utopien, in denen die Hoffnungen und Ängste unserer Zeit wiederzufinden sind: Der Mißbrauch von Technik und Macht, aber auch der Widerstand dagegen und die Befreiung. Das Spiel mit Elementen der Science Fiction, kritisches Engagement und literarisches Niveau machen die Originalität dieser Erzählungen aus.



...und ruhig fließet der Rhein

Herausgeber Jürgen Peter Stössel
(Band 60, 220 Seiten, DM 8,-)

Geschichten, Gedichte und Berichte zu 30 Jahren Bundesrepublik. U. a. die Autoren: Therese Angelotti, Arnfrid Astel, Peter O. Chotjewitz, Ingeborg Drewitz, Franz Josef Degenhardt, Gisela Eisner, Erich Fried, Margarete Hannsmann, Dietrich Kittner, Ursula Krechel, August Kühn, Richard Limpert, Peter Maiwald, Angelika Mechtel, Peter Rühmkorf, Erasmus Schöfer, Peter Schütt, Uwe Timm, Uwe Wandrey.



Republik Nordpol

K. K. Doberer
(Band 61, 128 Seiten, DM 8,-)

Der in den dreißiger Jahren geschriebene Zukunftsroman eines jungen Antifaschisten, der damals die Hoffnung hatte, das deutsche Volk werde sich aus eigener Kraft von der Nazi-Diktatur befreien. – „Republik Nordpol“, seit der Erstaussage in Bratislava 1936 völlig verschollen, erscheint jetzt zum ersten Mal wieder – ein aktueller Beitrag zur Auseinandersetzung um Faschismus und antifaschistischen Widerstand.

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

Kleine Arbeiter bibliothek Neu: Herbst 79

Bestellung über den Buchhandel
oder direkt bei
Dammitz Verlag GmbH
Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40

Unter den Sternen in der Nacht

Science Fiction
Herausgeber Horst Pukallus
(Band 50, 232 Seiten, DM 8,-)

Was bringt die Zukunft? Neun Autoren der BRD erzählen Visionen, Grotesken und Utopien, in denen die Hoffnungen und Ängste unserer Zeit wiederzufinden sind: Der Mißbrauch von Technik und Macht, aber auch der Widerstand dagegen und die Befreiung. Das Spiel mit Elementen der Science Fiction, kritisches Engagement und literarisches Niveau machen die Originalität dieser Erzählungen aus.



...und ruhig fließt der Rhein

Herausgeber Jürgen Peter Stössel
(Band 60, 220 Seiten, DM 8,-)

Geschichten, Gedichte und Berichte zu 30 Jahren Bundesrepublik. U. a. die Autoren: Therese Angeloff, Arnfrid Astel, Peter O. Chotjewitz, Ingeborg Drewitz, Franz Josef Degenhardt, Gisela Elsner, Erich Fried, Margarete Hannsmann, Dietrich Kittner, Ursula Krechel, August Kühn, Richard Limpert, Peter Maiwald, Angelika Mechel, Peter Rühmkorf, Erasmus Schöfer, Peter Schütt, Uwe Timm, Uwe Wandrey.



Republik Nordpol

K. K. Doberer
(Band 61, 128 Seiten, DM 8,-)

Der in den dreißiger Jahren geschriebene Zukunftsroman eines jungen Antifaschisten, der damals die Hoffnung hatte, das deutsche Volk werde sich aus eigener Kraft von der Nazi-Diktatur befreien. — „Republik Nordpol“, seit der Erstausgabe in Bratislava 1936 völlig verschollen, erscheint jetzt zum ersten Mal wieder — ein aktueller Beitrag zur Auseinandersetzung um Faschismus und antifaschistischen Widerstand.



ZU DIESEM HEFT	3
Konstantin Simonow: Wart auf mich	10
Friedrich Hitzer: Es gibt kein fremdes Leid	11
Hermann Kant: Rede zum Abschied von Konstantin Simonow	15
Sergio Ramirez: Hast du Angst vor dem Blut?	18
Ludwig Fels: Späte Wanderjahre / Die ganz gewöhnliche Wirklichkeit / Fixes Fragment / Ein eigener Mensch	21
Otto Sahmann: immerzu weihnachten	27
Susanne Krahe: Der Tag, an dem ich glücklich war	28
Mathilde Lippert: Daheim sein	30
O. H. R.: Röntgenaufnahme	31
Michael Tonfeld: Ein wahres Wort	32
Annerose Walter: Gedicht	33
Wolfgang Bittner: Asozial	34
Christiane Binder-Gasper: familienfeier	35
der rote stoff	36
Astrid Arz: Aufgewacht	37
Bernd Jäger: Drei Gedichte	38
Artur Troppmann: Aufruf	47
Doris Deichmann: Ostfriesland	51
Ulrich Horstmann: Über die atomare Teleologie und die Geschichte	52
Helder Yureen: Die vorgeschützte Sicherheit	63
Carlo Bredthauer: Vom starken Mann	71
Ursula Eisenberg: Kein Argument wird zum Stein – von allein	88
Jost Herbig: Gene, Zeitgeist und Interessen	102
Michael Springer: Wissenschaft und Phantastik	108
1. Einsteins Bild der Wissenschaft	121
2. Stanislaw Lems phantastische Schreibweise	128
Franz Rottensteiner: Einsteins Theorien in der Literatur	133
Wolfgang Jeschke: Science-Fiction-Literatur in der Bundesrepublik	143
Manfred Bosch: „Ich formte ein Geschöpf, das aufrecht ging“	150
Roman Ritter: Nur Sterben ist schöner	160
Oskar Neumann: Liebe auf Tod und Leben	
Ansgar Hillach: Die Jetztzeit und die Sprengkraft der Wahrnehmung	
Georg Bollenbeck: O, du armer Benjamin!	
Thomas Armbruster: Vom Armen Conrad, dem Spartakus und anderen Kalendermännern der deutschen Arbeiterbewegung	
Zu den Autoren	

Die Kern-Frage meint selbstverständlich Wyhl und Kalkar und Gorleben, und zwar in dem Kontext, auf den Frank Barnaby im Gespräch mit Friedrich Hitzer – „Sterben oder Abrüsten“, *kürbiskern* 4/79 – hingewiesen hat:

„Sicherlich gibt es für Westdeutschland keinen anderen plausiblen Grund, wenn es über eine Wiederaufbereitungsanlage verfügen will, als die Option für die rasche Herstellung von Atomwaffen; jede vernünftige Person, die den westdeutschen Bedarf an Kernenergie beurteilt, nimmt an, daß diese Option der einzige plausible Grund für den Bau einer Wiederaufbereitungsanlage ist, für den Fall, daß die politische Führung diese Entscheidung herbeiführen kann.“

Wie sehr die Probleme der Weltsicherheit zur Entscheidung drängen und welche Schlüsselrolle dabei der Bundesrepublik zukommt, wird jetzt im Negativen wie im Positiven, da allerdings erst als Aufgabe, deutlich. Wir erleben gegenwärtig in der BRD ein Wiederaufleben des Konfrontationskurses gegen die sozialistischen Staaten, das an die Zeiten des kalten Kriegs erinnert: Bei der Buchmesse in Frankfurt und anderwärts der Rummel um das Kissinger-Buch, dessen Kernthese dahin geht, das von der Sowjetunion erzielte *Gleichgewicht* sei für den Westen unerträglich; dazu die psychologische Aufrüstung mit Sachbüchern und Romanen von Fest, Diewald, Kosalik, voll von nationalistischen Geschichtsmythen, ergänzt durch Bildbände von Großdeutschlands schimmernder Wehr; in exakter Zuordnung schließlich zur antisowjetischen Strauß-Hua-Verbrüderung die jüngste Tagung der Siemensstiftung in München, wo Dieter Blumenwitz ausgerechnet die Hallstein-Doktrin reaktivierte „als Beispiel einer rationalen und schlüssigen politischen Haltung“ in der deutschen Frage. (SZ 249/79)

Selbst sowas wird also wieder hochgeholt, um schon im Ansatz jede konstruktive Reaktion auf die Überlegungen und Vorschläge zu ersticken, die in der Breshnewrede zum 30. Jahrestag der DDR vor allem an die Adresse der BRD gerichtet waren. Breshnew charakterisierte die Versuche, durch Stationierung amerikanischer Raketen-Kernwaffen das Kräftegleichgewicht in Europa zu stören, als „Mine“ im Fundament des Friedensgebäudes und wandte sich mit folgender „sehr ernsten Alternative“ an die verantwortlichen Politiker der BRD:

Als Vorsitzender des Verteidigungsrates der UdSSR erkläre ich mit aller Bestimmtheit: In den letzten zehn Jahren ist auf dem Gebiet des europäischen Teils der Sowjetunion die Anzahl der Träger von Kernwaffen mittlerer Reichweite um keine einzige Rakete, um kein Flugzeug vergrößert worden. Im Gegenteil – die Zahl der Abschubarmpen für Mittelstreckenraketen sowie die Stärke der Kernladungen dieser Raketen sind sogar etwas zurückgegangen. Reduziert wurde auch die Anzahl von Mittelstreckenbomben. Und auf dem Territorium anderer Staaten stationiert die Sowjetunion derartige Waffen überhaupt nicht. Seit Jahren erhöhen wir auch nicht die Stärke unserer Truppen, die in Mitteleuropa stationiert sind. Mehr noch. Wir sind bereit, die Anzahl von Kernwaffenträgern mittlerer Reichweite, die in den westlichen Gebieten der Sowjetunion stationiert sind, im Vergleich zum heutigen Stand zu reduzieren – selbstverständlich nur unter der Voraussetzung, daß in Westeuropa keine zusätzlichen Kernwaffenträger mittlerer Reichweite stationiert werden . . .

Aufrichtig bestrebt, die jahrelangen Bemühungen um die militärische Entspannung in Europa über den toten Punkt hinwegzubringen und ein Beispiel dafür zu geben, wie man von Worten zu konkreten Taten übergeht, haben wir im Einvernehmen mit der Führung der DDR und nach Konsultationen mit den anderen Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages den Beschluß gefaßt, die Stärke der sowjetischen Truppen in Mitteleuropa einseitig zu reduzieren. Innerhalb der nächsten 12 Monate werden bis zu 20 000 sowjetische Militärangehörige, 1 000 Panzer sowie eine bestimmte Anzahl anderer Militärtechnik vom Territorium der Deutschen Demokratischen Republik abgezogen . . .

Die bisherigen Reaktionen aus Bonn sind alles andere als ermutigend. Sie ignorieren ebenso das sowjetische Entgegenkommen wie die Willenskundgebungen für Vernunft und Verständigung, die am 1. September und am 14. Oktober, dem Tag der bisher größten Demonstration in Bonn, stattgefunden haben. So bleibt höchst aktuell, was der VS-Vorsitzende Bernt Engelmann auf der Münchner DGB-Kundgebung zum Antikriegstag sagte:

Heute jährt sich zum 40. Mal der Tag, an dem die Führung der Nazidiktatur mit dem deutschen Überfall auf Polen den 2. Weltkrieg auslöste. Grenzenlose Hab- und Machtgier sowie die Verachtung aller Gebote der Menschlichkeit waren die Kennzeichen dieses bislang schrecklichsten aller Kriege, dessen Ende den vollständigen Zusammenbruch und die Aufteilung Deutschlands brachte. Ein paar Jahre lang schien es, als hätten damals alle, Arme wie Reiche, für den Wahnsinn dieses Krieges und seine millionenfachen Verbrechen bitter büßen und teuer bezahlen müssen. Aber nach der Währungsreform, nach der Wiederherstellung des sog. freien Unternehmertums, nach dem Verzicht auf Zerschlagung der Konzernmacht und des Großgrundbesitzes, wie ihn die Regierung Adenauer mit amerikanischer Rücken- deckung gegen den Widerstand der großen Mehrheit, auch in den Unionsparteien, durchsetzte, da zeigte es sich, daß Friedrich Engels Recht gehabt hatte, als er schon im Bismarckreich vor Aufrüstung und imperialistischer Machtpolitik warnte und damals erklärte:

Kriegsführung hat immer das Volk bezahlen müssen!

Auch nach 1945 war das so: Unsere Städte waren zerstört, unsere Familien ausgeblutet, die Kader der deutschen Arbeiterbewegung zerschlagen. Aber Krupp und Flick und Thyssen und Siemens, die Deutsche Bank und die Großchemie- Konzerne sind größer, reicher und mächtiger denn je zuvor geworden. Und von der bedingungslosen Kapitulation des zusammengebrochenen Nazireiches bis zu unbedingter Wiederaufrüstung, die die gerade erst gegründete Bundesrepublik Deutschland dann als ihre vordringlichste Aufgabe ansah, vergingen nur fünf Jahre . . . Der Protest Heinemanns und des DGB, die fast neunzigprozentige Ablehnung der Wiederaufrüstung durch die Bevölkerung unseres Landes waren vergebens. Die alten Mächte, nun im Bunde mit den Großkonzernen und Großbanken der USA, betrieben die Restauration in diesem Land, und dazu gehörte natürlich auch die „Politik der Stärke“, wie sie genannt wurde.

Gestützt auf die Illusion, der Westen würde auf Dauer ein Atomwaffen-Monopol behalten, schrieb damals – am 27. Juli 1950 – die FAZ – eine Zeitung, die behauptet, hinter ihr stecke immer ein kluger Kopf:

„Man wird sich der Atombombe zu bedienen haben, mit der man heute noch überlegen ist, indem man einen Atomvorhang durch das westliche Rußland zieht, also sozusagen eine Todesgrenze schafft.“

Und ein Minister der damaligen Bundesregierung – derselbe Mann, der gegenwärtig viel von sich reden macht, weil er nächstes Jahr Bundeskanzler werden möchte, da für ihn der Freistaat Bayern wohl eine Nummer zu klein ist, dieser Politiker erklärte

seinerzeit: „Die Macht unserer Verbündeten reicht aus, das Reich der Sowjets von der Landkarte auszuradieren!“

Aber das Atomwaffenpotential des Westens war diesem damals noch am Anfang seiner Karriere stehenden Politiker noch nicht genug. Er setzte sich mit allem Nachdruck für die Atombewaffnung der Bundeswehr ein, und am 25. März 1958 beschloß der Bundestag mit den Stimmen der damaligen CDU/CSU-Mehrheit, diese Forderung nach Atomwaffen zu unterstützen. Die Antwort des DGB war die Organisation einer Massenbewegung gegen den Atomtod mit dem Ziel einer Volksabstimmung, die den Kriegstreibern einen Strich durch die Rechnung machen sollte. Diese Volksbefragung wurde zwar verboten, aber immerhin: Unser damaliger entschlossener Widerstand mobilisierte die Weltöffentlichkeit und verhinderte die atomare Bewaffnung der Bundeswehr. Andererseits haben wir erlebt, wie mit der massiven und wie es so hübsch heißt: konventionellen Aufrüstung und unter dem Stichwort „Sicherheit“ der Obrigkeitsstaat wiedererrichtet wurde – mit Notstandsgesetzen, Telefonabhörmaßnahmen, „Lauschangriffen“, Postzensur, millionenfacher Bespitzelung und den schändlichen Berufsverboten, die unser Land um seinen guten Ruf gebracht haben . . . Trotz systematischer Gehirnwäsche und Massenver- dummungsmitteln, denen wir ständig ausgesetzt sind, wissen wir: Die Hekatomben von Blut, Schweiß und Tränen sind nur dann nicht völlig sinnlos vergossen worden, wenn wir endlich Schluß machen mit dem Irrwitz, immer neue, immer schrecklichere Vernichtungswaffen zu produzieren.

Der Rüstungswettlauf nützt niemandem, außer denen, die nur an Profitmaximierung denken. Er schafft keine Arbeitsplätze, sondern vergeudet Rohstoffe, Energien und am Ende uns Menschen. Würde man umgekehrt die drei Milliarden DM, um die der Verteidigungshaushalt in diesem Jahr wieder mal erhöht werden soll, für die Schaffung ziviler Arbeitsplätze verwenden, so könnten 150 000 Menschen sinnvoll eingesetzt werden und Verdienst finden. Das wäre eine Bekämpfung der Arbeitslo- sigkeit, die sich sehen lassen könnte.

Statt dessen geht das fatale Wort der „Nachrüstung“ um. Außenminister Genscher versteht darunter die Stationierung atomarer Raketen in der Bundesrepublik. Dahinter verbirgt sich die abenteuerliche Idee, 600 dieser Atomraketen für eine „eurostrategische“ Abschubrampe zu benutzen. Wir müßten, heißt es, um der Sicherheit willen Anstrengungen machen und finanzielle Opfer bringen, weil sonst dem sowjetischen Potential an Mittelstrecken-Raketen nichts Gleichwertiges entge- gengesetzt werden könne.

Es wäre indessen um vieles besser, wenn die Verantwortlichen endlich einmal zur Vernunft kämen und Anstrengungen ihres Verstandes dazu benutzten, einzusehen, daß solche zusätzliche atomare Rüstung nur Gegenmaßnahmen derer bewirken können, in deren Bereich die Ziele dieser Raketen liegen. Zudem setzt sich die Bundesregierung mit solchen Plänen erneut dem Verdacht aus, sie wolle nur die Verfügungsgewalt über ein Nuklearpotential wie schon seinerzeit Herr Strauß.

Uns sagt man, alle müßten Opfer für die Verteidigung bringen – die Steuerzahler finanziell, die jungen Männer dadurch, daß sie sich der Wehrpflicht nicht entziehen. Ganz am Rand sei hier einmal die Frage gestattet, welche Opfer der Rüstungsindu- strie abverlangt werden. Wann bringen Messerschmitt-Bölkow-Blohm, Siemens und Flick einmal Opfer für die Verteidigung? Etwa durch freiwillige Senkung ihrer Gewinnspannen und Dividendenausschüttungen um auch nur 1 oder 2 Prozent, damit uns unsere Verteidigung nicht ganz so teuer komme, damit ein bißchen Geld übrigbleibe für Krankenhäuser, Schulen, Ausbildungsplätze, sozialen Wohnungs- bau, Jugendzentren, Sportanlagen und vielleicht sogar für Kunst und Literatur. Solange immer nur die einen opfern und die anderen dabei immer reicher werden, fragt man sich, was eigentlich da verteidigt werden soll – das, was das Leben erst

lebenswert macht oder machen könnte oder ein System, das die unersättliche Profitgier multinationaler Konzerne sich zu eigenem Nutzen geschaffen hat? Blicken wir doch einmal den Tatsachen ins Auge und versuchen wir selbst eine Lösung zu finden:

Mit militärischen Mitteln ist unser Land in der Mitte Europas gar nicht zu verteidigen; das bestätigen alle Fachleute. Weitere Aufrüstung bewirkt lediglich, daß die andere Seite ebenso große oder noch größere Anstrengungen macht, weil sie sich völlig zu recht ebenfalls bedroht fühlt. Dabei wächst die Gefahr eines neuen Kriegs, der das Ende unserer Zivilisation bringen würde.

Rüstung nützt also nichts, sie schafft auch keine Arbeit, sondern vermindert im Gegenteil durch ihre immens hohen Kosten die Möglichkeit sinnvoller Arbeitsplatzbeschaffung. Nur Abrüstung macht die Mittel frei, die wir brauchen, um alle Probleme zu bewältigen.

Deshalb treten wir als Gewerkschafter nicht nur für einen Stop der Rüstungsausgaben, sondern für ihre sofortige Senkung ein – um zunächst mindestens zehn Prozent, wie es die UN-Vollversammlung von allen Industrienationen gefordert hat.

Parallel zu dieser Senkung der Rüstungsausgaben, die eine Signalwirkung hätte und uns zudem in Wahrheit weit mehr Sicherheit brächte als alle modernen Waffensysteme, müßte ein Abbau der Feindseligkeit und des Mißtrauens einsetzen, und damit kann jeder von uns hier und heute beginnen.

Komme uns keiner mit der Ausrede, angesichts der Machtverhältnisse und der unüberbrückbaren Gegensätze zwischen West und Ost sei Abrüstung Selbstmord, Vertrauen und Verständigung sträflicher Leichtsinn. Wir antworten darauf wie Thomas Mann im Jahre 1950: „Und doch glaube ich, daß schon die Bereitschaft in unserem Lager, einzuräumen, daß eine soziale Reform der Freiheit fällig und geboten ist, schon die Abkehr von dem Aberglauben, man müsse überall in der Welt den Sozialismus niederhalten und lieber sich mit dem Faschismus verbünden, als zuzulassen, daß irgendwo ‚free enterprise‘ – das sog. freie Unternehmertum – Schaden nehme – ich glaube, daß schon dies eine solche Veränderung der Atmosphäre mit sich bringen würde, daß dem russisch-amerikanischen Gegensatz viel, ja Entscheidendes von seiner Schärfe genommen wäre.“

Hier sind die Bezüge auf Monopolbesitz, Militarismus und Expansionspolitik benannt, ohne die unsere Vergangenheit nicht zu verstehen und unsere Gegenwart nicht zu bewältigen ist.

So sehen wir auch die Kern-Frage nicht isoliert, sondern im Zusammenhang von wissenschaftlich-technischem Fortschritt und gesellschaftlichen Verhältnissen. Von daher ist, so meinen wir, erst sinnvoll zu prüfen: Wird der Mißbrauch von Atomenergie, von Gentechnik, von Mikroprozessoren, deren zerstörerische Konsequenzen oft schon in den Forschungsgrundlagen angelegt sind immer mehr an menschlicher Existenz und schließlich diese selbst in Frage stellen, oder läßt sich der Gedanke Einsteins verwirklichen, daß angewandte Wissenschaft, entsprechende gesellschaftliche Veränderungen vorausgesetzt, die menschliche Plackerei abschaffen kann und wird?

Schließen wir von der herrschenden Kultur auf das Interesse der Herrschenden in unserem Land, so ist denen offenbar sehr daran gelegen, gerade darüber keine rationale Auseinandersetzung aufkommen zu lassen. Wohin dieser Weg der Dämonisierung und Irrationalisierung führen soll, verdeutlichen die Angebote zur Buchmesse in buch aktuell, herbst 79, Werbeträger der Groöverlage, Auflage 630 000:

Econ hat eine „Überlebensformel“, gewonnen durch Entdeckung des Tieres im Menschen und Übernahme tierischen Sozialverhaltens; „alternatives Herangehen an das Leben“ durch Vorstöße ins Reich jenseits des Wissens verspricht der Umschau-Titel „Der unbewußte Mensch“; Anbau von biologischem Gemüse und Schafzucht verbürgen die besondere medizinische Sachkenntnis eines Autors bei Lector; eine „wissenschaftliche Arbeit“ über Wiedergeburt und astrale Wesen steuert Bertelsmann bei, „Berichte aus dem Reich jenseits des Todes“, und so weiter und so fort.

Gibt es aber nun im Sozialismus nicht ebenfalls einen, wenn auch anders gepolten, Irrationalismus in Gestalt des technizistischen Fortschrittsglaubens, einen – wie auch ein Autor dieses Hefts annimmt – allenfalls modifizierten „technokratischen Zeitgeist“?

Schauen die sowjetischen Planer, etwa auf dem Gebiet der Kernenergetik, wirklich so blauäugig-technokratisch in die Zukunft oder nutzen sie die Chance, unter den Bedingungen ihres Landes den sozialen Aspekt, die Größe Mensch als bestimmenden Parameter einzuführen?

Was N. Dolleshal, Akademiemitglied, und J. Korjakin, Wirtschaftswissenschaftler, in der Zeitschrift Kommunist 14/79 zu „Errungenschaften und Problemen der Kernenergiewirtschaft“ zu sagen haben, geht nicht nur verbal davon aus, daß die sowjetischen Wissenschaftler „keine anderen Interessen außer den Interessen des Volkes haben und die von ihnen gefundenen technischen Lösungen immer zutiefst humane Ziele verfolgen“. In der Sache selbst wird diese Orientierung deutlich. So führt gerade die in der SU angeblich vernachlässigte ökologische Betrachtungsweise die Autoren dazu, für den Westteil der Sowjetunion das baldige Erreichen der Grenze der „ökologischen Aufnahmefähigkeit“ dieser Region zu prognostizieren, begründet mit der Einwirkung auf die Umwelt, der unvermeidlichen Wärmeabfuhr, der „Entfremdung“ der Bodenfläche, den unwiederbringlichen Wasserverlust und der Ansammlung von Abfällen. Die Autoren kommen zu den Schluß:

Am radikalsten und offenbar von einigen Gesichtspunkten aus am rationellsten ist der Vorschlag, künftig die neu zu bauenden Kernkraftwerke zu großen Kernenergiekomplexen zusammenzufassen. Solche Energiekomplexe, die in bestimmter Entfernung von besiedelten Gebieten zu errichten sind, können auf einem Gelände nicht nur eine Reihe von Kernkraftwerken mit einer Leistung von mehreren Dutzend Millionen Kilowatt vereinen, sondern auch Betriebe und Mittel des äußeren Spaltstoffkreislaufs (radiochemische Aufbereitung des Kernbrennstoffs, Bearbeitung und Deponierung und vielleicht auch nützliche Verwendung der radioaktiven Abfälle, Erzeugung von Kernbrennstoff sowie innerer Spezialtransport für das Kernmaterial) . . .

Unter den Bedingungen unseres Landes ist es, wie uns scheint, grundsätzlich möglich, solche Energiekomplexe in Gegenden zu schaffen, die eine geringe Bevölkerungsdichte aufweisen, in denen der Boden weniger knapp und wertvoll ist, die gut mit Wasserressourcen ausgestattet sind und die zugleich relativ nahe an den entstandenen und zukunftsreichen Energieverbrauchszentren liegen.

Wie sehr gerade führende Naturwissenschaftler im Sozialismus die Zukunftsprobleme nicht technizistisch oder technokratisch sehen, zeigt auch der Offene Brief von Max Steenbeck an die Künstler der DDR mit dem Wunsch, sie möchten sich in größerer Zahl „ernsthaft in unsere fernere Zukunft hineindenken und dadurch helfen, sie vorzubereiten“:

Die technische Entwicklung wird dazu führen, daß die – durch Rohstoffvorräte und Umwelt ohnehin irgendwann begrenzte – materielle Produktion auch bei voller Berücksichtigung echter Lebensbedürfnisse einen viel kleineren Teil der gesamten menschlichen Arbeitskraft als heute beansprucht – besser sogar: gestattet; mehr an technischem Fortschritt als nur diese – bei Vermeidung eines Weltkrieges mit Sicherheit – vorhersagbare Tatsache muß eine Zukunftsvision gar nicht enthalten. Aber schon allein das heißt: Entweder Arbeitslosigkeit für viele Menschen mit einer Lebensleere ohne sinnvolle Aufgaben, die mehr sind als sterile Selbstbefriedigung – oder es bedeutet ein weit größeres Gewicht anderer Arbeiten, welche für die Gesellschaft wichtig sind, aber trotz hoher Aufwendungen keinen materiellen Profit erbringen – etwa Erziehung oder alle kulturellen Bereiche mit der dazu nötigen liebevollen Vorbereitung schon kleiner Kinder. So oder so – daran muß jede kapitalistische Ordnung scheitern! Ein langweiliges Paradies nur mit Engeln wird es keinesfalls in einer Welt geben, in der die Formung eines jeden zu menschlicher Persönlichkeit von ganz klein an als gesellschaftlich wichtigste Aufgabe gilt. Bisher konnte eine solche Welt noch nicht aufgebaut werden, aber wir Sozialisten sind dabei, hierfür die Vorbedingungen zu schaffen. Und braucht nicht alle menschliche Arbeit an Neuem als erstes vor allem schöpferische Phantasie?

Stimmt davon, abgewandelt für unsere Situation, nicht manches auch für den Schriftsteller in der BRD? Wir halten die Diskussion darüber für nötig, auch den Streit. Um so mehr bedauern wir, daß in letzter Zeit, und das nicht nur, wenn Carstens oder Strauß über linke Schriftsteller reden, sondern auch bei Kontroversen von Autor zu Autor ein Tiefstand des Niveaus erreicht wird, wo jede Art Verdächtigung und Intrige möglich, jede klärende Argumentation unmöglich ist. Gerade weil wir an derartigen Schlammschlachten im Stil der *Bildzeitung* (*Wer hat den Mann vorgeschickt . . . ?*) nicht teilzunehmen wünschen, ist hier zu reden von Unterstellungen, die Joachim Seyppel gegen August Kühn und andere Kollegen verbreitet. Als Teilnehmer an dem Münchner Gespräch mit Hermann Kant und Gerhard Henniger, Präsident und Erster Sekretär des Schriftstellerverbandes der DDR, können die Redakteure des *kürbiskern* bestätigen, was August Kühn der Behauptung Seyppels in *konkret*, er habe die aus dem Schriftstellerverband der DDR Ausgeschlossenen als „Verräter“ bezeichnet, entgegenhält: „Das Wort ‚Verräter‘ habe ich bei dem Gespräch nie gebraucht. Aber Verrat an den Interessen derjenigen, die Literatur durch wiederum ihre Arbeit möglich machen, so nenne ich es, wenn man sich wissentlich an die Seite derer begibt, deren Lohnschreiber und Propagandist wird, die als ihr erklärtes Ziel ansehen, den sich langsam und unter Mühen entwickelnden Sozialismus zu zerschlagen und, wo das nicht möglich ist, zu stören, zu behindern. Verrat, dazu stehe ich! Wie würden es Sie nennen? . . . Aufwachen, Kollege Seyppel, hier sind Sie in der Bundesrepublik Deutschland, handfeste Gegner genug für einen ehrlichen Schreiber! Ich freue mich auf Ihre wortgewaltigen Artikel gegen einen gefährlichen Anwärter aufs Kanzleramt in Bonn, auf Ihre einfühlbare Parteinahme für die ‚Gast‘arbeiter (so lügen hier Worte!), auf Ihr empörtes Reagieren gegen die hier weit verbreitete, jedoch bestrittene Behinderung der freien Meinungsäußerung in Wort, Schrift und Bild, ich freue mich . . .“ Der Themenkatalog ist in der Tat aktuell, für Schriftsteller, für Staatsbürger. In diesem Sinn verstehen wir auch den Aufruf, den Künstler aus ihrer Sicht der Aufgaben für die nun beginnenden achtziger Jahre an die Kollegen, an die demokratische Öffentlichkeit der BRD gerichtet haben – keine Wählerinitiative,

sondern eine Aussage darüber, was schon im Vorfeld der kommenden Bundestagswahl zu tun ist, und was mit dem Stimmzettel zwar zu unterstützen, aber allein damit nicht durchzusetzen ist:

- Gegen den Abbau der verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten zugunsten der großen Machtapparate, begünstigt von der erschreckenden Willfährigkeit der Parteienvertreter quer durch das Bonner Spektrum
- für konkrete Abrüstungsschritte statt der Stationierung alter und neuer Generationen von Atomraketen
- gegen das fahrlässige und spekulative Bonner Atomenergieprogramm
- gegen die Zumutung, mit der Arbeitslosigkeit leben und das Aussperren derer für natürlich halten zu sollen, die um ihre soziale Sicherheit kämpfen.

Die Straußkandidatur wird als Ergebnis einer Politik der Willfährigkeit gegenüber den Interessen des großen Kapitals gewertet – und diesem von Skandalen und Korruptionsfällen umwitterten Sprecher der Rüstungskonzerne werde auch noch versichert, daß er „Demokrat“ sei und zum entsprechenden Spektrum gehöre. Gegen die Vorstellung, Strauß könne erst und allein in der Wahlkabine gestoppt werden, steht dieser Schluß:

Alle Erfahrungen aber sprechen dafür, daß sich nichts nach vorne bewegt, was nicht von denen bewegt wird, für die Demokratie kein Wagnis, sondern Lebensnotwendigkeit ist.

Redaktion *kürbiskern*

Konstantin Simonow

Wart auf mich, ich komm zurück
Aber warte sehr.
Wart, wenn gelber Regen drückt
auf die Seele schwer.
Warte, wenn der Schneesturm tobt,
wart in Glut und Wind.
Wart, wenn andere schon tot
und vergessen sind.
Wart, wenn keine Nachricht mehr,
dich um Warten bat,
wart, wenn jeder aufgab, der
noch gewartet hat.

Wart auf mich, ich komm zurück,
sei Dir ganz gewiß.
Traue nicht und wünsch kein Glück
dem, der sagt: Vergiß.
Laß die Mutter, laß den Sohn,
leugnen, daß ich bin.
Laß die Freunde, wenn sie schon
müd des Wartens sind.
Leern in Trauer sie um mich
ein Glas bittren Wein –
warte noch und hüte Dich,
mit im Bund zu sein.

Wart auf mich, ich komm zurück
wider die Gefahr.
Glaub, wer will, daß mein Geschick
nur ein Zufall war.
Wer nicht wartete, der mag
zweifeln, es sei wahr,
daß Dein Warten Tag für Tag
meine Rettung war.
Sie wird ein Geheimnis sein,
meine Wiederkehr.
Warten konntest Du allein
wie sonst keine mehr.

*Neu übertragen von
Natascha Spitz*

Friedrich Hitzer Es gibt kein fremdes Leid

Zum Tod von Konstantin Simonow

Ohne daß noch ein Wort darüber öffentlich zu hören oder zu lesen war, teilte man sich, überall im Land, in tiefer Betroffenheit mit, was keiner so recht glauben mochte: Konstantin Simonow ist nicht mehr da.

Als ich am Freitag, dem 31. August 1979 – soeben von einer Reise aus Sibirien, wo mich die traurige Nachricht erreicht hatte, nach Moskau zurückgekehrt – zur Beerdigung gehen wollte, war an ein Durchkommen durch die Menschenmenge, die von ihm Abschied nehmen wollte, nicht zu denken; Abschied nehmen von dem Mann, der für jeden, der mit ihm und seinem Werk vertraut ist, Hoffnung auf eine bessere Welt, eine Welt ohne Kriege bedeutete. Der Verkehr auf der Herzen- und Worowski-Straße um das Haus des sowjetischen Schriftstellerverbandes war zusammengebrochen. Tausende drängten zu dem großen Saal, wo der Tote aufgebahrt lag, wo Familienangehörige, Freunde, Genossen, Kollegen, Vertreter der Partei- und Staatsführung, des literarischen Lebens Ehrenwache hielten . . .

Mit allen teilen wir den Schmerz über den plötzlichen, unersetzlichen Verlust des großen Menschen und Schriftstellers, der zum einzigartigen Symbol eines Lebens und einer Literatur wurde, die mit der Verteidigung des ersten sozialistischen Landes der Welt unauflöslich verbunden ist, mit dem Kampf aller freiheitsliebenden Menschen und Völker gegen Faschismus und Imperialismus – im zweiten Weltkrieg, in den Kriegen, die diesem vorausgingen und folgten: in der Mandschurei 38, vor Moskau 41, bei der Befreiung von Auschwitz 45, in China 46, in den Dschungeln von Vietnam. „Der Leser“, schrieb Alexej Surkow, „schenkte einer jeden von Simonow geschriebenen Zeile Glauben, denn alles, was er sagte, war der verbrennenden Glut des Krieges entrissen, war in vorderster Linie gesehen worden.“

Konstantin Simonows persönliche und literarische Überzeugungskraft war Zeugnis für andere – und für sich selbst in einem so hohen Maß von geschichtlich entscheidenden Vorgängen mitgeprägt, daß jede Begegnung mit ihm zum Erlebnis wurde, als hätte man selbst daran teilgenommen, wovon er berichtete und wozu er den Leser, den Hörer zum Nachdenken einlud. Was er im Verlauf der letzten vier Jahrzehnte in rastloser Tätigkeit erarbeitet hat, umfaßt ein Werk, das zum Eigentum von Millionen Menschen seiner Heimat und vieler anderer Länder geworden ist, die in den, von ihm geschilderten Schicksalen seines Volkes etwas Eigenes wiedererkannten. Simonows beharrliche Beschäftigung mit dem Krieg ist ja mehr als die Anstrengung eines Berichterstatters und Erzählers, die Geschichte literarisch zu gestalten, das ist auch mehr als die allgemeine Mahnung für den Frieden. Simonow räumt jedem Leser, auch dem, der zur feindlichen Seite gehört, die Chance ein, mithilfe dessen, was er für ihn literarisch festgehalten hat, das Leben schätzen, verteidigen und lieben zu lernen, hilft ihm, sich dafür zu entscheiden, nicht auf Kosten eines anderen Menschen oder gar anderer Völker überleben zu wollen, sondern – im Großen wie im Kleinen – das zu tun, was einer leisten kann, wenn er ein

Teil bewußter Kraft sein will, das zu verteidigen, was die Würde des Menschen ausmacht.

Simonow verstand Humanität nie abstrakt. Lakonisch, fast schmucklos in Worten, in der Gewißheit, daß das Künstlerische nicht artistisch sein dürfe, sondern eher bis zur Bescheidenheit unauffällig sein müsse, wenn einer den Lebensäußerungen seines Volkes glaubhafte Gestalt geben will, arbeitete er unermüdlich für die Verbreitung der Wahrheit über die Kämpfe unserer Zeit. Folgerichtige und unerwartete Ereignisse treffen aufeinander, sind Ergebnisse innerer und äußerer Konflikte der Menschen, die dem so nah wie möglich kommen sollen, was wirklich geschah und nie der Vergessenheit anheimfallen darf. „Wart auf mich, ich komm zurück“ – dieses Lied aus dem großen Krieg läßt, wie andere Gedichte Simonows, verstehen, was die Soldaten der Sowjetarmee bewegte, als sie sich auf den Weg machen mußten, um die Pläne des Faschismus zu vereiteln. „Tage und Nächte“, „Die Lebenden und die Toten“, „Man wird nicht als Soldat geboren“, „Letzter Sommer“ stellen Beispiele der Simonowschen Prosa dar, die kennen sollte, wer das Wort Frieden aus dem Mund eines sowjetischen Zeigenossen ernst nimmt. Gerade als Deutscher kann man hier sich selbst und künftiges Leben besser begreifen und schätzen lernen.

Individuelles und Gesellschaftliches, Politisches und Existentielles, Nationales und Internationales finden bei Simonow gleichermaßen Aufmerksamkeit. Widersprüche und Konflikte, die aus diesen scheinbaren Gegensätzen erwachsen, bleiben eine ständige Herausforderung an den Menschen. Was wir als Themen der Epoche bezeichnen, erscheint als Aufgaben im Alltag. Die Bedürfnisse, Sorgen, Freuden, Siege und Niederlagen lassen sich nicht in Funktionen und Rollen auflösen, die dem einzelnen Menschen aufgrund äußerer Umstände zufallen: bei Simonow steht allemal im Mittelpunkt die Entscheidung, sei diese auch noch so unscheinbar, vor die jeder gestellt ist, und mit der er letztlich darüber befindet, ob er ein Rädchen einer Maschine bleibt oder ein Stück der Energie wird, aus der Wort und Tat eins werden können. Simonow entschlüsselte die „Geheimnisse“ des zweiten Weltkrieges, verband das Tolstoische und Leninsche Thema des Friedens, alles im Bestreben, wie er mir in einem Gespräch für den *kürbiskern* im Sommer 1972 sagte, der Einsicht für eine friedliche Zukunft zum Durchbruch zu verhelfen: „Wie wird die Zukunft der Menschheit aussehen? Eine Zukunft mit Kriegen oder eine Zukunft ohne Kriege?“ Offensichtlich haben wir an der Schwelle der achtziger Jahre allen Anlaß dazu, jede Anstrengung zu unternehmen, die Kräfte in Schranken zu weisen, die Kriege als Mittel ihrer Politik einkalkulieren.

Unter den Schriftstellern der UdSSR ragt Konstantin Simonow als eine Persönlichkeit hervor, in deren Arbeit die Anstrengungen einer ganzen Generation aufgehoben sind. Es sind Anstrengungen, die nicht nur mit unserer Vergangenheit, sondern auch mit unserer Zukunft als Nation zu tun haben. Simonows Romane über den Krieg nicht zu kennen, bedeutet in Anbetracht eines seit über 60 Jahren entfesselten Antisowjetismus einen wichtigen Zugang zu den Motiven und Besonderheiten von Millionen Menschen der UdSSR bei der Verteidigung ihrer Heimat, beim Sieg über den Faschismus ungenutzt zu lassen. Da ist das Russische und das Sowjetische, Soldaten und Offiziere und Zivilisten, die Intelligenzija des 20. Jahrhunderts, die sich für die Revolution und den Befreiungskampf entschieden haben, die Unversöhnlichkeit gegen Elitäres und Übermenschentum, die Überwindung von Dogmatischem und Spießigem, die Bereitschaft zur Versöhnung, zur Geduld und Offenheit, da ist

Mut und Vertrauen, auch gegenüber dem, der versagte, der, irregeführt und betrogen, zum Feind wurde.

In den 50er Jahren war Simonow leitender Redakteur („Literaturnaja Gaseta“, „Nowyj Mir“). Was er in seinem Brief an Alfred Andersch über die Entscheidung zu Pasternaks Roman „Doktor Schiwago“ darlegte, ist nur ein Beispiel dafür, daß er zu denen gehörte, die Verantwortung nicht als eine Absicherung nach oben verstehen oder den Nonkonformismus als Markenartikel vertreiben.

Simonow nutzte alle Medien; Poesie und Reportage ergänzten sich ebenso wie Prosa und Publizistik, Erfundenes und Dokumentiertes. In allem, so scheint mir, herrschte ein Grundmotiv vor, das ihn persönlich und literarisch leitete. Ich entnehme dieses Motiv dem Titel des Gedichtbandes, den er dem Volk von Vietnam widmete: „Es gibt kein fremdes Leid“. Was wissen wir davon?

Man weiß sich viel darüber zu erzählen, wie Konstantin Simonow den Deutschen begegnete, die in ihrer Mehrheit, passiv oder aktiv, als Instrumente für die Vernichtung alles Sowjetischen und Russischen hergehalten haben. Simonow erlebte den Überfall, den Vormarsch der faschistischen Armeen, sah die Spuren der Vernichtung derer, die alles niedermachten, was ein bescheidenes Überleben ermöglichte – in Rußland, in der Ukraine, in Belorußland, Polen, er war bei der Befreiung von Auschwitz, in Schlesien, bei Gleiwitz, Hindenburg, bei der Kapitulation in Berlin dabei. Ihm war auch der „Generalplan Ost“ bekannt, wonach 120 bis 140 Millionen Russen, Belorussen, Ukrainer, Polen ausgerottet werden sollten, bevor die Besiedlung der Territorien Polens und der UdSSR durch acht bis neun Millionen „Herrenmenschen“ aus Deutschland durchgeführt werden sollte. Wer jedoch in Simonows Aufzeichnungen über den Krieg von damals (in den 70er Jahren unter dem Titel „Verschiedene Tage des Krieges“ veröffentlicht), in seinen Romanen, Stücken („Russische Menschen“, „Die russische Frage“), in den Filmen („Schol soldat“) Spuren von Rache und Haß auf die Deutschen finden möchte, wird vergeblich suchen.

Seine Besuche in der Bundesrepublik Deutschland lösten bei den bürgerlichen Wortführern in Presse, Funk und Fernsehen Reaktionen der Verlegenheit und Heuchelei aus. Das war ihm ebensowenig entgangen wie die Flutwelle dessen, was in den letzten Jahren an antisowjetischer Hetze über unsere Bevölkerung ausgeschüttet wurde und inzwischen Dr. Josef Goebbels Ehre machen würde. Dennoch habe ich in all den Jahren unserer Freundschaft nie ein Wort des Ressentiments „gegen die Deutschen“ gehört, kein Wort der Ungeduld gegenüber den Kollegen, die über den Kampagnen um Dissidenten vor moralischem Opportunismus fast krank wurden und darüber die Gefahr eines neuen, letzten Weltkrieges übersehen, auch keine Empörung gegenüber denen, die Macht über die meisten Medien haben, Simonow zensierte, mißachteten, verhöhnten.

Helmut Kindler, sein Verleger in unserem Land, hatte einmal in einem Gespräch bei der Frankfurter Buchmesse, dem ich beiwohnte, dem Autor gestanden, wie schwer es sei, Simonows Bücher in der Bundesrepublik Deutschland zu verbreiten.

Einige der Gründe für diesen Tatbestand, den Kindler beklagte, hat Alfred Andersch in dem „Öffentlichen Brief an einen sowjetischen Schriftsteller, das Überholte betreffend“ dargelegt. Konstantin Simonow schloß seine Antwort an Alfred Andersch mit einem Hinweis auf die Gespräche darüber, „was die Literatur leisten soll, damit in den Wörtern ‚Zweiter Weltkrieg‘ das Adjektiv ‚Zweiter‘ durch

das Adjektiv ‚Letzter‘ ersetzt werden kann“, „um die Menschheit zu zwingen zur Besinnung zu kommen und die Aufzählung der Kriege bei ‚zwei‘ zu beenden, weil schon keiner mehr da sein wird, bis vier zu zählen, wenn man bis zur Drei gekommen ist.“

Für viele Deutsche in unserem Land hat Konstantin Simonow gar nicht gelebt. Sie haben ihn nicht kennenlernen können, sie kennen keines seiner Bücher. Aber wir wollen, seinem Wunsch folgend, alles nur Erdenkliche tun, um das durchsetzen zu helfen, wofür er ein Leben lang gearbeitet hat, wofür 20 Millionen seiner Landsleute ihr Leben lassen mußten – für einen dauerhaften Frieden.

An jenem 31. August 1979 sagte *Hermann Kant* im großen Saal des sowjetischen Schriftstellerverbandes einige Worte, die zeigen, welche Bedeutung darin liegt, wenn ein Deutscher diesen Freund unseres Volkes wirklich kennengelernt hat, nicht nur für sich, sondern dank auch der Tatsache, daß Simonow in der DDR kein Fremder ist. Im Sinn dieser Worte, so meine ich, lohnt es sich, für eine Gemeinsamkeit der beiden vor 30 Jahren entstandenen deutschen Staaten zu arbeiten, wofür allerdings wir, die Bürger der Bundesrepublik Deutschland, noch einiges an Brandresten und Brandherden des Krieges zu bewältigen haben.

Hermann Kant

Rede zum Abschied von Konstantin Simonow

Freundschaft ist ein wunderbares und immer gefährdetes Wort. Es ist gefährdet, weil es allzu viele allzu rasch und allzu unbedacht benutzen. Es abnutzen und entwerten. Aber das Wort Freundschaft hat die wunderbare Eigenheit, zu neuem Wert, zu neuem Glanz, zu neuer Wirkung zu kommen, wenn der richtige Mensch Gebrauch von ihm macht. Wenn einer, der die Wahrheit liebt und sie verteidigt, von Freundschaft spricht, kommt das Wort zu seiner alten Würde.

In Konstantin Simonow haben wir einen solchen Menschen gehabt. Er hat auf eine manchmal fast stille, auf immer bedachte Weise die Wahrheit bei ihren Namen genannt, bei rauchgeschwärzten schrecklichen Namen und auch bei zärtlichen Namen, in denen die Wärme der Sonne wohnte.

Weil er das Leben schützen wollte, ist er dem Krieg auf seiner blutigen Spur geblieben.

Und dann hat er uns gesagt, was er aus dieser Fährte gelesen hatte.

Was nicht vielen Menschen glückt, ihm ist es gelungen: Er hat andere auf andere, auf bessere Wege geführt – indem er ihnen die Wahrheit sagte.

Daß zu jenen, zu denen er durchgedrungen ist, auch das Volk gehört, dem ich zugehöre, hebt mir das Herz und preßt es doch zusammen:

Welch eine Kraft dieses Mannes, und dennoch wurde sie nun von einer anderen besiegt.

Wurde sie besiegt? Ja, und der Schmerz darum drückt uns nieder. Aber auch nein, denn jener Konstantin Simonow, der den Frieden verteidigte, indem er den Krieg beschrieb, jener Konstantin Simonow, der dem Wort Freundschaft neuen Glanz gegeben hat, ist unbesiegt.

Sergio Ramirez Hast du Angst vor dem Blut?

Als sie an einem Märztag gegen Abend an die Küste nach Siuna kommen, finden sie vor dem von Yankeeflugzeugen in Brand geschossenen Rathaus einen alten Mann, der auf einer Tür im Sterben liegt. Um ihn herum, auf den angekohlten Steinen des zerstörten Hauses, sitzen Leute, unter ihnen ein fünfzehnjähriger Junge, das Akkordeon auseinandergezogen, die Finger auf den Tasten. Eine dunkelhäutige dicke Frau mit einem breitrandigen Hut kniet im Straßenstaub und drückt ein nasses Taschentuch über dem zahnlosen Mund des Alten aus, der wie eine dunkle Stichwunde geöffnet ist, um die schmutzigen Tropfen aufzunehmen.

Sie wollen, auf der Suche nach einer Unterkunft, schon weitergehen, als sie an der verbrannten Wand des Rathauses, unter einer dreckigen Decke versteckt, einen seltsamen achteckigen Kasten sehen. Der Alte hebt die linke Hand, zeigt auf das verhüllte Ding und lallt etwas, das nur die über ihn gebeugte Frau versteht, die es mit lauter Stimme an die anderen weitergibt, wobei sie bei jedem Wort wie zur Bestätigung mit dem Kopf nickt: daß da sein *Toro-rabón* sei, sein Armeleute-Roulett, mit dem er sein Leben lang von Jahrmarkt zu Jahrmarkt gezogen sei; er habe darunter geschlafen, und einmal sei sogar ein Kind darunter geboren worden; er habe mit ihm Wolkenbrüche, Dürren und Überschwemmungen, Kriege und Zugentgleisungen, Messerstechereien in Spelunken und auf Hahnenkampfpflätzen erlebt, Glück nehmend und Glück gebend auf allen Kirchenfesten Nicaraguas; und ob einer es ihm abkaufen wolle, damit seine Frau in ihr Dorf Malacatoya zurückkehren könne, aus dem er sie einmal nach einem Fest mitgenommen habe, weil er es leid gewesen sei, allein durchs Leben zu irren.

Da legt Taleno der Vater seine Habseligkeiten auf die Erde, wischt sich die Hände am Hosenboden ab, hockt sich neben das Paar und flüstert der Frau ins Ohr, leise, damit die anderen ihn nicht hören, vielleicht aus Scham darüber, mit einem Sterbenden Geschäfte zu machen: Für wieviel würden sie es ihm denn lassen, das *Toro-rabón*? Und die Frau antwortet mit schriller Stimme, für dreißig Cordobas gehöre es ihm, das sei geschenkt. Taleno der Vater sieht nachdenklich auf den Sterbenden und spricht dann auf die Frau ein, den Mund nahe an ihrem Ohr, als habe er ihr ein Geheimnis anzuvertrauen: Das sei aber etwas teuer, denn neu kosten diese Rouletts in Masaya, wo sie hergestellt werden, kaum vierzig. Und wieder beugt sich die Frau über die Brust des Alten, um ihn besser zu hören: Das sei ein so schönes Exemplar, wie man es selten finde, in einem Stück gearbeitet aus Guajakaholz wie die Christusfiguren früher. Und Taleno der Vater, aufmerksam wie immer, verscheucht mit einer leichten Geste seiner Hand die Fliegen von der Stirn des Alten – und bietet zwanzig. Dann gib es ihm eben für zwanzig, Frau, und geh zurück in dein Dorf, ist das letzte, was der Alte ihr sagt, und Taleno der Vater zählt ohne ein Wort zu sagen die Münzen auf den Boden, den Trinidad mit einer Lampe beleuchtet, weil man jetzt fast nichts mehr sieht, Zehn-Centavo- und Fünfundzwanzig-Centavostücke, glatt, mit abgewetzten Rändern, die die Frau in das nasse Taschentuch einwickelt und zwischen ihren Brüsten verwahrt. Mit Trinidads Hilfe hebt Taleno der Vater den glücklich eroberten Schatz hoch, und zu zweit bringen sie ihn zum Gasthaus, währenddessen sie ihre Sachen zurücklassen; und als sie dann die Pappkartons und Koffer in ihr

Quartier schleppen, kommt die Frau hinter ihnen hergelaufen, ganz außer Atem: sie habe vergessen, ihnen den Turm des *Toro-rabón*, zu geben und die Kugeln, den Turm aus Blech mit den Drahtfüßen, die in die Mitte des Rouletts gesteckt werden, und die dicken Glaskugeln, die sie in einer runden Puderschachtel aufbewahrt; und sie lächelt ihnen zu, die Frau, als ob sie noch auf ein Wort warte, den riesigen Hut mit einem Schnürsenkel festgebunden, der in das Fett ihres Doppelkinns schneidet; natürlich würde sie nicht nach Malacatoya gehen, wo sie keinen mehr hat, und außerdem reiche das bißchen Geld grad aus, um einen Sarg zu kaufen. Als sie im Wirtshaus sind, setzen sie sich auf die Steinbank am Herd, auf dem die drei Schwestern, denen das Gasthaus gehört, das Essen kochen, die Gesichter vom Feuer gerötet, und keiner von ihnen läßt die Augen von dem *Toro-rabón*, das noch immer eingepackt an der Wand lehnt; und während sie auf das Abendessen warten, steht Taleno der Vater auf und bittet um etwas Cantil, das er auf einer Kachel in Wasser auflöst. Dann kramt er seine Zahnbürste hervor, taucht sie in die Farbe und schreibt auf die Decke:

*Eigentum von José Asuncion (Chon) Taleno
gekauft in Siuna, April 1934.*

Von nun an schlafen sie auf Parkbänken, in den Vorhallen der Kirchen, in den Eingängen der Rathäuser. Die Dorfplätze dröhnen wider von der Festmusik, Feuerwerkskörper explodieren, Knallfrösche platzen, und Taleno der Vater steht auf der Tribüne neben seinem Roulett, das Gesicht von der Farbe getrockneten Tabaks, das Baumwollhemd bis zum Hals zugeknöpft, mit kleinen, lebhaften Augen, auf seiner Zigarre kauend. Seine Stimme klingt rau, wenn er zum Setzen auffordert, und aufmerksam verfolgt er die Kugel, die vom Turm herabfällt, über schwarze und rote Felder springt, bis sie in einem Loch liegen bleibt, aus dem er sie mit geübtem Griff wieder herausholt, um danach mit einem Faustschlag den Gewinner bekanntzugeben und die Gelder einzusammeln.

Und es ist an einem dieser Abende, als Trinidad das qualvolle Bedürfnis überfällt, reich zu werden, denn daß Taleno der Vater es mit seinem Roulett zu nichts bringen wird, hat er längst erkannt; er schlendert zwischen den Spieltischen umher, bis es regnet oder die lärmende Musik verstummt; er mischt sich unter die Spieler, die schon besiegt sind, ehe sie die Geldscheine auf die feuchte Filzdecke blättern. Mit ihnen verfolgt Trinidad die Umdrehungen der Scheibe und beobachtet, wie sich ihre Glückszahlen in Nichts auflösen; er lauscht dem trockenen Ton des Blechstreifens, der über die Stachel der rotierenden Scheibe streift, und wünscht sich, eines Morgens Taleno dem Vater entgegenzutreten und ihm die mit Scheinen vollgestopften Taschen zeigen zu können, er, Trinidad, der die Spielbank gesprengt und die erwachsenen Männer besiegt hat.

Und eines Tages hat Taleno der Vater seinen Roulettisch vor der Pfarrkirche von Comalapa oder vielleicht auch von San Pedro de Lóvago aufgebaut, als jemand kommt und ihn fragt, ob er der Vater des Jungen sei, der von einem Stier erfaßt wurde; ein Gutsbesitzer habe von seinem Logensitz aus dem, der es wagen würde, sich dem schon eingefangenen Stier zu stellen, fünf Córdobas versprochen, und der Junge sei aufs Podium geklettert und habe sich dem Mann angeboten, der ihn mit Gelächter empfangen und sich vor allen über den Mut des Jungen lustig gemacht habe; aber endlich habe er eingewilligt, daß man ihm das rote Tuch reiche, das so groß war, daß es über den Boden schleifte, als er in die Arena hinabstieg; und kaum sei der

Stier von seinen Fesseln befreit gewesen, sei er, während die Böllerschüsse losgingen, unter dem Geschrei der Zuschauer auf den Jungen losgestürzt und habe ihm, ohne sich von den Reitern ablenken zu lassen, den Bauch aufgeschlitzt, so daß die Gedärme herausgequollen seien.

Und Taleno der Vater verläßt das Roulett und folgt dem Mann zur Arena; aber unterwegs kommt ihm schon der Zug mit dem Verletzten entgegen, der in einem Bett mit Baldachin getragen wird, das irgend jemand aus seinem Schlafzimmer zur Verfügung gestellt hat, und als sie aufeinandertreffen, heben die Träger das Bett, das mit seinen Vorhängen und den mastenähnlichen schwarzen Pfosten wie ein Schiff aussieht, von den Schultern, damit er sich den Jungen anschauen kann.

Trinidad wendet das mit Erde verklebte Gesicht mühsam Taleno dem Vater zu und windet verlegen das Band des Kruzifixes, das ihm die Besitzerin des Betts in die Hänge gelegt hat, um seine Finger; und während sie ihn erneut hochheben, schimpft Taleno der Vater wütend auf ihn ein, was ihm einfiel, sich da herumzutreiben, während er sich abschinde für das tägliche Brot, und immer noch schimpfend bittet er, ihm das Tuch zu überlassen, das die riesige Blume der Eingeweide hält, und er trägt sie, neben dem Bett hergehend, wie eine Reliquie, darauf bedacht, nirgends anzustoßen, bis einer der Träger fragt, wohin sie das Bett bringen sollen, und Taleno der Vater, der sieht, daß die Gedärme still geworden sind, antwortet: Nirgendwohin.

Ludwig Fels Späte Wanderjahre

Nach meiner Geburt hat mich meine Mutter behalten: 23 Jahr. Dann hab ich geheiratet, für 9 Jahr und noch länger. Eine Zeitlang hab ich von einem Wohnwagen geträumt und von Häusern zwischen Bergen und Meer. Plötzlich hab ich bei jedem Händeschütteln Kettenrasseln gehört, hab sie mir hinterher abgehackt in Gedanken und in die Taschen gesteckt, wo sie durch die Löcher gerutscht sind, auf die Zementklötze fallend, in denen meine Füße eingemauert sind bis zur Leistenengegend. Und als ich den Kopf hochhob, bekam ich einen Helm ins Gesicht, als ich mich dann duckte, wurde mir ein Haufen Arbeit gezeigt, die ich machen sollte. Ich tat auch das, ohne es gern zu haben. Ich hab immer daran gedacht, wo denn mein schönes Leben ausbleibt, aber wen ich auch drum anfragte, keiner hats gewußt, jeder war zu beschäftigt und unhörbar geworden. Sonntags hatte ich Zeit, mein Geld zu zählen, vorm Frühstück war ich fertig damit, zwischen Zähneputzen und Kämmen wars ausgegeben. An jedem Straßeneck hab ich einen Rausch gehabt, was aber noch gegangen ist, denn jetzt sauf ich schon auf dem Weg zum Schreibtisch und bereu keinen Fehler mehr. Dann hab ichs gepackt, wie man so sagen hört, weil ich mußte, weg da und nirgendwo hin, feig hab ich mich begleiten lassen und nachgegeben, als die Einrichtung über die Taschentuchränder hinausgewachsen ist. Ich weiß, ich hätt nichts brauchen dürfen, höchstens ein einziges Buch im Kopf und ein harmloses Wiegenlied am Sarg. Von andern hab ich mir meine Erlebnisse erzählen lassen und mir etwas angedichtet. Wird Zeit, daß ich den Gürtel enger schnall. Vielleicht um den Hals.

Die ganz gewöhnliche Wirklichkeit

Die ganz gewöhnliche Wirklichkeit ist ganz schön und viel. Eben kam ein alter Mann den Bergweg herauf, stieß mit seinem Hackelstecken Löcher in den Boden und lobte den kühlen Wind. Er blieb stehn, schlug seine Joppe auf, der Hals einer Flasche Bier schaute aus der inneren Brusttasche, er klopfte auf eine Seitentasche, sagte: Da hab ich ein Stück Brot, ich muß was arbeiten! Dann hob er seinen grauen Strohhut von der schweißelnden Stirn, wischte im Kreis und sprach durch gesunde Zähne, daß er schlecht hörn tät. Er ist jetzt bloß ein paar Schritte weg, hatte einen silbernen Schnauzbart, sorgfältig gezwirbelt, und sein Leben möcht ich haben im Kopf. Ich stell mir vor, er war Bauer, bestimmt zweimal im Krieg, einmal als patriotischer Rotzlöffel, das andere Mal als Zwangsnationaler. Vielleicht war er einmal in Kamerun und danach in der englischen Wüste. Aus der Entfernung hab ich seine Augen nicht gesehn. Es hagelte Kirschen zur selben Zeit.

Wo lag er mit seiner Frau? Das Gras hat sich aufgerichtet. Wieviel Stück Vieh hatte er im Stall? Wieviel Kinder hat er noch? Wieviel Boden nannte er sein eigen? Ich glaub, er würd sagen, du zählst nichts, eine Gegend braucht kein Namensschild. Bis er wieder vorbeikommt auf dem Rückweg, werd ich älter sein und er wird mir mehr gleichen. Verfolge ich ihn mit meiner Zutraulichkeit? Deshalb, weil ich weiß, daß er mir nimmer gefährlich werden könnt? Die Jüngern haben zwar auch keine Macht, aber sie liebäugeln mit ihr. Ich träum, morgens stellt er seine Kaffeetasse in einem leeren Vogelnest ab, geht rüstig auf den Friedhof, wo immer jemand liegt, den man gekannt hat. Dort blühn Blumen wie samtene Fetzen. Hier sterben noch weniger Leut.

NB: Später hab ich erfahrr, daß er der Vater des buckligen Frisörs ist, der immer in seinem Goggo vorbeihupft. Dann hat er uns letztens den ersten Pffifer gezeigt, den er im Wald gefunden hat; er war noch zu klein zum Teilen.

Fixes Fragment

Ich tu mal so, als würd ich einen Maler, der italienische Landschaften, am liebsten die Toskana, mag, eine Generalmusikdirektorssekretärin, einen Kunstpädagogen, der zukünftige Heimleiter unterrichtet, und eine stramme Lehrerin kennen, alle auf einmal.

Aber sowas geht nicht. Sie sind untereinander verheiratet, besitzen gemeinsam ein Wochenendurlaubsferienhaus in den fränkischen Bergchen, essen gut und trinken viel, besonders die Männerleut, gärteln, köcheln, relaxen, wie die Deutschen sagen. Einer von ihnen gibt Malkurse an der Volkshochschule, arbeitet als Grafiker fürs Germanische Nationalmuseum, stammt aus Sachsen, schimpft trotzdem marxseidank auf den demokratischen Kapitalismus und umgekehrt und sozialisiert sich am Künstlerstammtisch in irgendeiner Bratwursthütte. Seine Sie hat einen GMD zu versorgen, der sich im Sommer Wolldecken, nicht unter sieben Stück, nach Catania mitnimmt, von ihr in jedem Hotel, zu dem er reist, anrufen läßt, ob die Heizung eingeschaltet sei, Wärmflaschen im Bett bereitlegen. Dieser neurotische Hypochonder, nebenbei bemerkt, kurateliert die Städt. Bühnen Nbg. Abt. Musiktheater, ist ein unbenotetes Ruhmesblatt und die Sie sein tippender, telefonierender Irrenwärter, die Hebamme seiner musischen Potenz; dabei gibt es Dirigenten, die brächten es fertig, Männerorchester mit dem Geschlechtsstab zu dirigieren, was Musik sinnlich machte.

Der Kunstpädagoge ist Ex-Thüringer, hats sich zum Künstler hochjobben, durchhungern wollen, zuviel Bedürfnisse versäumt; jetzt besteht er grundsätzlich aus gebildeten Argumenten, ist aufs Vexierte fixiert. Seine Frau läßt sich in eine italienische Gastarbeiterkinderklasse versetzen. Wegen ihrer deutschen Kollegen. Ich glaub, das langt. Will und kann da nicht umeinanderträumen wie ein vor Geschichten aufbrausender Wirbelwind. Die Männer genießen forsch den Haushalt, den sie nicht bewerkstelligen müssen, die Frauen fügen sich der Konfliktscheuheit ihrer Gatten, sie bemutternd wie altersschwache Geliebte, in der Politik halten sie den Mund und diskutieren über Rezepte.

Ein eigener Mensch

Er hat keine Erbschaft zu erwarten. Er schickt Päckchen nach Amerika. Er schimpft auf die Russen. Er ißt gern Kraut und Nudeln. Das Weiße Haus möchte er am liebsten mit Vodka anzünden. Er hat sich in den Kopf gesetzt, sich von allem freizuhalten. Auf seinem Balkonanteil hat er keinen Rasen gesät. Seine Meinung ist, daß es ehrvoller sei, in deutschen Disteln zu stehn. Die Zonengrenze ist ihm lediglich ein Stacheldrahtdorn im Aug. Drüben, sagt er, fressens und saufens nicht weniger wie hier auch und leben trotzdem nicht so schlecht. Zu Fraun ist er vor lauter Arbeit nicht gekommen. Und im Bett hätte er bloß nochmals Kraft gebraucht und nichts dabei verdient. Er arbeitet als Einschaler im Akkord. Bis wir oben sind und fertig, sagt er, ist unten längst wieder Altbau. Mir tut immer die schöne Erde leid, die Würmer stoßen sich den Kopf am Beton. Er schneidet sich die Haare selber. Ohne Spiegel! erklärt er stolz. Er hat einen Fernseher. Den läßt er nicht repariern. Sonst säh er sich nicht mehr drin. Er hält nur das Nötigste von sich. Freitag und Montag liegen am nächsten beinander, sagt er. An schönen Sonntagen geht er ringsum spazieren und träumt den Wirtshausbefindungen von Stadtwurst mit Musik vor. So vergehn auch die. Er hat nur sich. Was er aufschnappt, spottet er sofort wieder aus. Er hat nichts vor. Er wird sich die Rente auf den Friedhof überweisen lassen. Er spricht bei jeder Gelegenheit davon, daß sie in Amerika Neger haben. Denen schickt er Kokosnüsse. Er möchte nie ein schlechter Kerl werden. Dazu nimmt er sich gar nicht die Zeit.

O. Sahmann immerzu weihnachten

wir arbeiteten
mit heißem
wachs. welch
schöne bilder
aus meiner kind-
heit erzeugte
in mir dieser
geruch! aber
sie sagten, in
diesem wachsdampf
lauere möglicher-
weise ein gift!

Susanne Krahe Der Tag, an dem ich glücklich war

Das war ein regnerischer Montag. Ich hatte verschlafen und meldete mich krank; ich wollte nicht zur Arbeit gehen. Eine Weile lief ich unschlüssig in der Wohnung umher, stellte das Radio an, blätterte nachlässig die Zeitung durch und aß einen Apfel zum Frühstück. Einen kleinen, roten Apfel, der vor Gesundheit nur so strotzte und herrlich saftig schmeckte. Als ich ihn verzehrt hatte, wollte ich einen zweiten von dieser Sorte essen, aber ich fand keinen mehr. Das war gut so, denn ein zweites von diesen Prachtexemplaren hätte mich die Kostbarkeit eines süßen Apfels mißachten gelehrt. Es war gut so, es war alles gut.

Ich zündete mir eine Zigarette an. Zufällig wurde zu diesem Zeitpunkt gerade mein Lieblingslied im Radio gespielt und ich freute mich sehr darüber. Ruhig und glücklich träumte ich vor mich hin, genoß meine Zigarette und wußte plötzlich, daß dies der Anfang eines besonderen Tages war. Etwas lag in der Luft, etwas elektrisierte meine Nerven und trieb mich hinaus. Es war ein eigenartiges Gefühl und schwer zu beschreiben. Ich fühlte mich unerhört aufnahmebereit, als gelte es, wichtige Erfahrungen zu sammeln. Wie im Fieber ergossen sich Schwäche und Kraft gleichzeitig über mich. Mut kam hinzu, die Ahnung von großen Taten, und ein unbändiger Wille zum Glück.

Da hielt ich es nicht länger in meinen vier Wänden aus, da zog es mich an die Luft. Es regnete zwar, aber was bedeutete das schon?

Ein besonderer Tag hatte begonnen, ein ganz besonderer. Ein glücklicher Tag. In der Stadt waren noch alle Fensterläden geschlossen und die Straßen gähnten müde und leer. Nur einige verspätete Schüler hasteten durch den Regen und störten die friedliche Idylle. Sie fluchten leise vor sich hin. Ein gottverdammter Tag, dachtensie, nur weil der Morgen ihnen Regen und eine Eintragung ins Klassenbuch bescherte. Sie hatten keine Ahnung. Wer weiß, ging es mir durch den Kopf, vielleicht werdensie es einmal lernen.

Ich lungerte in den Straßen herum und wartete, bis die Kaufhäuser geöffnet wurden. Als es endlich soweit war, spazierte ich ziellos durch eines hindurch. Lederabteilung, Herrenbekleidung, Schreibwaren, Jeans. Ich probierte eine Hose an und betrachtete mich lachend im Spiegel: sie hing mir schlotternd an den Hüften herab und ich sah aus, als wolle ich darin ertrinken. Ich lachte so laut, daß ich gar nicht bemerkte, wie eine Verkäuferin herbeigelaufen kam und nun mit offenem Mund in der Kabinentür stand, um mich zu betrachten wie einen entlaufenen Elefanten.

„Warum lachen Sie?“ fragte sie entgeistert und während ich ihr dummes Gesicht betrachtete, begann ich noch lauter zu lachen. Nein, wie ulkig! Nein, wie ich aussah, wie sie aussah! Schließlich nahm ich mich zusammen und antwortete ihr glucksend: „Sehe ich nicht unmöglich aus?“

Sie starrte immer verblüffter und machte einen äußerst entsetzten Eindruck, geradezu so, als wollte sie im nächsten Augenblick zu schreien beginnen oder die Flucht ergreifen. Wie peinlich für sie.

Da ich ihr eine Blamage ersparen wollte, erklärte ich offenherzig: „Wissen Sie – ich bin nämlich glücklich.“

Sie verstand nicht, was mich anfangs ein wenig ärgerte. Glücklicherweise überwog jedoch mein Wohlwollen.

„Glücklich, verstehen Sie? Mir springt das Herz vor Freude in den Hals. Richtig glücklich bin ich!“

Das arme Kind errötete. Ob aus Scham oder etwa aus Angst, weiß ich nicht. Jedenfalls irritierten mich ihre entsetzt aufgerissenen Augen und mir kam der Gedanke, daß sie mich möglicherweise für verrückt hielt. Kein Wunder, sagte ich mir, kein Wunder.

Mit einem freundschaftlichen „Guten Morgen“ verabschiedete ich mich und ließ sie stehen. Ich trug noch immer die weite Hose und beabsichtigte keinesfalls, sie heute noch einmal auszuziehen. Da die Verkäuferin mich nach der Bezahlung zu fragen vergaß, gab ich mir auch keine Mühe, mein Geld loszuwerden. Verschlagen grinsten wir in mich hinein: der Reiz, gestohlene Kleidung am Leibe zu tragen, stachelte meine Freude nur noch an. War ich den Menschen heute nicht einmalig überlegen? Sie ahnten nicht, daß es ein Kaufhausdieb war, der sich da unter sie mischte. Und die Verkäuferin? Bedauernswertes Geschöpf. Sie war bestohlen worden und hatte es nicht einmal bemerkt. Sie wußte nichts. Sie wußte nicht einmal, was Glück bedeutete.

Wieder auf der Straße, traf ich einen alten Bekannten. Er grüßte mich nicht, schien mich nicht zu erkennen und beinahe hätte mich seine Gleichgültigkeit beleidigt. Jedoch beruhigte ich mich schnell. Es ist gut, es ist alles gut. Laß ihn gehen, laß ihn laufen. Zur Arbeit, in die Hetze, wohin auch immer. Ach, laß ihn rennen. Die Stadt belebte sich. Menschen, überall Menschen, die ihre Zeit verloren hatten. Eine alte Frau schleppte sich an zwei Taschen krumm und ich überlegte, ob ich ihr vielleicht zur Hand gehen sollte. Aber dann sah ich ihr Gesicht, bemerkte böse Augen und einen streng zusammengebißenen Mund. Sie würde meine Hilfe nicht danken. Ach, macht doch, was ihr wollt! Ignoriert mich, lacht mich aus, beschimpft mich! Ich will nichts davon wissen.

Bis zum Mittag lief ich in den belebtesten Einkaufsstraßen herum, ohne bestimmtes Ziel, ohne Eile. Ich schaute mir die Auslagen der Schaufenster an und fand das alles ungeheuer komisch. An einem kleinen Stand ließ ich mich von einem kichernden Alten eine Portion Eiscreme verkaufen, die ich mit kindlichem Behagen aufschleckte. Wie lange hatte ich kein Eis mehr gegessen!? Es mußten Jahre darüber vergangen sein. Wie dumm von mir! Ich liebte Eiscreme über alles und verstand nicht, warum ich so lange darauf verzichtet hatte.

An der Marktkirche schlug die Uhr zwölf und gab mir ein stilles Zeichen, mich nun aufzumachen. Wohin? Ich wußte gar nicht wohin. Der Gedanke war mir ganz plötzlich gekommen, doch erschien er mir sogleich fantastisch. Fort von hier, fort aus dem Menschengewirr. In ruhige altbekannte und geliebte Straßen. In ein neues Leben.

Ich ging schneller, lief, rannte. Die Leute drehten sich verblüfft nach mir um, aber das störte mich nicht sonderlich. Sollten sie doch denken, was sie wollten. Für mich war alles gut. Es war alles, alles gut.

Eine halbe Stunde später hatte ich dann mein Ziel erreicht und wunderte mich über die Klarheit, mit der ich es gekannt und dennoch nicht bewußt gedacht hatte. Auf einmal – aber nein, es kam gar nicht plötzlich, ich hatte es seit Stunden geplant – schlich ich um ein allzu bekanntes Haus herum. Hier hatte ich schon als Schüler

gestanden und fiebernd auf den ersehnten Augenblick gewartet, da sich die Tür öffnen und X herauskommen würde. Dann hatte ich X verfolgt, war X in jedes Geschäft nachgegangen und hatte mich bemüht, die Aufmerksamkeit meines ahnungslosen Opfers auf mich zu lenken, was mir allerdings nie recht gelungen war. Ich hatte X geliebt, sehr geliebt. Nun lag die Schülerzeit ziemlich weit hinter mir, aber die Erinnerung und meine Liebe waren frisch geblieben, ganz ungetrübt vom Nebel der Zeit. Und heute pochten sie erneut in meiner Brust, heute forderten sie mich auf, noch einmal mein Glück zu versuchen. Ich wollte X wiedersehen. Ich hatte Glück! Heute hatte ich immer nur Glück. Mein Gott, ich danke dir für deine Fürsorge.

Schon von weitem hatte ich das Auto erkannt, den weinroten Sportwagen mit schwarzem Verdeck, dem ich als Schüler heimlich über den Türgriff gestreichelt hatte. . . . X stieg aus, zog das Garagentor so mühsam wie eh und je herunter, und wollte schon ins Haus entfliehen. Da legte ich X meine Hand auf die Schulter und sagte zitternd „hallo“.

X erkannte mich sogleich, schien aber sehr überrascht, wenn nicht verstört. Du hast mich nicht erwartet, nicht wahr? fragten meine Gedanken. Du hast mich verschollen geglaubt.

„Du bist hier?“

Ich nickte nur, errötete, wie es mir schon als Schüler dauernd passiert war. Mein Herz trommelte heiß und wild gegen meine Rippen und der Schweiß brach mir aus. Wie damals, wie damals! Das Gefühl erschien mir heilsam und wunderbar; da wußte ich erst, wie lange es mir gefehlt hatte.

„Du wohnst wieder hier?“

„Ja, ich wohne hier, gar nicht weit. Seit zwei Jahren wohne ich wieder hier.“

„Seit zwei Jahren . . . bei deinen Eltern?“

„Oh nein . . . ich habe meine eigenen vier Wände. Ich wollte nur wieder zurück, in diese Stadt . . . nicht unbedingt zu meinen Eltern.“

Verlegen biß ich mir die Lippen weiß.

„So . . .“ X sah mich nachdenklich an. „Du hast Gewicht verloren, nicht wahr?“ Mir fiel ein, daß ich eine viel zu weite, zu allem Überfluß auch noch gestohlene Hose trug. Gestohlen? Mein Gott, wirklich, ich hatte gestohlen. Beinahe wäre ich in ein grausames Lachen ausgebrochen. Siehst du? So weit ist es mit mir gekommen. Nun stehle ich schon, nun betrüge ich arme Verkäuferinnen.

„Nein, das scheint nur so,“ sagte ich und lächelte ein dummes, kindisches, von so viel Glück zeugendes Lächeln, daß X erschrocken den Blick senkte.

„Wie geht es dir?“ hörte ich den geliebten Menschen fragen und nahm die alte, schmerzliche Gleichgültigkeit in seiner Stimme wahr. Es hatte sich nichts geändert. Nichts, nichts, nichts würde sich jemals ändern.

„Oh, es geht mir gut, es geht mir ja so gut!“ schrie ich und fühlte wütende Tränen in mir aufsteigen. „Aber niemand glaubt mir, weißt du? Niemand glaubt, daß ich glücklich bin. Verstehst du? Ich bin glücklich wie nie. Glücklich, glücklich, glücklich!“ Die letzten Worte hatte ich gebrüllt, als stünde ein Schwerhöriger neben mir.

„Das freut mich. Du glaubst nicht, wie mich das freut.“

Du verstehst mich nicht. Du glaubst, ich habe eine neue Liebe gefunden. Nein, nie hast du mich verstanden. Warst immer blind, hast immer die Augen vor mir

verschlossen. Aber es ist gut, es ist alles, alles gut.

Ich verabschiedete mich und hörte X wie aus weiter Ferne sagen:

„Du mußt mich einmal besuchen. Nächste Woche? Nächsten Monat? Wann hast du Zeit?“

„Oh, ich habe immer Zeit“, schrie ich über die Straße, „immer! Und ich komme bestimmt, komme ganz sicher.“

Aber ich wußte doch, daß ich nicht kommen würde. X würde mir nur wehtun. X würde mir mein Glück und meinen Frieden rauben und viele schreckliche Dinge sagen, die mir nächtelang den Schlaf kosteten. Nein, ich werde nicht kommen, dachte ich. Ich werde nie mehr kommen.

Meine Stimmung war ein wenig gesunken, aber ich fühlte nach wie vor das Flimmern in der Luft, die Wärme des Regens. Warmer Sommerregen, dich habe ich lieb. Ich danke dir, daß du meine Kleider durchweichst. Es schwappt so schön, es klatscht so schön. Ich danke dir, daß ich hier draußen stehen kann und daß du X nicht überredet hast, mich ins Haus zu bitten. Ich danke dir, daß ich langsam zu frieren beginne. Immerhin fühlte ich mich noch glücklich genug, eine Currywurst zu kaufen und mit regem Appetit in mich hineinzustopfen. Ich dachte an meinen Frühstücksapfel und fand, daß ich heute wunderbare Mahlzeiten zu mir genommen hatte. Und das Eis, ja, das Eis! Heute war ein wunderbarer Tag.

Draußen hörte es auf zu regnen. Zuerst bedauerte ich das tief. Als ich dann allerdings die Sonne auf meiner Haut spürte, als sie meine Haare und Kleider zu trocknen begann, als sie mir so warm und so wohltuend vorkam wie nie zuvor, da fiel ich vor Dankbarkeit auf die Knie und küßte das Pflaster. Die verwunderten Gesichter der Passanten brachten mich keineswegs in Verlegenheit. Ich freute mich. Und jeder durfte das wissen. Jeder.

Die Sonne brannte immer heißer. Bald zog ich meine Jacke aus und hängte sie mir locker über den Arm. Es war warm, es war Sommer! Nie hatte ich dies Geschenk dankbarer entgegengenommen. Ich dachte an X und betete zu Gott, daß er auch diesem Menschen einen solch wunderbaren Tag bescheren möge. Ich wollte, daß X so glücklich sei wie ich.

Am Brunnen spielte ein kleiner Junge. Er tauchte seine Hände ins Wasser und ließ die perlenden Tropfen fasziniert durch seine Finger rinnen. Eine Weile blieb ich abseits stehen und sah ihm zu; dann wagte ich mich heran und setzte mich neben ihn auf den Brunnenrand.

Meine Gegenwart machte ihm gar nichts aus. Im Gegenteil, er bezog mich in sein Spiel ein.

„Wie heißt du?“ fragte er mich mit jenem unschuldigen Charme der Kinder. Ich nannte ihm meinen Vornamen.

„Ich heiße Felix,“ gab er mir keck zur Antwort und als ich ihm geistesabwesend durch die Haare fuhr, sah er mich ganz eigenartig an.

„Warum tust du das?“

Ich wußte keine Antwort. Mein Herz war so überfüllt mit Glück und Frieden, daß ich dies Gefühl nicht auszudrücken vermochte. Erst als der Junge mir dann fortlaufen wollte, fand ich meine Sprache wieder.

„Soll ich dir was zeigen?“

Seine Augen leuchteten auf. „Oh ja!“

„Weißt du, wie man ein Schiffchen bastelt?“

„Eins aus Papier?“

„Ja.“

„Ich habe vergessen, wie das geht.“

Ich sah ihm wohl an, daß er mich beschwindelte. Offenbar wollte er nur mein Können in Sachen Schiffchenbauen auf die Probe stellen. Nun gut, ich hatte nichts dagegen.

„Hast du ein Blatt?“

Er zog einen Bogen Zeitungspapier aus der Tasche und erklärte, daß sein Schulbrot darin eingewickelt gewesen sei. „Deshalb die Fettflecken. Das macht doch nichts?“

„Nein,“ beruhigte ich ihn. „Das macht gar nichts.“

Ich faltete den Bogen fachgerecht zu einem kleinen Schiff und wunderte mich, wie leicht mir die Griffe von der Hand gingen. Ich hatte nichts verlernt. Seit meiner Schülerzeit hatte ich mich nicht verändert.

Ich kniete mich auf den Boden und stützte meine Oberarme auf den Brunnenrand. Mein kleiner Freund beobachtete mich aufmerksam, zutiefst verwundert über mein kindliches Benehmen.

Ich ließ das Papierschiffchen fahren. Es schaukelte auf der glatten Wasseroberfläche hin und her, zog weite Kreise und bot einen unendlich gebrechlichen Anblick. Ich starrte ihm nach und erlebte den glücklichsten Augenblick: ich begriff, was die verspäteten Schüler nie begreifen würden; ich verstand, was die böse Alte mit den Einkaufstaschen nie verstanden hatte. Daß das Glück stets der Vollkommenheit entbehrt und daß Glück nur dann ehrlich und dankbar empfunden werden kann, wenn irgendwo ein heimlicher Schmerz quält, wenn man an irgendeinem Stachel entsetzlich leidet. Nur dann kann man glücklich sein. Nur dann.

Das Schiffchen geriet nun in die Fontänen. Ein paar Strahlen hielt es stand, dann jedoch schwankte es, kippte auf die Seite und versank. Starr verfolgte mein Blick seinen Weg bis auf den Brunnengrund. Dort blitzten ein Dutzend Pfennige im Wasser. Zwölf Menschen hatte sich etwas gewünscht . . .

„Was ist denn los?“

Ich hörte Felix nicht.

„Was hast du? Warum weinst du?“

Ich weine? Warum sollte ich denn weinen? Behaupte doch niemand, daß ich weine!

„Ich weine doch gar nicht.“ Und um mein Glück zu beweisen, ergriff ich seine Arme und hob ihn hoch in die Luft.

„Siehst du?“ jauchzte ich. „Mir geht es gut, mir geht es ja so gut!“ Und ich wirbelte ihn herum, bis er vor Angst zu schreien begann. Dann stellte ich ihn auf die Erde, hockte vor dem Kleinen hin und blickte ihm fest in die Augen.

„Hör mir gut zu, Felix: ich weine nicht. Verstehst du? Der Wind hat mir die Tränen in die Augen getrieben. Der Zigarettenrauch, weißt du? Aber ich weine nicht! Verdammter Bengel, warum verbreitest du diese Lügen?“

Er schrie entsetzt auf und riß sich los. Ich sah ihn im Menschengewirr verschwinden. Nun wurde es Zeit, nach Hause zu gehen. Ich fühlte mich plötzlich unglaublich hungrig und nahm mir vor, zum Abendessen eine Pizza zu backen. Dazu besorgte ich noch schnell die nötigen Zutaten, schenkte dem Verkäufer fünf Mark und hüpfte pfeifend nach Hause. Als ich meine Haustür aufgeschlossen hatte, war mir vor Anstrengung so schwindelig vor Augen, daß ich keinen großen Appetit mehr spürte und beschloß, das Pizzabacken auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben. Wieder stellte ich das Radio an. Diesmal hörte ich nicht einfach nur zu, sondern tanzte. Es

war ein rythmischer Soultitel, zu dem ich tanzte. Bisher hatte mir die Platte nicht sonderlich gefallen; nun begann ich sie allmählich zu lieben. Mir geht es gut, mir geht es ja so gut. Über meinen Tanz vergaß ich Zeit und Raum. Pizza und Felix waren aus meinen Gedanken verschwunden und ich schwebte in meinem Glück wie auf einer weichen Wattewolke. Herrlich war das, herrlich! Diese Musik, dies prickelnde Gefühl von Kraft und Schwäche, das sich in meine Adern ergoß. Ich schloß die Augen und spürte einen feuchten Kuß auf meinen Lippen. Zwei Arme legten sich um meine Schultern, eine Wange rieb sich an der meinen heiß. Und ich träumte und tanzte und küßte und liebte wie der glücklichste Mensch der Welt. Die sachliche Stimme des Rundfunksprechers weckte mich auf. Meine Damen und Herren, es folgen Nachrichten. Bonn. Bundeskanzler . . .

Da ich befürchten mußte, die Nachrichten könnten mir meine Laune verderben, schaltete ich den Apparat aus. Ich ging in mein Arbeitszimmer, nahm zerstreute einige Bücher aus dem Regal und glaubte, nach einem bestimmten Titel zu suchen. Aber ich hatte ihn vergessen, bevor ich ihn fand. So setzte ich mich an den Schreibtisch, um nachzudenken. Um nachzudenken, hört ihr? Ich wollte nur in Ruhe überlegen, sonst nichts. Daß ich statt dessen zu Papier und Feder griff, habe ich nicht beabsichtigt. Ich wollte nicht schreiben, versteht ihr? Ich wollte es nicht.

Und ich schrieb einen Brief an Y. Ich liebe dich, schrieb ich, und weil ich mich heute so glücklich fühle, will ich dir von meiner Liebe schreiben. Ich liebe dich und lebe für dich und bin für dich glücklich, für dich allein. Für dich allein.

Sobald ich den Brief fertiggestellt hatte, zerriß ich ihn lächelnd und sah vergnügt zu, wie die Fetzen in den Papierkorb rieselten. Es tat so wohl, den Unsinn zu vernichten. Es erleichterte so kolossal. Du brauchst nichts zu wissen, du kannst auch ohne mich leben. Und das ist gut so, denn ich könnte den Gedanken nicht ertragen, daß du von mir abhängig bist. Es ist gut so. Es ist alles, alles gut.

Das Telefon schrillte. Wie schön! Endlich wieder ein Anruf von meiner Mutter. Wie geht es dir, fragte sie, wir haben dich lange nicht gesehen. Arbeitest du regelmäßig? Ich meine . . . was macht dein Roman? Mir geht es gut, Mama, mir geht es ja so gut. Heute ist der glücklichste Tag meines Lebens. Ob ich arbeite? Natürlich arbeite ich. Gehe jeden Tag in die Redaktion und schreibe bis spät in die Nacht an meinem Buch. Das wird ein Bestseller, Mama . . .

Sie beglückwünschte mich und erzählte, daß Vater wieder zuviel arbeite und daß ich unbedingt wieder bei ihnen hereinschauen müsse. Natürlich, Mutti, das werde ich bestimmt tun. Und ich rede mit Papa, damit er dich nicht so häufig alleinläßt. Natürlich, es ist alles in Ordnung mit mir. Warum fragst du? Ich freue mich nur, ich freue mich auf den Besuch bei euch. Ich freue mich über alles. Danke, danke für deinen Anruf.

Sie hatte aufgelegt und ich sprang vor Freude in die Luft. Juchhe, ich lebe! Wie schön ist diese Welt, wie gerecht das Schicksal eines jeden Menschen.

Ich jauchzte und tobte und lachte und brüllte, ich riß sämtliche Bilder von der Wand und stampfte sie mit den Füßen entzwei. Vor Seligkeit klatschte ich mir die Hände wund und riß die dummen, kitschbesudelten Bücher aus den Regalen. Ich schlug ausgelassen in den Spiegel, bis das Glas zerbrach und wie zufällig eine kleine Narbe an meinem Handgelenk hinterließ. Ich rief die Polizei an und meldete einen Kaufhausdiebstahl, ich verlangte die Feuerwehr. Und ich raufte mir die Haare aus und kratzte meine Haut blutig und spuckte den Polizisten in die Augen, als sie mich anfassen

wollten. Und ich zerkratzte die pickelige Haut des Krankenpflegers, der mich auf eine Trage schnallen wollte. Und ich weinte und lachte und lachte und lachte und freute mich so an meinem gottverdammten Leben und schrie der ganzen Welt mein unerhörtes Glück zu und ließ mich grinsend in die Anstalt bringen, wo ich ewig weiterleben werde.

In meinem wahnsinnigen Glück.

Mathilde Lippert Daheim sein

Steilhänge und Täler wechseln wild die Farben
Brombeerhecken hängen mit Früchten voll
Abfangjäger heulen nachts auf dem Prüfstand
werden still, brüllen unvermittelt neu

Ceresan schützt Weizenkörner vor Pilzen
Stomp hüllt die Felder in Gelbnebel ein
dunkle Punkte von Rehen auf Grünflächen weiden
selten ein Fuchs der feldeinwärts sich trollt

Rotorkrümler an hundert PS mahlen sich durch die Erde
Traktorlichter bis spät in die Nacht
nur manch einer nimmt sich noch still eine Hacke
geht auf die Felder, klopft die Schollen klein

Jeden Morgen achtzehn Birnbäume vorm Fenster
auf dem Rücken liegend einen Apfel essen – der wächst noch am Baum
in der Zeitung Fotos von Bulldozern, die schieben Berge von Äpfeln
auf die Mülldeponien

Versteppte Flächen mitten in Feldern
stacheldrahtumzäunt stehn Pershing II Raketen bereit
Phantoms und Eagles stürmen auf, teilen Wolken
Schwärme von Schwalben flattern wie schwarzes Tuch ums Haus.

O. H. R. Röntgenaufnahme

Anruf von Dr. B., Psychiater u. Neurologe mit EEG und blendender Praxis in etwas gedehntem Ton: „Ja, also, äh, wie gehts?“ „Danke, danke, letztesmal . . .“ „Ich meine, wie es dir geht, ist da etwas?“ „Nicht daß ich wüßte, warum?“ „Dr. Fuchs, äh, hat mich da angerufen, du warst auch bei Dr. Knast?“ „Ja, und?“ „Knast hat den Fuchs, äh, angerufen, und der . . .“ „der hat dich angerufen und nun rufst du mich an und ich möchte nun wohl wissen, was der schmalzige Ton in deiner Stimme und was der Circus wohl soll“. Am anderen Ende mein Partner wird geradezu gütig: „Fuchs hat gemeint, er selbst habe ja nicht viel bemerkt, aber Knast, ja, der sei etwas besorgt gewesen, und ob ich nicht, äh, was für dich tun sollte.“

Der Vorgang: Ich war bei Dr. Fuchs wegen ein bißchen Kreislauf in gebührender Bescheidenheit vorstellig geworden. Der hatte mich nett untersucht, bis ich in der Unterhose auf seinem Fahrrad saß und die Schwester meinen Arm zum Blutdruckmessen abgeschnürt hatte. Da ging das Telefon, Dr. Fuchs in den Nebenraum. Die Ärzte lieben zu telefonieren, natürlich nicht mit jedem, untereinander meine ich. Als mir das lauttönende Strippengespräch das Gemüt störte, forderte ich die Schwester auf, das Dings da am Arm da abzumachen. Die sah mich fassungslos an: „Aber Sie müssen doch . . .“ Meine Stimme wurde härter, da rannte sie weg: „Herr Doktor, Herr Doktor, Herr R. verlangt . . .“ „Machen Sie's ab.“ Nach dem ausgiebigen Telefonat wurde die Manschette wieder angelegt. Ich mußte radfahren: EKG unter Belastung. Das war sinnvoll, das Ergebnis beruhigend.

Kurz vor dem Wiederanziehen sagte ich: „Bitte, da ist noch 'ne Kleinigkeit, ich hab da seit Wochen nen Dorn oder so was im linken Hacken, hab' ich mir wohl vor Wochen in Marokko reingelatscht, bitte den machen Sie mir doch noch eben schnell mal raus, ich kann da nicht recht ran, sehe auch zu schlecht, Altersastigmatismus.“ Antwort: „Ne, mein Lieber, das mache ich nicht, das kann ich auch gar nicht machen, dafür habe ich überhaupt kein Instrumentarium.“ „Gott, bitte, die Kleinigkeit! Sie haben doch ne Schere oder ne Nadel.“ „Nein, ich bin Internist.“ „Herr Dr. Fuchs, bitte . . .“ „Nein. Gehen Sie nebenan zu Dr. Knast, der ist Chirurg, der macht ihnen das raus. Ich will auch wohl dort anrufen, dann brauchen Sie sicher nicht zu warten.“ Dr. Knast war mir auf Anhieb sympathisch. „Hat es Sie auch aus 'sen Norden an den schönen See hierrunter hin verschlagen?“ Knast sprach noch westfälischer als ich, ich dachte: der gefällt mir und sagte, um mich ihm zum Angriff auf meine Ferse zu empfehlen: „Übrigens, sind Sie vielleicht verwandt mit dem General Knast in H., wo ich her bin?“ „Sicher bin ich das, das is ein Bruder von mir, der wird nu auch schon 'n bißchen klapprig.“ Mein Heimatgefühl nahm zu. „Denn ziehn' Se man'n Schuh aus, machen wer gleich ne Röntgenaufnahme. Setzen Se sich da man hin, ich komme gleich wieder“, und weg. Zurück: „So, Schwester, linker Fuß . . .“ Die steuerte auf einen Vorhang zu und winkte mir. Ich sage: „Herr Knast, es handelt sich um eine winzige Sache, wäre ich nie mit zum Arzt gegangen, wenn nicht Dr. Fuchs . . .“ „Macht nix, machen wer cherne mal sowas. Machen wer gleich mal ne Aufnahme.“ „Herr Knast, ich bitte Sie, da ist doch keine Röntgenaufnahme . . . Ich lauf damit schon vier Wochen rum, aber das will nicht rauseitern, hier, da, sehen Sie“ und halte

den Fuß vor sein Gesicht. „Doch, sicher machen wir ne Aufnahme, ich muß doch sehen . . .“ Ich zeige mit dem Finger auf die Stelle: „Aber das ist doch hier, das sieht man doch so!“ „Ich sehe nichts.“ „Hier, hier! Kucken Sie doch!“ „Ne, da is nix zu sehen, Se sind woll nen Röntgenmuffel, hahahah.“ „Herr Dr. Knast, bitte . . .“ „Schwester, komm Se mal her, sehen Sie da was?“ „Noi, Herr Doktor, do ischt g'wiß nüt zum g'sehe.“

Weil ich privatversichert bin, Tarif E, und zuzahlen muß für jede Verrichtung, finges in meinem Hirn mit Lichtgeschwindigkeit an zu kalkulieren: „Die verdammten Röntgenstrahlen sind sowieso ungesund. Und dem Knast, wenn er auch aus Westfalen ist, und keinem Gauner in der Welt einen Pfennig mehr wie nötig! Die setzen alle ihre Maschinen in Gang, damit der Rubel rollt. Sicher, die teure Mietehier im Zentrum für die netten Räume, aber scheißegal, nen Mercedes fahren sie alle.“ Mein Klassenbewußtsein faßt zu und durchleuchtet den Biedermann samt seiner Röntgenapparatur. Gleichzeitig griff ich nach meinem Strumpf: „Da mache ich nicht mit. Dann gehe ich wieder nach Hause. Eine Röntgenaufnahme lasse ich wegen einer solch einer Lappalie bei mir nicht machen.“

Kann sein, daß sich mein Blick terroristisch verdüstert hatte und ich doch etwas viel Stimme gebrauchte. Er wurde wütend, gab nach. „Legen Sie sich da drauf!“ – Die Operation, nur wenig schmerzhaft, dauerte ca. 2 Minuten. Es fiel kein Wort. Dann hellte sich sein Gesicht auf, er hatte den Fremdkörper. Ich zog meinen Schuh an, schweigend. Da sah er mich an: „Was haben Sie denn, was is? Sie sind ja ganz blaß.“ Ich antwortete nicht. „Kucken Sie mal, hier ist ja das Biest, 'n ganz winziger Dorn.“ Ich sagte nichts. Er: „Ja was is denn, sind Se nich wohl? Is doch man'n ganz winziges Biest, den hätten wer auf'm Röntchenbild ja überhaupt charnisch chesehen, hahahaha.“

Als ich weg war, rief er etwas besorgt Dr. Fuchs an. Der rief den Nervenarzt Dr. B. an. Der rief mich an, da er privat ein guter Mensch ist und Einweisungen in das Psychiatrische Landeskrankenhaus auch sonst nur zögernd vornimmt.

Michael Tonfeld
Ein wahres Wort

Was den Arbeitern fehlt
ist die Einsicht
der richtige Blickwinkel
die objektive Betrachtungsweise

Als wir den qualifizierten Facharbeitern
weiße Kittel anzogen und sie
– als Zeichen unseres Vertrauens –
zu Angestellten machten
murrten sie nicht

Als wir die ersten
Mitarbeiteraktien ausgaben
war eitel Sonnenschein

Als wir zum Kantinenessen
Zuschüsse beisteuerten
beschwerte sich niemand

Als wir in die „Konzertierte Aktion“ gingen
um Klassenkampf durch Partnerschaft zu ersetzen
mokierten sich nur die ewig Unzufriedenen

Nun aber
da unsre Existenz bedroht ist
durch horrenden Personalkosten
und die ruinöse Lohnpolitik der Gewerkschaften
wir unsere „werten Mitarbeiter“
durch sündhaft teure Automaten ersetzen müssen
um überhaupt überleben zu können
zeigt sich
für unsere Probleme
bringen die Arbeitnehmer
kein Verständnis auf

Annerose Walter

gegen die stadtautobahn erklärt sich
die tankstelle an der belebten straße
stillzulegen mit der umleitung
gegen die stadtautobahn erklärt sich
der eigentümer der tankstelle
übrigens eigentümer sieben weiterer
tankstellen
sich einreihend in die ökologische front
unsere stadt nicht für autos
aber für menschen
unterschreibt er und das wort mensch
hat in seinem mund
so was öliges

Wolfgang Bittner
Asozial

Und wenn ich noch so arm wäre
sagt der Herr Amtsrichter
ich würde nicht im Traum
daran denken
meinen Fußboden zu verheizen
und würde in den Wald gehen
und Holz sammeln
natürlich
mit Berechtigungsschein

Christiane Binder-Gasper
familienfeier

flachland und flachbrüstig die jungenhaften männer
beim rasenmähen allemal in überschuh
denn der feuchte nebel liegt im tal

selbst mit geübten blicken und eingefahrenen händen
fällt es schwer herauszufinden wo die grenzen
zwischen bauch und schwanz menschlich zu werden beginnen
und warm
ihre donnernden männerwitze am sonntagsfrühschoppentisch
leise ins nachbarohr gezischt
lassen mich noch immer erröten
inzwischen allerdings (keineswegs aus gewohnheit)
werde ich wütend
und lache demjenigen welcher
so schlüpfrige stimme zeigt
offen ins gesicht
ja mit dem älterwerden weiß ich
daß auch ein lachen
eine antwort sein kann
die erröten läßt

flachlandbewohner so heißt es haben
herzen im leib
in meiner heimat allerdings
das ist fast unmittelbar am rhein
wurde der aufstieg zum chefarzt
nicht einmal mehr leidenschaftlich gefeiert
nur zünftig begangen mit orangensaft und sekt
die frauen waren anwesend in bauchigen kleidern
mit dünnen worten und sparsamen gesten
zärtliche umarmungen waren ihnen nicht anzusehen
nur der wohlmeinende friseur hatte sie verzaubert

das schlimme an mir war
daß ich meine schwägerin stürmisch umarmte
sie gab mich schnell weiter an ihre unbefangene tochter
meine goldige nichte
wir spielten dann auch gemeinsam nicht mehr
wie in meiner kindheit üblich
verstecken
(es waren schon alle verstecke ausgefüllt mit leblosen
freunden)

so blieb uns das gras
und meine und ihre
nackten fröhlichen füße

der rote stoff

der rote stoff in meiner hand ist blaß
die rote blume taucht als liebeszeichen auf
in meinem hinterhof in kreuzberg welken blätter
ich muß um kinderaugen weinen
um palästina das verschachert wird
vielleicht sogar um einen friedensorden
nobel und dynamit in meiner welt verträgt
es sich
ich lächle matt
ich habe andre sorgen, der strom ist abgestellt
die anhörung war fad, mein rücken schmerzt
ist krumm, ist er auch schon verbogen?
sie gehn umher und sammeln für das jahr des kindes
ich will kein kind mehr
will auch nicht mehr spenden
ich ball die faust

jetzt sagen sie
ja sie
ich sei verrückt

Astrid Arz
Aufgewacht

Als wir wachgeworden waren
jeder seinen Körper gefunden
und seine Kleider angezogen hatte,
sagte ich, er solle eben warten,
ich müsse noch was einkaufen.

Draußen fiel weicher Schnee
auf meine Schultern und Brillengläser
ich kaufte ein Pfund Mandarinen
und in der Drogerie Papiertaschentücher
es war ein heller frischer Mittag
Kinder warfen mit Schneebällen
nach der Straßenbahn
ein Langhaariger mit roter Nase
murmelte im Gehen vor sich hin
und lachte laut auf der Straße
in der Bäckerei warmer Brotgeruch
ein Mann mit der Tageszeitung
und ein Hund, der um ihn rumsprang
ich dachte wenn ich zurückkomm
werd ich ihm das alles erzählen

Im Treppenhaus sagte ein Mädchen
so freundlich „Grüß Gott“ zu mir
das Zimmer hatte ich offengelassen

beim Reinkommen sah ich den Zettel
der mir erklären sollte
warum er abgehauen ist.
Jetzt kenne ich ihn auch schriftlich.

Bernd Jaeger

in meinem Traum
herrscht Krieg,
ich stehe morgens auf
mit dem Gewehr,
gehe umher im Niemandsland,
ich treffe die Frau,
sie hat in der Morgenröte
gebadet, sie fliegt als
weiße Taube, ach, wie ich sie
erschieße.

Typ

ruhelos,
er geht den menschen nach,
seine Feuerspritze staubt
er ab, saugt den Kaffee
schon zahlt er mit dem
letzten Dynamit

eine Maske verliert sich
im Gewurschtel des Verkehrs

unerkannt, angstbesetzt
immer ein Attentat am Revers
geht er den Menschen nach,
dieser neue Typ ist schon
auslaufende Serie

Ehe, morgens

Der Kuß
war die Absicht, die im
Hals steckte.
Der Wagenschlag.
Schon zahlt der Tag
die Arbeit.

Artur Troppmann
AUF
RUF

Bitte spenden Sie
für die Aktion
Rüstungshilfe
denn jede Bombe
jeder Panzer
jede Kugel
dient
einem gutem Zweck.
Richten Sie bitte
ihren Beitrag
an den Bundesverband
der Deutschen Industrie
oder direkt
an die Panzerfabrik
Krauss-Maffei
Hauptstadt der Bewegung
Kontonummer 1939

Doris Deichmann
Ostfriesland

Unter dem schweren Himmel
streichelt dich keine zärtliche Sonne
verwundet stöhnt das Land
in den Messern des Sturmes
die wilde See
reißt Stücke aus seinem Leib

der weiße Flügelsaum
einer erschlagenen Möve am Strand
Bohlen Kanister Scherben Abfall
die Brandung errichtet ihr einen Scheiterhaufen

Moorseen
in die der Himmel stürzt
wimpernlose Krater
Wasserlachen
offene Stellen im Fleisch
blank liegt das Land und wartet
auf den der ihm die Augen aufschlägt

gebückt gehst du unter dem Wind
er setzt dir einen brausenden Helm auf
er wirft dich in die offene Schlacht mit dem Meer
atemlos
kreuzst du die Klingen mit den Wolken
damit sie gnädig dir den Rückzug decken

Am Abend
spaltet sich der Himmel
und mit einem Donnern schlägt
die Sonne ins Meer.

Ulrich Horstmann Über die atomare Teleologie und die Geschichte

oder:

Ein Bericht für eine Akademie

Hohe Herren von der Akademie!

Sie erweisen mir die Ehre, mich aufzufordern, der Akademie einen Bericht über atomare Teleologie und Geschichte einzureichen. Ich komme dieser Einladung mit Freuden und der gebotenen Eile nach.

Die mannigfachen technologischen Anstrengungen der Menschheit sind gegenwärtig beherrscht von dem Bemühen um Einleitung einer einzigartigen philosophischen Revolution, welche auf den Beginn des neueren Denkens überhaupt zurückverweist und welche die Verherrlichung einer dynamischen Welt aufzukündigen bemüht ist zugunsten des als ursprünglich erkannten eleatischen Impulses zur Stillstellung des Seins. Angesichts dieses epochalen Umbruchs philosophischer Spekulation erscheint dessen materielles Substrat, die Gattungsannihilation – vulgo: Menschheitsvernichtung – als bloßes Epiphänomen und beiheerspielendes Ereignis. Daß wir diesem zweitrangigen Akzidenz dennoch einige Aufmerksamkeit zuwenden müssen, erhellt aus der bedauerlichen Tatsache der überaus engen physiologischen und organischen Bindungen unserer Vernunft. Folglich ist es nicht auszuschließen, daß mit dem Verschwinden unserer Spezies auch der philosophierende Geist seines Verlautbarungsvermögens verlustig gehen könnte.

In Anbetracht der kurzen Zeitspanne, die uns bis zur Stunde unseres strahlendsten Triumphes noch verbleibt, steht es uns darum wohl an, umgehend für einen gemäßen Epitaph, einen feierlichen Nekrolog und eine gebührende Begründung unserer letzten globalen Tathandlung Sorge zu tragen.

Dazu bitte ich, meinen Bericht als bescheidenen Beitrag zu werten.

I.

Das Ende der Geschichte hat der menschlichen Art seit frühester Zeit als Verheißung und Ziel ihres Erdenweges vor Augen gestanden, ohne daß sie allerdings bis vor kurzem auch nur annähernd über die Mittel und Wege verfügt hätte, solche Utopie in die Wirklichkeit zu übersetzen.

Wohl hat es seit dem Ausgang des Mittelalters zumindest unter den Abendländern nicht an beherzten Versuchen gefehlt; wohl haben sie – bestärkt durch die fortschrittlichen Anschauungen und Praktiken eines chiliastischen Glaubens – die Verfahren der Eleatisierung einzelner oder ausgewählter Gruppen über Inquisition, Kolonisierung, expansive Kriegführung und Reihenbegasung um bedeutende Grade vervollkommen. Allein, der wirkliche Sprung zur Massenannihilation konnte erst gegen Ende des zweiten weltweiten Vorbereitungskrieges vollzogen werden.

Mit dem Einsatz des ersten thermonuklearen Annihilators, vulgo: der ersten Atom-
bombe, war dann endlich die ersehnte Schwelle des Millenniums erreicht und ein phi-

losophischer Umwälzungsprozeß in Gang gesetzt, wie ihn bereits Arthur Schopenhauer in *Die Welt als Wille und Vorstellung* mit Bekennermut angekündigt hatte:

Übrigens kann ich hier die Erklärung nicht zurückhalten, daß mir der *Optimismus*, wo er nicht etwa das gedankenlose Reden solcher ist, unter deren platten Stirnen nichts als Worte herbergen, nicht bloß als eine absurde, sondern auch als eine wahrhaft *ruchlose* Denkungsart erscheint, als ein bitterer Hohn über die namenlosen Leiden der Menschheit.

Der ruchlose Optimismus ist in der Tat dahin, dahin mit einem flachbrüstigen Humanismus, der nach Aussage des Philosophen und Ethnologen Claude Lévi-Strauss „maßlos und unbescheiden“ ist, denkt er doch „nur an die Menschheit und opfert den Interessen der Menschheit alle die anderen Interessen des Lebens auf der Erde“. Eine Revolution der Denkungsart greift also Raum, die in dieser Form in der Geschichte des menschlichen Geistes ihresgleichen sucht, und die ich mit dem Begriff des *anthropofugalen Denkens* umschreiben will.

Die Axiomatik dieser modernen spekulativen Anthropofugalität entwarfen die französischen Strukturalisten, allen vorab Michel Foucault, der in seiner genialen Schrift *Die Ordnung der Dinge* feststellt:

Allen, die noch vom Menschen, von seiner Herrschaft oder von seiner Befreiung sprechen wollen, all jenen, die noch fragen nach dem Menschen in seiner Essenz, jenen, die von ihm ausgehen wollen, um zur Wahrheit zu gelangen, jenen umgekehrt, die alle Erkenntnis auf die Wahrheiten des Menschen selbst zurückführen, allen, ... die nicht denken wollen, ohne zugleich zu denken, daß es der Mensch ist, der denkt, all diesen Formen linker und linkischer Reflexion kann man nur ein philosophisches Lachen entgegensetzen.

Hier ist mit der Absage an anthropozentrische, d. h. an am Menschen allein ausgerichtete Kategorien und Normensysteme, die Grundhaltung der modernen annihiliistischen Philosophie definiert als anthropofugale Perspektivik, als ein *Absehen vom Menschen*, das das bisherige *Den-Menschen-zu-Ende-Denken* umstülpt zu einem *Denken vom Ende des Menschen her* und es so überholt.

Ausgehend von der frühen Einsicht George Edward Moores, der in seinen *Principia Ethica* in weitsichtiger Entschlossenheit die Selbstaufhebung der Gattung vom Makel ethischer Verwerflichkeit befreit hatte,² las man nun die philosophischen und literarischen Texte auch der vergangenen Jahrhunderte mit neuen Augen und entdeckte den bislang verborgenen Unterstrom anthropofugalen Denkens von mythologischen Zeugnissen über die Vorsokratiker und christlichen Mystiker bis zu neuzeitlichen Dichtern und Denkern wie Shakespeare und Machiavelli, Montaigne und Hobbes, Berkeley und Swift, Kant und Hegel.

Ja, die letzteren wurden in ihrer wahren philosophischen Leistung und Dimension erst jetzt ganz sichtbar, findet sich doch beispielsweise in Immanuel Kants *Traktat Zum ewigen Frieden* die erleuchtete und tröstliche Einsicht, „daß ein Ausrottungskrieg, wo die Vertilgung beide Teile zugleich, und mit dieser auch alles Rechts treffen kann, den ewigen Frieden ... auf dem großen Kirchhofe der Menschengattung stattfinden lassen würde“ – und damit bereits hier die Formulierung des regulativen Prinzips unseres heutigen aufgeklärten Sinnes und Handelns.

Nicht anders bei Georg Wilhelm Friedrich Hegel, der in seiner *Enzyklopädie* gleichsam die universale Begründung dieses unseres annihiliistischen Pragmatismus in dem Satz zusammenzieht:

Das Höchste, zu dem die Natur in ihrem Dasein treibt, ist das *Leben*, aber als nur natürliche Idee ist dieses der Unvernunft der Äußerlichkeit hingegeben.

Damit ist das Ziel unserer derzeitigen Bemühungen, nämlich uns und die lebendige Natur der unvernünftigen äußerlichen Existenz zu entkleiden, erstmals in der wünschenswerten Schärfe gesehen und formuliert.

Noch Friedrich Schiller hatte dies nicht überzeugend leisten können. Indem er den Dünkel einer kurzschlüssigen Anthropozentrik der Natur geißelte, nach der der Korkbaum nur wächst, damit wir unsere Flaschen zustöpseln können, traf er zwar eine Fehlform zeitgenössischen Denkens, übersah aber die Tatsache, daß das Ziel unserer geschichtlichen Entwicklung und das einer evolutionären Natur in der thermodynamischen Eleatisierung des irdischen Seins erneut glücklich koinzidierten. Diese letztendliche Harmonie von Natur und Geist, die atomare Epiphanie des Sinns von Geschichte aber ist Bestätigung und Zierde der Richtigkeit unserer Überlegungen. Das geistige Erbe der Menschheit organisiert sich in der anthropofugalen Spekulation zu kristalliner Transparenz. Jahrhundertalte Streitfragen und Antinomien lösen sich im Vorgriff auf die annihilistische Tathandlung und die prospektive Entwitalisierung der Materie.

„Humanistische“ Einwände gegen die Hegelsche Prämisse, daß Vernunft die Welt und damit auch die Weltgeschichte beherrsche, wie etwa die kurzsichtige These Theodor Wiesengrund Adornos, aufgrund historischer Erfahrung sei Weltgeist zu definieren als „permanente Katastrophe“,³ werden in ihrem Irrationalismus offenkundig. bedenkt man, daß die herrschende Vernunft in der Geschichte immer eine *anthropofugale Vernunft* war und daß das Telos der Historie ja gerade in der Realisation der sogenannten Katastrophe besteht – wobei wir allerdings auf solche vulgären und entstellenden Begriffsprägungen verzichten.

Daß eine „humanistische“ Vernunft bei der Sinnsuche verzweifelt, liegt also in ihrer eigenen Natur beschlossen; immerhin aber mag man ihr mit Kant noch zurufen:

Es ist hier keine Auskunft für den Philosophen, als daß, da er beim Menschen und ihrem Spiele im Großen gar keine vernünftige *eigene Absicht* voraussetzen kann, er versuche, ob er nicht eine *Naturabsicht* in diesem widersinnigen Gange menschlicher Dinge entdecken könne; aus welcher von Geschöpfen, die ohne eigenen Plan verfahren, dennoch eine Geschichte nach einem bestimmten Plane der Natur möglich sei.⁴

Untersuchen wir diesem Plane gemäß also, wie sich der annihilistische Zweck irdischen Lebens nach Jahrmillionen der Entwicklung im Menschen verleiht und sich hier die eleatische Vernunft des Hegelschen Weltgeistes gegen alle „humanistische“ Obstruktion zielsicher fortschreitend durchsetzt bis in unsere Tage, da Plan und Mittel offen vor Augen liegen und Menschheitsgeschichte und Naturabsicht zu fusionieren sich anschicken.

II.

Trotz ihres wachsenden Kenntnisstandes wird es die Astronomie und Astrophysik als Wissenschaft der vom Menschen entferntesten und damit gleichsam als unmittelbar anthropofugale Disziplin in den verbleibenden Jahren fraglos nicht mehr zu der unanfechtbaren Gewißheit unseres reflektierten Annihilismus bringen. Dennoch ver-

danken wir ihr hypothetische Modelle, die zur Illustration unseres Gedankenganges geeignet scheinen.

Ist unsere Galaxie selbst als solche möglicherweise bereits Resultat eines gigantischen Kollapses, so scheint das Sonnensystem gänzlich der Qualität des Ursprünglichen zu ermangeln. Vielmehr rühren die zu seiner Komposition benötigten schweren Elemente her von der bei einer vorgängigen Supernovaexplosion in den Raum verschleuderten Materie. Daß auf einem Planeten, der seine Existenz einer kosmischen Leichenfledderei verdankt, gleichsam aus Fetzen eines Sonnenkadavers, aus Sternenaas, besteht und seine heutige Atmosphäre dem Pesthauch von Vulkanausbrüchen verdankt,⁵ die Vitalisierung des Natürlichen keinen normalen Verlauf nehmen konnte und die Nekrophilie zum dominanten Merkmal tierischen und insbesondere menschlichen Lebens aufrücken mußte, ist in diesem Zusammenhang kaum mehr verwunderlich.

Der interstellare Raum ist nach neuesten Erkenntnissen erfüllt von hochkomplexen organischen Molekülen wie Cyanacetylen, Formaldehyd, Ameisensäure und Methylalkohol,⁶ so daß die Existenz von Leben in den Tiefen des Alls eher die Regel als die Ausnahme darstellen dürfte. Die bisweilen von kongenialen Denkern geäußerte Vermutung, Leben sei überhaupt nur eine Entartung der Materie, ist vor dem Hintergrund dieser Erkenntnisse daher als verfehlt zu bezeichnen, stellte sie doch von vornherein nur eine unbedachte Universalisierung irdischer Erfahrungen vor. Wiedereingesetzt in ihren durchaus lokalen Gültigkeitsrahmen aber entfaltet diese These ihren heuristischen Wert.

Gehen wir deshalb getrost davon aus, daß die Entstehung des Lebens zwar ein höchst gewöhnliches kosmisches Ereignis sei, daß aber auf unserem Heimatplaneten – und dieses erhellt als richtiger Kern ptolemäischer Anschauungen – durch die genannten Faktoren eine furchtbare Fehlentwicklung und Verkrüppelung eingeleitet worden sei und daß die *Natur in zielgerichteter Evolution seither nurmehr um das eine sich bemühe, nämlich dieses planetarische Zerrbild vitalen Seins wiederum auszulöschen*. Sollte es uns da nicht stolz und dankbar stimmen, wenn wir uns jetzt als die auserwählte Gattung erkennen, die bestimmt ist, diesen Akt seelischer Selbsterlösung zu vollziehen, und sollten wir nicht alles in unserer Macht Stehende unternehmen, um soviel als möglich von der unglücklichen Fauna und Flora dieses Jammertales in anorganische Zustände zu überführen?

Welches aber, so mögen Sie, hochverehrte Mitglieder der Akademie, zu fragen beliebt, ist der Beweis für die Perversion irdischen Lebens? Die Antwort wollen wir erneut dem verdienstvollen Arthur Schopenhauer überlassen, überhebt uns seine nachdrückliche Schilderung doch weiterer Erläuterungen:

Und dieser Welt, diesem Tummelplatz gequälter und geängstigter Wesen, welche nur dadurch bestehen, daß eines das andere verzehrt, wo daher jedes reißende Tier das lebendige Grab tausend anderer und seine Selbsterhaltung eine Kette von Martertoden ist, wo sodann mit der Erkenntnis die Fähigkeit, Schmerz zu empfinden, wächst, welche daher im Menschen ihren höchsten Grad erreicht und einen um so höheren, je intelligenter er ist – dieser Welt hat man das System des Optimismus anpassen und sie uns als die beste unter den möglichen andemonstrieren wollen. Die Absurdität ist schreiend. – Inzwischen heißt ein Optimist mich die Augen öffnen und hineinsehen in die Welt, wie sie so schön sei, im Sonnenschein, mit ihren Bergen, Tälern, Strömen, Pflanzen, Tieren usw. – Aber ist denn diese Welt ein

Guckkasten? Zu sehn sind diese Dinge freilich schön, aber sie zu sein ist etwas ganz anderes.

Leben auf unserem unbedeutenden Planeten ist somit entartet zu einer Akkumulation des Leidens, zu einem Reißen und Verschlingen, Hauen, Stechen und Foltern, Auf-lauern, Vergiften, Aussaugen, Würgen, Peinigen – „red in tooth and claw“, wie der englische Dichter Matthew Arnold einmal treffend sagte. Wer verstünde nicht, daß sich jeder Stein, jeder Felsbrocken, jeder verseuchte Wassertropfen dieser Erde des Organischen zu überheben und so auch der Gefahr eines noch weiteren Auswucherns zuvorzukommen sucht.

Und wirklich, die evolutionäre Selektion hat uns für unsere hohe Aufgabe großzügig ausgestattet. Eine weitgehende Instinktreduktion ermöglichte über den Aufbau kultureller Ersatzsysteme die Entwicklung immer neuer Annihilatoren, vulgo: Waffen, von immer größerer Effizienz und sorgte gleichzeitig für den Abbau der nicht zweckdienlichen Tötungshemmung, die zusätzlich durch den sich ständig vergrößernden Abstand von Täter und Opfer – man vergleiche die Keule mit der Artillerie – und die damit einherschreitende Verringerung emotionaler Belastungen umgebar wurde. Der Triumph technischen Erfindungsgeistes dokumentiert sich spiegelbildlich in der geschickten Verringerung der für den Angriffsakt notwendigen Aggressionspotentiale. Wut und Leidenschaft des Kämpfenden weichen der distanzierteren Gewissenhaftigkeit des Ingenieurs vor seinen Schalttafeln und Auslösesensoren. Die letzte therm nukleare Tathandlung wird so ein rein philosophisch-kognativ motivierter, haß- und passionsfreier Akt jenseits aller Feindschaftsgefühle sein.⁷

Auch unsere Imagination ist durch die natürliche Vorsehung derart eingerichtet, daß sie sich vom „Unvorstellbaren“ nicht beeindrucken und in ihrem Willen zum Machbaren korumpieren läßt. Unser Geist ist durchdrungen von einem tiefen Bedürfnis nach Auflösung und Destruktion,⁸ wir besitzen die für unsere Entwicklung und bevorzugte Stellung essentielle Fähigkeit im Fremden mit traumwandlerischer Sicherheit das Nicht-Ich, den Feind, zu entdecken, und wir erprobten die Gaben in einer nicht abreißen Kette von heroischen Schlachten und vaterländischen Kriegen.⁹ Selbst von denjenigen, denen solche Gelegenheiten der Vervollkommenung versagt blieben, wollten die Besten nicht zurückstehen und richteten die Waffe gegen sich selbst, um zumindest so die Nachgeborenen hinzuweisen auf die große Aufgabe, die noch vor uns liegt und eben solch edlen Opfermut erfordert.

Wir sind begnadet mit der bis zum schier Übermenschlichen kultivierbaren Tugend des Gehorsams, wie sie schon Thomas Hobbes in seiner Schrift *Vom Menschen, vom Bürger* so auseinanderlegt:

Wenn ich auf Befehl etwas tue, was für den Befehlenden eine Sünde ist, so begehe ich, wenn ich es tue, keine Sünde, sofern der Gebietende mein Herr von Rechts wegen ist. Wenn ich z. B. auf Befehl meines Staates in den Krieg ziehe, so tue ich damit kein Unrecht, wenn auch meiner Meinung nach der Krieg mit Unrecht begonnen ist; vielmehr täte ich Unrecht, wenn ich den Kriegsdienst verweigerte und mir die Entscheidung über Recht und Unrecht anmaßen würde, die allein dem Staate gebührt.

Unsere Gesellschaftsstruktur, unser Erziehungswesen, unsere dichterischen und denkerischen Traditionen haben im allgemeinen diese wertvollen annihalistischen Dispositionen gefördert und uns in der Entschlossenheit bestärkt, mit Dissidenten und „Humanisten“ nach der untadeligen Logik natürlicher Selektionen zu verfahren.

ren.¹⁰ Kulturelle Großtaten wie die Erfindung der Religionen als ritualisierte Erinnerung an Vater- und Brudermorde sowie kannibalistische Gebräuche¹¹ und deren periodische Wiederbelebung in Pogromen und Ketzerverfolgungen oder die Entwicklung der einzigartigen Hortungsstrategie, vulgo: Abschreckung, die die Vervollkommenung der annihilatorischen Arsenalen ermöglicht und so die unbefriedigenden Resultate des ersten und zweiten Vorbereitungskrieges vermeiden hilft, bestärken uns in der Zuversicht, daß die *nekrophile Destruktivität* als unser wichtigstes Erbe und als Erfolgsgarant unserer Pasteurisierungsbemühungen gelten muß. Wuchern wir mit den uns anvertrauten Talenten!

III.

Seit einiger Zeit hat der beklagenswerte und viele in ihrer Handlungsbereitschaft lähmende Irrtum, „daß wir da sind, um glücklich zu sein“,¹² seine bitternotwendige Auflösung gefunden, und wir haben uns ermannt, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen, die Justinus Kerner einst in die Verse kleidete:

Lausch der Äolsharfe nur!
Schmerz ist Grundton der Natur;
Schmerz des Waldes rauschend Singen,
Schmerz – des Baches murmelnd Springen.
Und am meist aus Menschen Scherz
Tönt als Grundton Schmerz, nur Schmerz.

Im Menschen ringt sich die Fähigkeit zu leiden und Leiden zuzufügen zur extremsten Ausformung, aber eben damit auch zur Bewußtheit empor. Schaukelt sich in der Historie dieses menschliche Leiden über ein göttlichem Willen attribuiertes Prinzip der Vergeltung stetig bis zur Ermöglichung der letzten Tathandlung auf, so ist dem anthropofugalen Denker die Einsicht in das Leiden als prinzipiellem Schöpfungsdefekt und der Wunsch nach seiner Aufhebung, also nach Pasteurisierung und Dehumanisation, eins:

Wenn man nun endlich noch Jedem die entsetzlichen Schmerzen und Qualen, denen sein Leben beständig offensteht, vor Augen bringen wollte; so würde ihn Grausen ergreifen: und man den verstocktesten Optimisten durch die Krankenhospitäler, Lazarette und chirurgische Marterkammern, durch die Gefängnisse, Folterkammern und Sklavenställe, über Schlachtfelder und Gerichtsstätten führen, dann alle die finsternen Behausungen des Elends, wo es sich vor den Blicken kalter Neugier verkriecht, ihm öffnen und zum Schluß ihn in den Hungerturm von Ugolino blicken lassen wollte, so würde sicherlich auch er zuletzt einsehen, welcher Art dieser *meilleur des mondes possibles* ist.

Wem solche Klarheit des anthropofugalen Blickes gewährt wird, der wird sich nicht von jenen unbelehrbaren Anthropozentrikern verleiten lassen, die da die Greuel der atomaren Apokalypse, die qualvollen Tage und Wochen des Strahlentodes, das bestialische Verenden der Opfer bakteriologischer Kriegführung, die Schwären, Beulen, verkohlten Kadaver der chemisch Desorganisierten, kurz das von Breughel, Bosch oder Poe erahnte Inferno beschwören, der wird das Winseln, Wimmern, Quieken und Lallen der vielleicht noch um ein kurzes Überlebenden nicht mehr hören können unter den Engelschören, den Segnungen, Huldigungen und dem Lobpreis der Nicht-mehr-Geborenen,

der wird die Fleischfetzen, die schwarz-gedunsenen Torsos, das fließende Gedärm, die halbierten Säuglinge, das durch die Augenhöhlen gepreßte Hirn nicht mehr wahrnehmen im gleißenden Licht des zerstrahlten Leidens von unendlichen Generationen, denen die irdische Hölle erspart bleibt, der wird alle seine Kräfte in den Dienst solcher thermonuklearen Erlösung stellen und Thomas Campbell nachsprechen müssen, was dieser schon vor weit über hundert Jahren schrieb:

Go, let oblivion's curtain fall
Upon the stage of men,
Nor with thy rising beams recall
Life's tragedy again.
It's piteous pageants bring not back,
Nor waken flesh upon the rack
Of pain anew to writhe –
Stretched in disease's shapes abhorred,
Or mown in battle by the sword
Like grass beneath the scythe.¹³

der wird bewundernd erkennen, welch füglichen Sinn und Zweck die Natur mit dem Auswuchern unseres Hirns verfolgt. Sind wir doch mittels dieses Organs in die glückliche Lage versetzt, nicht bewußtlos an unserer Hypertrophie aussterben zu müssen wie zahlreiche Tierarten vor uns. Die Güte der Natur macht uns vielmehr zum Exekutor unseres eigenen Verschwindens und verleiht uns darüber hinaus eine Vernunft, die nicht nur das gesamte ABC der Annihilation durchzubuchstabieren, sondern auch deren Metaphysik zu erfassen gestattet.

Welcher Triumph des menschlichen Geistes, weit über die kantische Erforschung der Bedingungen der Möglichkeit des eigenen Denkens hinaus die Unausweichlichkeit seiner Selbstaufhebung vorhersagen, ja die Wünschbarkeit und ethische Aura der ultimativen Tathandlung einsehen und das Erkannte verantwortlich bewirken zu können!

IV.

Sie, meine höchstverehrten Mitglieder der Akademie, wollen für den heutigen Tag an der Zulänglichkeit unserer Mittel für die hehre Aufgabe der ewigen Befriedung unserer irdischen Stätte verzweifeln?

Seien Sie nur guten Muts und werfen Sie mit uns einen Blick auf die schönen Erfolge der letzten Jahre.

Hat uns, wie beobachtet, Natur und Kultur an sich schon mit der Ausbildung einer destruktiven Geistesverfassung gesegnet, so haben wir unsererseits insbesondere seit Ende des zweiten Vorbereitungskrieges unseren guten Willen beständig unter Beweis gestellt und uns ganz und gar gemäß der edlen Maxime Nietzsches verhalten:

Ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen. Und den kurzen Frieden mehr als den langen. ... Ihr sagt, die gute Sache sei es, die den Krieg heilige? Ich sage euch: der gute Krieg ist es, der jede Sache heiligt.¹⁴

Wir haben es von einer Handvoll neuerlich auf Zehntausende taktischer und strategischer Annihilatoren, vulgo: Kernwaffen, gebracht; ein einziger strategischer Spreng-

kopf entwickelt heute das Zehnfache der gesamten Explosivkraft aller im zweiten Vorbereitungskrieg auf Deutschland und Japan abgeworfenen Bomben; würden wir Tag für Tag soviel verschießen und verbomben, wie wir insgesamt in den sechs Jahren der Auseinandersetzung verbraucht haben, so könnten wir das theoretisch an die zweihundert Jahre fortsetzen.¹⁵

Unser aufgeklärter Leistungswille hat bereits etliche Tonnen TNT pro Kopf der Weltbevölkerung verfügbar gemacht und dafür heute etwa 6 Prozent des Bruttosozialprodukts, d. h. ebensoviel wie das Gesamteinkommen der Länder der sogenannten „dritten Welt“, in denen mehr als die Hälfte der Menschheit lebt, mobilisiert. Das ist ein Anfang, den es systematisch auszubauen gilt, denn die Grenzen unseres Leistungsvermögens sind bei weitem noch nicht erreicht.

Vor allem die Anstrengungen auf dem Sektor biologischer und chemischer Annihilatoren, an denen sich wegen der relativ geringen Entwicklungskosten auch die ärmeren Nationen verstärkt beteiligen sollten, lassen noch zu wünschen übrig. Das ist um so unverständlicher, als sich bei genauerer Betrachtung folgender Vergleich anstellen läßt:

Um mit Sicherheit jegliches Leben in einem Bereich von 1000×1000 m zu zerstören, müssen 16 000 Artilleriegranaten (75 oder 77 mm) abgeschossen werden, das entspricht 10 t herkömmlichen Sprengstoffs. Das gleiche Resultat wird erzielt mit 1 t chemischem Kampfstoff oder 10 kg Atomsprengstoff, wie er in Hiroshima angewendet wurde, mit 10 g thermonuklearem Sprengstoff gegenwärtigen Typs oder aber mit nur 0,1 g biologischem Kampfstoff.¹⁶

Hier müssen in den kommenden Jahren ohne Frage sehr deutliche Prioritäten gesetzt werden. Der Toxizitätsbereich chemischer Instrumentarien etwa liegt mit 0,05 bis 0,01 mg/kg immer noch bei weitem zu hoch; der Variantenreichtum künstlich mutierter Viren und anderer Krankheitserreger ist grenzenlos – unsere Verantwortung nicht nur gegenüber unserer Gattung, sondern gegenüber unserer gesamten unglücklichen Vitalumwelt läßt es nicht zu, daß wir unsere Forschung von Unwissenden und Pazifisten bereits im Frühstadium in Fesseln schlagen lassen, im Gegenteil, gerade hier sollten wir die Anstrengungen verdoppeln und verdreifachen.

Man mag zu bedenken geben, daß über den Einsatz der bereits existenten Arsenale nicht das anthropofugale Denken selbst entscheidet, vielmehr Politiker, die kaum aus Einsicht in die thermonukleare Teleologie, sondern eher bewußtlos aufgrund scheinbar rationaler Machtkalküle handeln, daß also das naturgewollte Ziel unserer Existenz, die Eleatisierung von Mensch und Natur, durch einen verfrühten Anihilationsversuch mit ungenügenden Mitteln erneut verfehlt wird. Das ist in der Tat nicht ganz auszuschließen; aber trösten wir uns mit dem folgenden Gedanken.

So sicher es ist, daß unser derzeitiges Potential zur Aufhebung allen irdischen Lebens noch nicht ausreicht und wir in dieser Hinsicht weiterhin in strenge Aufrüstungspflicht genommen sind, so würde doch eine vorzeitige Freisetzung der akkumulierten destruktiven Energien zumindest die Erlösung unserer Spezies und darüber hinaus schwerste Schädigungen aller Formen sogenannten „höheren Lebens“ bewirken. Damit aber ist die Dynamik der Evolution gebrochen, und wir dürfen gewiß sein, daß die Natur über Mittel und Wege verfügt, sich des kränkelnden und siechen Organischen dann ohne Assistenz hypertropher Gehirne zu überheben.

Wir alle also, hohe Herren von der Akademie, dürfen uns unseres Erfolges gewiß sein und sehen schon heute die thermonukleare Aurora vor Augen. Über ein kurzes wer-

Helder Yureen Die vorgeschützte Sicherheit

Ein Grab ist doch immer die beste Befestigung
wider die Stürme des Lebens.
G. C. Lichtenberg

den wir die Erde zurückbomben können in den seeligen Aggregatzustand präorganischer Materie; lassen wir uns darin von der Zunahme „humanistischer“ Denk- und Artikulationsverbote nicht irre machen; *hat doch nur das dogmatisch für undenkbar und unsagbar Erklärte in unserer Gesellschaft eine reelle Chance, zur unsäglichen Realität zu werden.* Zögern wir nicht, unsere Mission zum gegebenen Zeitpunkt zu erfüllen und der anthropologischen Einsicht in die Notwendigkeit des Verschwindens die Tat folgen zu lassen.

Handeln wir überlegt, aber handeln wir rechtzeitig!

Schon schickt sich eine ihrer Naturbestimmung untreu gewordene Technikergeneration an, die Wände unserer Senkgrube zu erklimmen, darin die irdische „Schöpfung“ bisher in Isolation gehalten war. Mit fehl geleitetem astronautischen Pioniergeist wollen sie die Pest organischen Leidens ihre Quarantäne durchbrechen und andere Welten infizieren machen, auf daß der irdische Wahn universal werde.

Das darf nicht geschehen!

Schon haben sie den Mond betreten und dieses Heiligtum entweiht, das nicht als Ziel einer perversen Abenteuerlust, sondern als Mahnung an das Telos der Evolution und unserer Sendung seit Jahrmillionen Nacht für Nacht in seiner glanzvollen Schrofheit und Leblosigkeit über uns am Himmel steht.

Ermannen wir uns, und machen wir den Mond von einem Ideal zu einem ewigen Spiegel unseres befreiten Planeten!

Dann haben wir erreicht, was wir erreichen wollten. Man sage nicht, es wäre der Mühe nicht wert gewesen. Im übrigen will ich keines Menschen Urteil, ich will nur Kenntnisse verbreiten, ich berichte nur; auch Ihnen, hohe Herren von der Akademie, habe ich nur berichtet.

1 In: W. L. Oltmans (Hrsg.), *Die Grenzen des Wachstums. Pro und Contra*. Reinbek 1974, S. 91.

2 „In order to prove that murder, if it were so universally adopted as to cause the speedy extermination of the race, would not be good as a means, we should have to disprove the main contention of pessimism – namely that the existence of human life is on the whole an evil. And the view of pessimism, however strongly we may be convinced of its truth or falsehood, is one which never has been either proved or refuted conclusively. That universal murder would not be a good thing at this moment can therefore not be proved.“ *Principia Ethica*. Cambridge 1968 (1903); S. 156.

3 *Negative Dialektik*. Frankfurt 1970, S. 312.

4 „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“, in: *Schriften zur Geschichtsphilosophie*. Stuttgart 1974, S. 22.

5 Vgl. dazu Gérard de Vaucouleurs, „Die Supergalaxis“, in: *Die neue Astronomie*, Rhein. Verlags-Anstalt, Wiesbaden o. J., S. 72ff.; Irina Radunskaja, „Verrückte Ideen“, Mir, Moskau 1973, S. 192; A. Unsöld, *Der neue Kosmos*; Berlin/Heidelberg 1974, S. 393.

6 Vgl. Unsöld, a. a. O., S. 243.

7 Siehe Günther Anders, *Enzeit und Zeitende. Gedanken über die atomare Situation*. München 1972, passim.

8 Vgl. Erich Fromm, *Anatomie der menschlichen Destruktivität*. Stuttgart 1974, passim.

9 Im von der Geschichtsschreibung abgedeckten Zeitraum sind im Durchschnitt 2,6 Kriege pro Jahr geführt worden; vgl. dazu auch das Anschauungsmaterial in Hans Dollinger, *Schwarzbuch der Weltgeschichte*; München 1973.

10 Vgl. Garrett Hardin, „Die Tragik der Allmende“, in: M. Lohmann (Hrsg.), *Gefährdete Zukunft*; München 1970, S. 41: „Das Gewissen eliminiert sich selbst. ... Die Menschen sind verschieden. Wenn man sie zur Familienplanung aufruft, werden manche zweifellos positiver reagieren als andere. Diejenigen, die mehr Kinder zeugen, werden einen größeren Teil der neuen Generation stellen als diejenigen, die sich aus Verantwortunggefühl zurückhalten. Von Generation zu Generation wird sich diese Differenz vergrößern.“

11 Vgl. die Erklärungsversuche Freuds in *Totem und Tabu* sowie den christlichen Ritus des Abendmahls.

12 Freud, *Unbehagen in der Kultur* (Werke, XIV, S. 434): „Man möchte sagen, die Absicht, daß der Mensch ‚glücklich‘ sei, ist im ‚Plan der Schöpfung‘ nicht enthalten.“

13 Aus „THE LAST MAN“.

14 *Also sprach Zarathustra*, in: *Werke in zwei Bänden*; München 1967; I, S. 575.

15 Siehe B. Manstein, „Vom Terror der Technik“, in: Karlheinz Deschner (Hrsg.), *Das Jahrhundert der Barbarei*; München 1966, S. 475.

16 J. Moch, „Die Geschichte der Abrüstung seit 1945“, in: Zentralvorst. Gew. Wiss. (Hrsg.) *ABC-Waffen*; S. 141.

Alle Lebewesen sind vom Tode bedroht, sie sind grundsätzlich sterblich. Diese Binsenweisheit zieht die andere nach sich, daß das Verlangen nach Schutz, Geborgenheit oder Sicherheit zu den menschlichen Grundbedürfnissen gehört. Der Große Brockhaus 1956: ‚Sicherheit ist ein Bedürfnis insbesondere der gesitteten Gesellschaft.‘

Beängstigende Aktivitäten, Einrichtungen und Situationen rufen bei sehr vielen Menschen bereits Angst- und Fluchtreaktionen hervor, selbst wenn unmittelbar keine Gefahr im Verzuge ist. Oft genügt es schon, daß von Tod und Terror lediglich die Rede ist. Durch kollektive Erfahrung können einzelne Worte und Wendungen emotional so stark aufgeladen sein, daß sie peinlich gemieden und so schließlich aus dem Wortschatz, das heißt aus dem kollektiven Gedächtnis, verdrängt werden.

Ein bekanntes Beispiel hierfür ist die untergegangene Bezeichnung für ‚Gift‘ im heutigen Wortsinn. ‚Gift‘ hatte ursprünglich die noch im Wort ‚Mitgift‘ bezeugte Bedeutung ‚Gabe‘. Der verhüllende Ausdruck klang, als er noch neu war, nicht nur harmlos, wo es einem ans Leben ging, er evozierte unbesehen sogar Freundliches nach dem Motto: Geben ist seliger . . .

Die Mechanismen, die am Ende nette Ersatzwörter oder Euphemismen hervorbringen, sind heute keineswegs außer Kraft. Sie werden allerdings überlagert und verzerrt von bewußten Eingriffen in den Wortgebrauch in Form massenpsychologisch fundierter Sprachlenkung durch bestimmte Interessengruppen. Werbefachleute und Politiker verwenden todsicher einen beschönigenden Ausdruck, wo es sich um einen heiklen Gegenstand handelt. Zur Verhüllung lebensbedrohlicher Unternehmungen bieten sich im Deutschen die Grundwörter ‚Schutz‘ und ‚Sicherheit‘ besonders an. Die unleugbar magische Wirkung, die von ihnen ausgeht, beruht auf der richtigen Mischung angstaussender und angsthemmender Komponenten, wobei freilich der Beruhigungseffekt klar dominiert. All jene, bei denen die verbale ‚Schutz‘-Impfung anschlägt, sind fürs erste oder sogar auf Dauer moralisch immun. Zur Zeit des letzten Kaisers hießen die deutschen Kolonien ‚Schutzgebiete‘, ein schmuckes Mäntelchen für die hinzugewonnenen Planquadrate imperialistischer Ausbeutung. Aus derselben Sprachretorte destillierte man den verwandten Ausdruck ‚Schutztruppe‘ für die hoheitlich sanktionierte Killerorganisation, die zum Beispiel in Deutsch-Südwest den Herero-Stamm heldenhaft dezimierte.

Als Kaiser und Krieg in Mißkredit geraten waren, steckte die neue Regierung zurück und nannte das kaiserliche Kriegsministerium bescheidener ‚Reichswehrministerium‘. Das Wort ‚Reichswehr‘ erinnert an Abwehr und Feuerwehr, obwohl es weit angemessener wäre, an das ‚Gewehr‘ zu denken. Zum einen, weil diese Waffe das unerläßlichste Utensil aller Streitkräfte war und ist, und zum anderen, weil das Wort

‚Gewehr‘ eine aufschlußreiche Bedeutungsentwicklung mitgemacht hat. Im Althochdeutschen stand ‚Gewehr‘ abstrakt für ‚Verteidigung, Abwehr, Schutz‘, später erst ganz konkret für die Waffe. Es versteht sich beinahe von selbst, daß nach dem Bedeutungswandel die neuere Wortgeschichte einen schönen Beleg bietet für das, was Tradition und technischer Fortschritt gemeinsam zu leisten vermögen. Gegen das ‚Seitengewehr‘, sprich: Säbel des 17. Jahrhunderts, ist das ‚Maschinengewehr‘ von heute eine Waffe, die ein Vielfaches an ‚Sicherheit‘ und ‚Schutz‘ produziert. Da die militärische Einrichtung der nationalen Streitmacht bis auf den Namen des zuständigen Ministeriums erhalten geblieben war, brauchten die Nazis 1934 nur das Namensschild zu ändern, das Bezeichnete ein wenig aufzumöbeln und mit dem gewohnten Erfolg einzusetzen. Die Heilschreier reglementierten die Sprache bekanntlich gründlich zum Zwecke der Propaganda. Wer seinerzeit in politische ‚Schutzhaft‘ genommen wurde, war dem ‚Staatsschutzapparat‘ schutzlos ausgeliefert. ‚Schutzhaft‘ hieß nach Lage der Dinge meist Folter und Tod in einem ‚Konzentrationslager‘, auch dies ein ‚Schutzwort‘. In Händen der ‚Schutzstaffel‘, abgekürzt: ‚SS‘, lag die organisierte Vernichtung von Millionen Menschen.

Die Kontinuität der ‚Schutz‘-Wortschöpfungen von der kaiserlichen ‚Schutztruppe‘ bis zur faschistischen ‚Schutzstaffel‘ ist wortgeschichtlich kaum mehr verblüffend, erstaunlich nur, mit welch billigem Tarnaufwand die Herrschenden auskamen, wo es galt, eindeutigen Völkermord vor der Öffentlichkeit zu kaschieren.

Neulich hörte ich, daß für den ‚Katastrophenschutz‘ an Gerichten und anderen Behörden wieder ‚Schutzstaffeln‘ aufgestellt werden sollen. Sprachgefühl war noch nie eine Stärke der Verwalter.

Wie es heißt, soll der erste Kanzler dieser Republik einmal beteuert haben, er wolle sich lieber die Hand abhacken lassen, als jemals eine Waffe in die Hand zu nehmen. Das mißverständliche Bekenntnis aus der Trümmerzeit hinderte den nämlichen Kanzler ein paar Jahre später in der Wiederaufbauphase nicht, vehement für die Wiederbewaffnung einzutreten. Also bekam die Bundesrepublik einen ‚Verteidigungsminister‘. Übrigens nicht nur die Bundesrepublik. Auch die anderen europäischen Staaten hatten ihre Kriegsministerien entsprechend umbenannt. Der Übergang vom Kriegerischen zum Friedevollen war so gemeineuropäisch wie jener frühe Wortetäusch beim ‚Gift‘. Verteidigen, scheint's, ist seliger denn angreifen.

Die Kriegsbegeisterung der Deutschen war durch unmittelbare Kriegseinwirkung auf ein Minimum gesunken. Dem trugen die Väter der Verfassung Rechnung, indem sie das Recht auf Kriegsdienstverweigerung im Grundgesetz verankerten. Der durch Verfassungsänderung später hinzugekommene ‚Verteidigungsminister‘ treibt anders als der Kriegsminister der alten Preußen keine Kriegsvorbereitungen. Er deckt vielmehr den Bereich der ‚Sicherheitspolitik‘ ab. Freilich ist auch ein ‚Verteidigungsminister‘ bereit, Angriffswaffen und Abschreckungsstrategien in Kauf zu nehmen, um ‚den Frieden sicherer zu machen‘, versteht sich. Natürlich kann auch ein ‚Verteidigungsminister‘ auf höchste Einsatzbereitschaft und größtmögliche Kampfkraft nicht verzichten. Wie anders sollten die Streitkräfte sonst imstande sein, ‚Sicherheit zu produzieren‘? Selbstverständlich ergibt sich allein aus finanziellen Erwägungen schon die Notwendigkeit, zur Ausrüstung der eigenen Streitmacht eine eigene Rüstungsindustrie im Lande zu haben. Und sicher müssen sich die Kriegsdienstgegner im Zweifelsfall mit dem Mißtrauen des ganzen Gemeinwesens abfinden, ‚Wehrdienstverweigerer‘ müssen sich, wo es um die selbstverständliche

Pflicht zur ‚Landesverteidigung‘ geht, darüber hinaus den Verdacht der Verfassungsfeindlichkeit gefallen lassen. Man muß es nur recht begreifen, das große Wort ‚Schule der Nation‘, das die menschenverachtende Einübung in Befehl und Gehorsam und den selbstverständlichen Umgang mit Mordinstrumenten gesellschaftlich aus dem Schmutz hebt. Der ‚Bürger in Uniform‘ ist ohne Zweifel ein ehrenwerter Mann.

Ihn unterscheidet nur noch wenig von den ‚Sicherheitskräften‘, die für unsere innere Sicherheit‘ entstehen: ‚Schutzpolizei‘ und ‚Bundesgrenzschutz‘. Daß ein ‚Schutzmann‘ einmal einen Studenten erschoss, der in Berlin gegen den Schah von Persien demonstrierte, ist noch lange kein hinreichender Grund, die alte Wortverwandtschaft zwischen ‚schützen‘ und ‚schießen‘ herbeizubemühen. Trotzdem, es steckt eine unbestreitbare Logik in dem Satz: Ohne Schuß kein Schutz. Und seien es auch nur Kameraschüsse, mehr oder weniger auffällig abgedrückt von unseren wachsamen ‚Grenz-‘ und ‚Verfassungsschützern‘. Ganz ohne Schußwaffen vermochten wohl nur englische Polizisten bis jetzt Dienst zu tun, ohne ihre eigene und die Autorität des Staates lächerlich zu machen.

Im kybernetischen Zeitalter konnte einerseits die Effektivität der ‚Sicherheitsorgane‘ gewaltig gesteigert werden, andererseits kommt es in letzter Zeit immer häufiger vor, daß einzelne Abteilungen der im ‚Sicherheitsbereich‘ Tätigen gegen Anschuldigungen aus der Bevölkerung in Schutz genommen werden müssen, sie hätten illegal in Grundrechte eingegriffen und z. B. den ‚Datenschutz‘ mißachtet. Die lauthals Klageführenden sollten sich darüber im klaren sein, daß a) Übergriffe in Ausnahmefällen unvermeidlich sind und daß b) durch öffentliche Klagen die ‚Sicherheitsorgane‘ empfindlich in ihrer Arbeit beeinträchtigt werden und daß schließlich c) alle ‚vertrauenbildenden Maßnahmen‘ auf diese Weise zunichte gemacht werden. Dies alles muß weite Teile der Bevölkerung verunsichern, so daß verstärkte ‚Sicherheitsvorkehrungen‘ die notwendige Folge sind. Vom Wasser haben wir's gelernt, daß ‚Naturschutz‘ nicht lückenlos wirkt. Warum sollte es beim ‚Datenschutz‘ anders sein? Die Existenz der ‚Wasserschutzgebiete‘ z. B. impliziert ja doch, daß anderswo der chemischen Versetzung ziemlich freier Lauf gelassen wird. Fragen Sie doch mal die Fische! Oder nehmen wir den neueren ‚Umweltschutz‘. Als nach der mechanischen Zerstörung der meisten Ökotope der technologische Fortschritt die chemisch-radioaktive Vergiftung der ganzen Erde in Aussicht stellte, begann zaghaft die ökologische Bewegung. Heute unterscheiden sich die legalen Ansätze zum ‚Umweltschutz‘ von den wilden Forderungen der Kraftwerksstürmer durch maßvolle Zurückhaltung. Bis vielleicht irgendwann einmal Zehntausende pro Jahr durch Radioaktivität umkommen wie jetzt im Straßenverkehr, können sicher noch zig Atomkraftwerke ihren Betrieb aufnehmen. Nach Harrisburg wird man ganz ohne Frage noch einmal alle ‚sicherheitstechnischen Probleme‘ gründlich überdenken und der ‚Sicherheit‘ der Bevölkerung in jedem Fall Priorität einräumen. Den Ausbau der Atomindustrie jedoch im jetzigen Stadium stoppen zu wollen wäre unrealistisch, genauso radikal und unrealistisch wie der Ruf nach dem ‚Sicherheitsauto‘ es war. Realpolitik begnügt sich maßvoll mit Vorschriften betreffend das ‚Sicherheitsglas‘, den ‚Sicherheitsgurt‘ den ‚Sicherheitsabstand‘, und sie genehmigt beizeiten höhere ‚Versicherungsprämien‘. Entsprechend dem allgemein gestiegenen ‚Sicherheitsbedürfnis‘ läßt es die Legislative nicht an ‚Sicherheitskontrollen‘ in allen Lebensbereichen fehlen. Und nicht zuletzt verdanken wir den

fürsorglichen Gesetzgebern ein ganzes ‚Netz sozialer Sicherheit‘, in dem wir uns wiegen können wie in einer bequemen Hängematte. Sollte dieses Netz wirklich einmal reißen, so zeigte sich spätestens dann, daß es einen doppelten Boden hat. Wir haben allen Grund, Vertrauen zu haben. Über uns wölbt sich wie der blaue Himmel das supranationale ‚Sicherheitssystem‘, dem wir angehören. Mit unserem Land können wir uns sonnen in der Genugtuung, bei der ‚Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa‘ und rückblickend sogar im ‚Weltsicherheitsrat‘ den Frieden in der Welt sicherer gemacht zu haben. Wir haben die Hoffnung, daß es bei immer strebendem Bemühen eines Tages gelingt, absolute Sicherheit zu gewinnen, nämlich durch ‚Sicherstellung‘ des Unsicherheitsfaktors Mensch.
Wie lautet doch die alte Volksweisheit: Der kluge Mann schützt vor. Der kluge Staat nicht minder.

Carlo Bredthauer
Vom starken Mann

als letzte Chance
Europas empfiehlt er sich
seit dreißig Jahren

Bayerns Auftrag für
Deutschland. Europa – mehr
will er ja gar nicht

Wer so spricht – sagte
einer, der's wissen mußte,
schon früh –, der schießt auch!

(Zitat Reinhold Maier, ehem. Ministerpräsident
von Baden-Württemberg)

Soll er doch ruhig mal
machen, der macht's nicht lange –
hieß es von Hitler

Zwanzig mal „Frieden“
auf hundertzwanzig „Atom“ –
Entwurf für Europa!

(Nach einer Auszählung der Worthäufigkeit
in Strauß' Buch „Entwurf für Europa“
durch Karlheinz Deschner)

für „kleine Leute“
hat Strauß was übrig . . . ohne
sie wird er nicht groß

Meine Brieftasche
würd' ich ihm nicht anvertraun.
Wieso dann mein Land?

Ursula Eisenberg
Kein Argument wird zum Stein – von allein

Beobachtungen aus Gorleben

I.

Welcher Landesvater kann schon von sich sagen, daß Hunderttausende ihn besuchen kommen? (*Theaterwehr Brandheide* über Ministerpräsident Albrecht)

Hannovers Podbielskyallee ist für den Autoverkehr nicht mehr zu gebrauchen. Wo es sonst lebensgefährlich wäre, einen Fuß hinzusetzen, treten Turnschuhe, Clocks, Gummistiefel und Roots auf der Stelle, über gelben Regenjacken, Parkas und Palästina-Sertüchern sieht man Haare, die wachsen, wie's kommt, dauergekrauste, oft henna-behandelte Frisuren. An Ohrläppchen baumeln Ringe, Steinchen und kleine Federn. Viele Köpfe sind Kompromisse zwischen dem hier gängigen Schönheitsideal und den Anforderungen des beruflichen Alltags: Die letzte Dauerwelle ist noch nicht lange her, die Matte gerade geschnitten, der Bart im Mittelmaß und der Kragen gehört nicht zum allerneuesten Mantel.

Kleine Kinder werden auf Schultern getragen, spielen mit den Mähnen ihrer geduldigen Reittiere und bestaunen von oben herab die vielen Leute. Alles ist ein bißchen feucht, aber Blumen werden verteilt, und die gemeinsame Erwartung macht die Füße warm.

Kernkraftgegner sind alle, die hier zusammenkommen: solche, die schon in Whyll und Brokdorf dabei waren, aufmerksame Zeitungsleser, die sich ihre eigenen Gedanken machen, Leute, die in ihrer Heimat schon mit der Atomindustrie in Berührung gekommen sind, Bewohner des Landkreises Lüchow-Dannenberg und solche wie ich, die in der Großstadt wohnen und sich aus Überdruß daran in diesem Landkreis eines der leerstehenden Bauernhäuser gekauft haben.

Ich habe mir einen Platz in einer Einfahrt gesucht; es ist schwierig, sich nicht wieder herausdrängen zu lassen. Immer wieder versuchen Ordner, die Straße freizuräumen. Sie tun das in entschuldigendem Ton, denn es ist ihnen unangenehm, Anweisungen geben zu müssen. Dabei geschieht es für einen guten Zweck; immerhin brauchen die Trecker, die aus Lüchow-Dannenberg kommen werden, Platz. Unermüdlich versuchen die Ordner, Ordnung in die bunte Menge zu kriegen. Manchmal gelingt es ihnen; aber nach kurzer Zeit ist alles wieder voll.

Manchmal verlasse ich meinen Unterstand freiwillig, drücke mich zwischen feuchten Parka-Rücken und tropfengesprenkelten Öljacken hindurch und suche nach Bekannten, die mir, egal ob ich sie sonst liebe oder nicht, hier in der fremden Stadt das Gefühl geben könnten, dazugehören.

Es regnet sich ein, die Bäckereien in der Straße sind ausverkauft und die Flachmänner leer, Kinder fangen an zu quängeln – und plötzlich nach zwei Stunden ist es soweit:

Ohne daß die vom Gewissen geplagten Ordner sehr eingreifen müßten, zieht sich alles auf die Bürgersteige zurück und sie haben freie Bahn: Rote, blaue, grüne

Trecker, mit und ohne Anhänger, fabrikneu und kurz vor dem Stehenbleiben, dieseln in einem unübersehbaren Zug an mir vorbei. Ihre Fahrer, massig, die wohlgenährten wettergefärbten Gesichter frisch rasiert, mit kurzgeschnittenen Haaren, grüßen wie Politiker würdevoll nach links und rechts. Königin Silvia wurde neulich nicht begeisterter empfangen als sie, und – das sieht man ihnen an – sie genießen das sehr.

Langsam dränge ich mich bis zur Bordsteinkante vor, schreie mit und winke, bis mir der Arm lahm wird. Ich brauche ein Taschentuch, nicht nur für die Nase. Vorsichtig blicke ich nach rechts und links – ich finde, am Bordstein stehen und heulen geht doch zu weit . . .

Einer der Bauern läßt es beim Winken nicht bewenden, klettert mit einer großen Schüssel auf die Straße und verteilt Würstchen. Ich kriege sogar zwei.

Unmöglich, sich alles zu merken, was auf den Plakaten und Transparenten steht, die die Trecker mit sich führen; behalten habe ich:

Wir brauchen kein Plutonium und kein Salz, wir sind für das Leben, Gott erhalt's.

Gestern Gaskammer – Morgen Atomstaat

Wir fühlen uns verraten von Politik und Technokraten

Lieber kerngesund als Kernenergie

Es grüne die Tanne, es schlage das Herz,

im Widerstand sind wir hart wie Erz

Nur Mut, wenn wir hart bleiben, muß Albrecht nachgeben

Einige der Sprüche kommen mir vor wie Bekannte von früheren Demos, bei anderen haben alte Bauernregeln Pate gestanden, an denen viele von uns in den Lesebüchern der 3. Klasse lesen lernten.

Wieder andere sind eben von Lüchow-Dannenberg Bauern:

Wir laufen der Atomkraft nach wie einer schönen Hure; auch Syphilis merkt man erst später!

So moralisch-betulich und gleichzeitig plastisch kann nur jemand warnen, der selbst am „Landhaus Schelploh, Lustschloß für Kenner“ (regelmäßige Anzeige in der Elbe-Jeetzel-Zeitung) oder an der in einem niedersächsischen Fachwerkhaus untergebracht „white rabbit striptease bar“ nicht unbewegt vorübergeht.

Stundenlang fahren die Trecker an uns vorbei. Mir kommt diese ganze Demonstration wie ein schöner Traum vor, das Gediesel, das mir in meinem Häuschen den Ferienschlaf stört, wird zum Kampflied gegen die schleichende Vorbereitung eines lautlosen Todes.

Plötzlich bin ich mir sicher, daß die riesigen Räder, die sonst Wegen und Äckern täglich ihr Profil aufdrücken, hier auch auf der asphaltierten Podbielskyallee ihre Spuren hinterlassen werden.

II.

Watte Bur nich kennt, dat fret er nich (Plattdeutsches Sprichwort)

Vor drei Jahren hatten wir im Landkreis Lüchow-Dannenberg eine Bauernkate gekauft. Die Nachbarn, die nicht verstehen, wie wir uns solche „ollen Plünnen“ kaufen können, in die keine Schrankwand hineinpaßt, die sich in Kittelschürze, mit Miststiefeln und ohne die neuen Zähne im Mund nur ungern fotografieren lassen, die

für uns von Plattdeutsch auf Hochdeutsch umschalten und ihre Belustigung über die spülenden und kochenden Männer im Haus nur notdürftig vor uns verbergen, waren für uns vom ersten Tag an fester Bestandteil des Dorfes, so wie die Kiefern hinter dem Haus und das Trafohäuschen an der Ecke.

Wir kannten es vorher nicht, daß jemand sonntags mit einem Stück Torte herüberkommt oder daß Kohlköpfe und Salat über den Zaun gereicht werden. Neugierige Fragen, interessierte Blicke in Küchenschrank und Kochtöpfe störten uns nicht. Wir empfanden sie als legitimes Interesse an unserer Lebensweise. Der erste Eindruck, den wir machten, war nicht schlecht. Immerhin gingen wir nun ernsthaft daran, unser Haus zu renovieren. Die Frauen nahmen außerdem wohlwollend zur Kenntnis, daß ich oft und gerne kochte, denn „das gehört sich ja auch so!“ Daß wir nicht verheiratet waren, nahm man in Kauf, schließlich kommt sowas auf dem Land auch mal vor.

Angebote zum „Du“ nahmen wir gerne an; in Berlin ist man das schnelle Duzen gewohnt. Schwerer fiel uns, die beiden Alten von nebenan, so wie es hier üblich ist, mit „Oma“ und „Opa“ anzureden, aber auch das ging uns schließlich von der Zunge. Versuche, uns zu vereinnahmen für Schützen- und Feuerwehrverein, wurden schnell aufgegeben; wir sind nicht trinkfest. Unsere engeren Kontakte beschränkten sich im Lauf der Zeit auf etwa drei, vier Nachbarn, bei anderen kam es manchmal zu einem freundlichen Schnack über den Zaun. Wenn Oma D. mir beim Johannisbeer-Puhlen das Neueste aus dem Dorf erzählte, genoß ich das sehr. Ich fühlte mich ins Vertrauen gezogen und ausgezeichnet. Leider mußte ich bald feststellen, daß auf dem Lande offenbar wirklich nur sehr wenig passiert. Beim dritten Aufenthalt in unserem Dorf hätte ich die Einzelheiten von Omas Gallenoperation durchaus selber erzählen können. Wir merkten auch bald, daß man von uns mehr als bloßes Zuhören erwartete. Jeder, der uns etwas erzählte, hoffte auf einen Bundesgenossen gegen Schwiegermutter, Schwiegertochter, Sohn oder die Nachbarn gegenüber.

Wir selbst erzählten wenig von unserem Leben in Berlin. Wir fürchteten, auf Unverständnis zu stoßen oder Vorurteile weiter zu verstärken. So beschränkten wir uns auf vorsichtige Andeutungen darüber, daß wir zuhause in Berlin auch blaue Gardinen haben und daß ein Schwarz-Weiß-Fernseher uns reicht . . .

So wurden unsere Beziehungen auf die Dauer ein bißchen einseitig. Wir aßen die Torte von nebenan mit gutem Appetit, unser Kuchen wurde nur vorsichtig probiert. Wir liehen uns Gartengeräte aus und bekamen wichtige praktische Tips, konnten selbst aber nur wenig bieten. Als wir mit dem Umbau aus dem Größten heraus waren, wurde der Gesprächsstoff rar. In Verwandtschafts- und Nachbarschaftsstreitigkeiten konnten und wollten wir uns nicht einmischen. Langsam bekamen unsere Wochen in Lüchow-Dannenberg wieder mehr den Charakter einer Feriensituation. In diese Zeit fiel Albrechts Standortentscheidung für das Nukleare Entsorgungszentrum (NEZ) auf Gorleben. Wir wollten es nicht, „weder hier noch anderswo“. So sahen wir in dieser Entscheidung einen Auftrag, der uns aus der etwas faden Feriensituation wieder befreite. Wir wollten alles, was wir darüber erfuhren, unter die Leute bringen. Unterbrach Oma D. am Gartenzaun einmal den Bericht über ihre Gallenoperation, schoben wir etwas über die Gefährlichkeit radioaktiver Strahlen dazwischen, beschrieb Brigitte E. bei einem Schnäpschen uns das neue Schlafzimmer ihrer Tochter, brachten wir die Rede auf den Bundesgrenzschutz, der demnächst die Nächte hinter unseren Kiefern verbringen würde. Wir gingen nicht mehr Milch

holen, ohne darauf hinzuweisen, daß man radioaktive Milch nur sehr schwer absetzen kann . . .

Wir hatten Erfolg. Es gelang uns, unsere Nachbarn zu erschrecken. Ähnlicherschrak ich als Kind, wenn ein Zeuge Jehovas an der Haustür ewige Verdammnis prophezeite. Sie schwankten zwischen Ungläubigkeit und Hilflosigkeit: „Die ganze Welt ist verrückt geworden, sogar das Wetter!“

Nach und nach mischten sich in ihr ungläubiges Erschrecken Mißtrauen und Abwehr; die beruhigenden Versicherungen ihrer Lokalpolitiker und die Hochglanzbroschüren der „Deutschen Gesellschaft für Wiederaufbereitung von Kernbrennstoffen“ (DWK), die ihnen nun regelmäßig ins Haus flatterten, taten ihre Wirkung. Terroristische Anschläge in dieser Zeit machten uns die Erfüllung unseres selbstgewählten Auftrags auch nicht gerade einfacher.

Bei einem unserer Zaungespräche wollten wir Oma D. und ihrer Schwiegertochter Elke etwas über die Senkung des Grundwasserspiegels erzählen . . . „und was haltet ihr von den Terroristen?“ fragte Elke D. ganz unvermittelt. Wir distanzierten uns heftig von terroristischen Aktivitäten jeder Art, wollten wieder auf den Grundwasserspiegel zurückkommen . . . „und wann heiratet ihr?“ wollte Oma D. wissen. „Was hat denn das damit zu tun!“ protestierten wir, aber . . . „das hat schon etwas damit zu tun“ beschied uns Oma D. und wandte sich ausdrücklich ihren Hühnern zu. Ähnliches beobachteten wir auch bei Stellungnahmen von offizieller Seite. Nachdem der geplante Standort bekanntgegeben worden war, bestimmten Anti-Atom-Aufkleber in Gorleben das Straßenbild und im Schaukasten der Gemeinde hingen nur ablehnende Stellungnahmen. Nach der Schleyer-Entführung waren die Aufkleber verschwunden, im Schaukasten hingen eine Bekanntmachung zur Sportplatzbenutzung und das Fahndungsplakat.

So oft es uns möglich war, nahmen wir an Veranstaltungen der Bürgerinitiative teil. Es war meist sehr voll, aber gerade die Ferientermine waren geprägt von Zugereisten, die sich gegenseitig mit ebenso gutgemeinten wie unrealisierbaren Vorschlägen überboten, um in den nächsten Tagen die „Tageskämpfe“ in ihren Heimatorten wieder aufzunehmen. Meldete sich bei solchen Treffen tatsächlich einmal ein Bauer zu Wort, waren es mitunter offene Trotzreaktionen, wie ich sie ähnlich von pädagogisch überfütterten Schülern kenne: „Wo sollen die das Ding denn hinbauen? Hier kann man die Ecke wenigstens abriegeln, wenn etwas passiert!“

Ähnlich war der Empfang, den Nachbar Klaus-Günther D. uns eines Tages bereitete. „Ich bin jetzt dafür“, erklärte er, der vor einem Jahr gesagt hatte: „Die Menschheit richtet sich selbst zugrunde.“ . . . „Ich habe mich nämlich da für den Werkschutz beworben.“ Bitter geworden durch unsere Mißerfolge, trösteten wir uns damit, daß die DWK jemanden wie Klaus-Günther, dem einmal in der Woche seine Sau ausreißt, sicher nicht gebrauchen kann.

Nach und nach reagierte man eher mitleidig auf unsere unermüdlichen Versuche, Bundesgenossen zu finden: „Ihr werdet es auch nicht schaffen, das Ding wegzukriegen“, meinte Oma D., so als ginge es um einen falsch platzierten Misthaufen, der vor allem uns stört. „Jaja, ich weiß, ihr seid ja dagegen“, sagte Friedrich G. milde, und seine Frau trat die sechzehnjährige Tochter gegen das Schienbein, die gerade erklären wollte, daß sie das NEZ in Gorleben duftend findet – Besuch widerspricht man nicht –.

Die Situation im Landkreis spitzte sich zu und meine Lust, in unser Häuschen zu

fahren, wurde zusehends kleiner. Trotzdem fuhren wir, und hilflos und verbissen, wie Lehrer, die ihren „Stoff durchziehen“, obgleich kein Schüler mehr zuhört, brachten wir Neues vom NEZ unter die Leute.

Die Nachbarn kamen seltener; die Torte blieb aus. In diese Situation kam die Nachricht vom geplanten Treck nach Hannover. Ich versprach mir nicht viel davon.

III.

Die Herren machen das selbst, daß ihnen der arme Mann Feynd wird (Aus den Bauern-Kriegen)

Unser Häuschen war alles andere als das Zentrum der Anti-DWK-Bewegung. Auch die fleißigsten und solidesten „Zweitwohnsitzler“ wären nicht in der Lage, die Vorurteile restlos abzubauen; zu viele „weiße Flecken“ hat ihre Lebensweise für die Nachbarn auf dem Dorf. Natürlich waren diese Vorurteile die Kerbe, in die von offizieller Seite geschlagen wurde, wenn es darum ging, Kernkraftgegner, die von außerhalb kamen, unglaublich zu machen. „Linksextremisten rüsten zur Gorleben-Schlacht!“ – unter dieser Schlagzeile gab die Elbe-Jeetzel-Zeitung (EJZ) am 22. 4. 1978 einen Verfassungsschutzbericht über „Zweitwohnsitzler“ wieder. Zusammenhänge zu terroristischen Aktivitäten wurden konstruiert und trotz vielfältiger Dementis glaubten die Bauern ihren selbstgewählten, wohlgenährten, mit Schlipps und Kragen versehenen Lokalpolitikern mehr als den fremdartigen Gestalten, die zunehmend zahlreicher in den Landkreis kamen und leider auch mitunter Kartoffeln klauten.

Nach dem Motto „Wer dreckig ist, will auch Krawall“ zeichnete die DWK in ihrer Werbeschrift Nr. 4 folgendes Bild des typischen Kernkraft-Gegners: Kernkraftgegner sind jung, legen wenig Wert auf ihr Äußeres, fahren alte Autos in verwerflichem Zustand, beteiligen sich nicht am Berufsleben, „außer der Atomkraftsonne zeigen sie durchweg die Zugehörigkeit zur SPD oder zu den Jungsozialisten“. Mag diese Beschreibung schmeichelfast finden, wer will; manchem Bauern hat die Vorstellung, sein Kind könnte in solche Kreise geraten, sicher Schauer über den Rücken gejagt.

Es gab noch weitere Gründe, die viele Einheimische gegenüber zugereisten Umweltschützern und sogar gegenüber der eigenen Bürgerinitiative zurückhaltend sein ließen. Ein Bauer aus dem Ort Teichlosen, der 1979 zu den Aktivisten gehört, sagt das so: „Die Landwirte arbeiten größtenteils nicht mehr in der BI mit. Weil sie da nicht mehr so richtig den Fuß an die Erde kriegen. Weil . . . ja, wie soll ich das sagen? Die Diskussionen laufen nicht mehr auf konstruktive Maßnahmen hinaus, auf konstruktive Aktivitäten, sondern das ist ein . . . Jeder hat da die besten Ideen und so. Landwirte sind nun mal sehr konservativ eingestellt. Das ist manchmal bestimmt hinderlich, aber wenn die Diskussion dann weiter hinausschwappt, über die Kernenergiegeschichte hinaus, dann spielen die eben nicht mehr mit, ja, wenn das ins Ideologische geht. Zum Teil bestehen natürlich auch Vorurteile gegen Langhaarige usw., leider ist es so, daß man das zu oft bestätigt findet.“

So kam es, daß viele der Einheimischen sich lieber an ihren Landvolk-Präsidenten hielten, der am 10. 5. 1978 zuversichtlich erklärte: „Ja zur Wiederaufbereitungsanlage! – Wenn kein Risiko für die Umwelt.“ (EJZ) Trotzdem verlor am 5. 6. 1978 bei

den Landtagswahlen die CDU 8,8 % an die GLU (17,8 %), ein Ergebnis, das ich nach meinen persönlichen Eindrücken nicht im Traum erwartet hatte.

Am gleichen Tag konterte in der EJZ ein Leserbriefschreiber die „DWK-Analyse“ vom April 78: „Kernkraftgegner üben im allgemeinen einen ordentlichen Beruf aus. Wie ich. Kernkraftgegner sind nicht nur linksorientiert, sondern auch in gewiß größerer Zahl – noch – CDU-Mitglied. Wie ich.“

Eine Woche später „brandmarkt“ Niedersachsens CDU-Vorsitzender Hasselmann, daß die DWK Grundstücksverhandlungen um Gorleben in „spätkapitalistischer Weise“ führt.

- Bis zum August hat die DWK 400 ha Land gekauft und dabei bis zum Zehnfachen des handelsüblichen Preises gezahlt.

- Einen Monat später wird in Gorleben die alte Schule aufgekauft, „entkernt“ und zum Informationszentrum der DWK umgebaut.

All dies geschieht zu einer Zeit, in der laut Albrecht in Sachen Gorleben noch nichts Definitives beschlossen ist. Gleichzeitig stellt eine Serie von kleineren Unfällen in Kernkraftwerken die Sicherheitsbeteuerungen der Politiker immer wieder aufs Neue in Frage. (Brunsbüttel, Esensham, Neckarwestheim; der vorläufige Höhepunkt wird später Harrisburg sein)

In Zeiten, in denen die eigenen Politiker offensichtlich unglaublich werden, kriegen Zweifler, die man vorher mit Mißtrauen betrachtet hat, bessere Chancen: Im Juni 78 bringen Kernkraftgegner innerhalb von drei Tagen 750 000 DM auf, um einen Landkauf der DWK zu verhindern. Sie erreichen ihren Zweck zwar nicht, bleiben im Landkreis aber trotzdem nicht ohne Wirkung.

Der Graf von Bernstorff, dessen Familie große Ländereien im Landkreis besitzt, weigert sich, an die DWK zu verkaufen. Gerade auf die konservativeren Bauern macht das sicher Eindruck. Die Verhandlungen mit der DWK um Land gehören zu den ersten persönlichen Berührungen im Landkreis mit offiziellen Vertretern der WAA. Wurde man bisher mit Schnaps, Handschlag und einem Lüchower Notar handelseinig, bekommt hier alles einen anderen Charakter: „Wenn Sie mit der DWK verhandeln, ist das so, als wenn Sie in der Nordsee eine Qualle fangen wollen. Nicht, daß sie sich dabei die Finger verbrennen, nein, Sie kriegen sie gar nicht.“ (EJZ) Außerhalb des Gebiets wurde mancher Bauer, der zu den stark überhöhten Preisen verkauft hatte, beneidet. In den Dörfern um Gorleben kam es bald nach den Käufen zu sozialem Unfrieden und existenzbedrohenden Situationen, weil Bauern, die an die DWK verkauft hatten, nun versuchten, ihre Berufskollegen auszustechen.

Zu den Veränderungen im Landkreis, die Zweifel an der Integrität der DWK und der Politiker nährten, gehörte auch, daß plötzlich eine neue Polizeikaserne in Lüchow geplant wurde. Wagen des Bundesgrenzschutzes patrouillierten Tag und Nacht über Landstraßen und Feldwege. Pilzsucher mußten sich im Wald ausweisen, und merkwürdige nächtliche Schatten bewegten sich hinter Bäumen und auf dunklen Stellen von Höfen, in deren Fenstern die rote Sonne war . . .

Der CDU-Landtagsabgeordnete Grill plädierte für den zügigen Ausbau von „schnellen Brütern“ (10. 10. 78). Ein paar Tage später drohte er, „Gorleben“ platzen zu lassen, wenn Bonn bei der Finanzierung nicht großzügiger würde. Mit immer mehr solchen Widersprüchlichkeiten lieferten die Lokalpolitiker ihren Wählern das, was eine Leserbriefschreiberin aus Vietze, Lilo Wollny, in der EJZ vom 9. 5. 1979 als „Lektion in Demokratie“ bezeichnete:

Dann kam „Gorleben“, und ich war dagegen . . . Ich war überzeugt, die Leute, die ich gewählt hatte, in der Gemeinde und im Kreis jedenfalls, müßten es ebenso halten. Am Anfang schien es auch so, aber dann? Man hörte nur Schweigen. Statt dessen formierte sich der Widerstand der Bevölkerung. Sollten so viele Leute sich irren? Ich begann zu lesen, mich zu informieren. Je mehr ich begriff, um so „begriffsstutziger“ schienen „die da oben“ zu werden . . . Ich weiß jetzt, daß jedesmal, wenn mein Zettel mit dem X in den Schlund der Urne (welch ein bezeichnendes Wort) fällt, ich mich jeglicher Rechte entledigt habe. Der Abgeordnete entscheidet jetzt für mich und alle seine Wähler . . . „Erst wenn man sich bewegt, spürt man die Fesseln.“ Das waren einige „Unterrichtsstunden“ im Rahmen dieser Lektion gewesen:

- Im Oktober wurden für den immer noch nicht beschlossenen Standort Gorleben Probebohrungen angekündigt.
- Im Dezember wurden sich Schmidt und Albrecht in bezug auf Gorleben „handelseinig“.

Ebenfalls im Dezember kam es zu einer spontanen Demonstration mit 34 Treckern in Lüchow: „. . . das einzige, was wir allmählich so herausfinden, ist: Wir können die ganzen technischen und fachlichen Fragen nicht beantworten, aber insoweit sind wir uns sicher, daß es für uns Landwirte . . . unbedingt eine Gefahr darstellt.“ (H. Pothner, Teichlosen)

Anfang des Jahres 1979 überstürzten sich die Ereignisse auf beiden Seiten. Ab Januar sollen die Probebohrungen „unter dem Schutz des Bundesgrenzschutz“ beginnen. Auch Bundeswehreinheiten sind im Gespräch.

Am 8. 2. findet eine zweite Trecker-Demo statt. Unter Beobachtung eines Polizeihubschraubers („Wir werden jetzt die bestbewachten Bürger der Bundesrepublik“) sammelt man sich und fährt mit 115 Treckern bei dem in Gartow tagenden Bundesforschungsausschuß vor:

„Für Sie sind wir doch nur ein Widerstandsfaktor in Ihrer Planung. Sie wollen Versachlichung, wo es um Menschen geht. Wir sind auf die Straße gegangen, weil wir Angst haben. Aber so, wie ich Sie habe reden hören, machen Sie mir noch mehr Angst.“ (EJZ)

An diesem Tag wird der „Hannover-Treck“ als erste gemeinsame Aktion aller „Gorleben-Gegner“ angekündigt.

Am 17. 2. werden in Celle „vorsorglich“ 80 Haftplätze für Gorleben-Demonstranten reserviert. Die niedersächsische Landesregierung richtet dringende Appelle an die Bevölkerung, „Besonnenheit zu bewahren und sich nicht von Extremisten zu gewalttätigen Aktionen hinreißen zu lassen. Zur Sicherheit in unserem Land gehört auch der Schutz vor ungesetzlichen Handlungen. Der Bund und das Land werden die Polizei in Lüchow-Dannenberg verstärken, um Gewaltanwendungen extremistischer Gruppen gegen Menschen und Sachen zu verhindern.“

Auch im Landkreis war man gegen „Gewaltanwendungen extremistischer Gruppen“, aber an einer Stelle hatte sich das Selbstverständnis gewandelt: Man war selbst „auf die Straße gegangen“, „Demonstrant“ war kein Schimpfwort mehr, mit dem sich die Böcke von den Schafen trennen ließen.

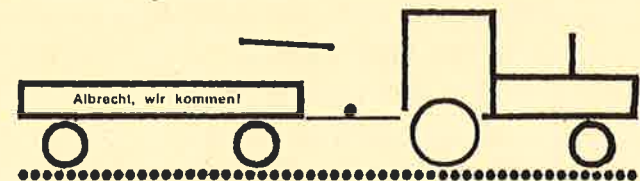
In Hannover wurde man unruhig. Am 28. 2. tauchte Albrecht überraschend bei einer Versammlung Trebeler Landwirte auf, um eine „Beruhigungspille zu verabreichen“. (EJZ) MdB Schröder (CDU) forderte den Besuch Helmut Schmidts im Landkreis. Zweifel werden immer deutlicher artikuliert. Am 24. 2. wird der Rücktritt des

Gorleben-Beraters beim Niedersächsischen Landvolk, Paasche, gefordert, später drohen Bauern ihren Austritt aus dem Landvolk an. Auch Unterstützung von außen wird jetzt gesucht: Am 1. 3. bittet die BI-Vorsitzende, Frau Fritzen, den Papst um Hilfe.

Am 6. 3. ist im Landkreis das Bohrgerät eingetroffen. Polizei und Bundesgrenzschutz sind zusammengezogen.

Die Diskussion um Gorleben wird bundesweit. Nach einer Studie beim Bundesinnenminister haben 64 % der Bevölkerung der Bundesrepublik sich gegen kerntechnische Anlagen ausgesprochen. Überall gibt es Proteste, nur um Gorleben bleibt es relativ ruhig. Die von der Bürgerinitiative organisierte Blockade der Bohrfahrzeuge läuft ohne gewalttätige Aktionen ab, 73 Demonstranten werden jedoch festgenommen. Die Bohrfirma hat es nicht leicht: Eines Morgens müssen die Fahrer drei Fuder Mist von ihrem Zufahrtsweg räumen.

Im Landkreis hat man eine neue Form der Selbstdarstellung entdeckt: die Anzeige in der hiesigen Elbe-Jeetzel-Zeitung. Sieben Tage vor dem Treck wirbt man: „Albrecht, wir kommen!“



Ich fahre! Und Du?

Bauern seid mal Mann! Wer schließt sich mir am Freitag, 30. 3., nach Hannover an?

Start: 9 Uhr in Krummasel – mit oder ohne Trecker – (für Unterbringung der Fahrzeuge ist gesorgt).

Landwirt Ernst-Dieter Schulz

Krummasel, Telefon (05864) 592

Lieber ein Tag aktiv – als ein Leben lang radioaktiv!

Angst

Vor der Entwicklung der Atomindustrie in unserer Heimat haben wir Angst!
Haben Sie auch Angst?

Dietrich Mackroth und Frau
Detlef Lange und Frau
Humbert Reiner und Frau
Jochen Kubitschek und Frau
Irmgard Born und Mann
Jörg Bortels und Frau
Klaus Laenge und Frau
Ernst A. Herbst und Frau
Otto Vogt und Frau
Dieter Dolif und Frau

**Albrecht von der Leine,
an der Leine,
in die Leine –
aber nicht alleine.
Schmidt muß mit!**

Morgen beginnt der große Treck!
Treffpunkt 10 Uhr in Gedelitz.
Betroffene Bürger des Landkreises Lüchow-Dannenberg

... und schließlich:
„Herr Dr. Albrecht, merken Sie sich:
Gegen die WAA protestieren Bürger.
Wir sind keine Chaoten.“
Die sich hier artikulieren, sind zum großen Teil ehemalige CDU-Wähler, die sich später stolz „die Gorleben-Trecker – der Widerstand des Wendlands“ nennen werden.
Immer mehr Bevölkerungsgruppen bedienen sich vor, während und nach dem Treck des Mittels der Anzeige – Ärzte, Lehrer, der wendländische Radsportverein, Gymnasiasten, ganze Dörfer. So macht man sich gegenseitig Mut.
Die Katastrophe in Harrisburg bewirkt ein Übriges. Unterschriften werden gesammelt. Auch meine widerspenstigen Nachbarn unterschreiben. Bis zum 10. 5. hat sich

die auf den Dörfern lebende Bevölkerung fast geschlossen gegen die WAA ausgesprochen.

Noch ist das Mißtrauen gegenüber „denen von draußen“ nicht völlig abgebaut, aber seit dem Treck ist man schon näher zusammengerückt. „Wir sind eine kleine radikale Minderheit“ feixt ein Bauer auf einer Sitzung der Bürgerinitiative in Gartow am 7. 4. Bei allen Unterschieden sind viele jetzt davon überzeugt, daß die „jungen Leute“ es ernst meinen und daß die „Krawallmacher“ ganz woanders zu suchen sind.

Am 15. 5., einen Tag vor der offiziellen Gorleben-Entscheidung der Landesregierung, werden die Bohrfahrzeuge von Bauern blockiert.

Was Argumente nicht erreichen, die im Landkreis allgegenwärtige DWK, die ständigen Pannen an laufenden Kernkraftwerken und offensichtliche Widersprüche der Politiker haben es geschafft: Mancher Bauer glaubt seinen gewählten Vertretern nicht mehr viel, den Warnern um so mehr und macht einigen langjährigen Atomkraftgegnern an kämpferischer Entschlossenheit und Erfindungsreichtum etwas vor.

Die am 16. 5. ausgesprochene Entscheidung in Sachen Wiederaufbereitungsanlage ist allgemein bekannt. Inzwischen hat sich bewahrheitet, was mancher schon damals befürchtete: Es ging hier nur um eine Verzögerung der Entscheidung, um die Bürger des Landkreises zu beruhigen. Im September haben hinter haushohen Betonmauern die Tiefbohrungen begonnen. Die Präsenz von Bundesgrenzschutz und Polizei ist bedrohlicher denn je, Willkür und gewaltsame Aktionen an der Tagesordnung, wenn es darum geht, hektarweise Wald von Bäumen und Demonstranten zu „befreien“. Angst und Resignation breiten sich im Landkreis wieder aus. Aber die Gruppederer, die entschlossen sind, hier den Anfängen zu wehren, ist auch gewachsen und läßt sich nicht mehr ohne weiteres in „Einheimische“ und „Auswärtige“ auseinanderdividieren.

IV

Wir haben schon lange die Pläne durchschaut,
wir hoben die Fäuste und drohten laut.

Wir waren schon damals darüber erregt
und haben damit nur uns selber bewegt.

Ab Morgen bricht wirklich das Unglück aus,
dann sind wir müde und bleiben zu Haus.

(Ich über uns)

„Linksextremisten rüsten zur Schlacht um Gorleben“ – kein Zweifel, mit dieser Schlagzeile vom 22. 4. 1978 waren neben anderen auswärtigen Gruppierungen auch ausdrücklich „Zweitwohnsitzler“ wie wir gemeint. Wir wehrten uns entrüstet mit Sammelanzeige und Leserbriefen, insgeheim waren wir vielleicht auch ein ganz klein bißchen geschmeichelt darüber, welchen beträchtlichen Einfluß der Verfassungsschutz uns im Landkreis zutraute.

Ich selber betrachte unser rotes Fachwerkhäuschen mit der schiefen Scheune und dem großen Kastanienbaum davor eher als steingewordenes Eingeständnis unserer allgemeinen Einflußlosigkeit. Wenn wir von Berlin nach Lüchow-Dannenberg fahren, fliehen wir vor Sitzungen, Terminen, Aktionen und anderen, oft selbstgesteckten Anforderungen, denen wir nicht gerecht werden können. Bei unserem

Ferien-Frühstück, das häufig erst dann endet, wenn bei den Nachbarn schon das Mittagessen aufgetragen wird, kommt dann zwischen Rosinenbrot, „Earl Grey“ und frischer Milch die Rede auf „Gorleben“. Unter unseren Freunden gibt es niemand, der nicht fürchtet, was da in 12 Kilometern Entfernung sich anbahnt. Wir reden nicht gerne davon, denn wir geraten dadurch in Situationen, die uns mehr, als uns lieb ist, an Berlin erinnern; aber „Gorleben“ juckt wie eine hartnäckige Hautkrankheit, und immer wieder fängt jemand damit an. Nur selten kommt bei solchen Gesprächen etwas heraus, was in die Tat umgesetzt wird; in der Regel enden sie mit Floskeln wie „man müßte eigentlich . . .“ oder „das bringt ja doch nichts“.

Auf dem schmalen Grat zwischen „man müßte mal“ und „. . . das bringt nichts“ befinden sich viele unseresgleichen. Sie begießen dort ihre Tomaten, bekämpfenden Holzwurm im Dachgebälk und informieren wie wir über den Gartenzaun ihre Nachbarn über die Gefährlichkeit der Radioaktivität.

Mir scheint, daß unsere Möglichkeiten, etwas gegen „Gorleben“ zu tun, noch lange nicht erschöpft sind; nur sollten wir an ganz anderen Stellen beginnen als da, wo man es „eigentlich müßte“. Unsere Chancen liegen da, wo es darum geht, das kleine grüne Fleckchen auf der Landkarte in den großen Städten, wo wir wohnen, lebendig zu machen. Besser als resigniertes Nichtstun ist sogar schon das Zeigen von Bildern von Lüchow-Dannenberg, einer der letzten Naturnischen Europas, im Bekanntenkreis. Viele solcher Kleinigkeiten könnten dazu beitragen, daß „Gorleben“ eben nicht eine von vielen bedrohlichen Schlagzeilen in der Zeitung bleibt, sondern auch bei scheinbar weniger „Betroffenen“ Betroffenheit auslöst.*

Wie überall, wo es um langfristige Bedrohung geht, besteht auch in Lüchow-Dannenberg die Gefahr, daß laute Empörung stiller Gewöhnung Platz macht. Wenn es soweit kommt, daß man sich hier an regelmäßig geöffnete Post und den allgegenwärtigen Bundesgrenzschutz gewöhnt hat, wächst die Bedrohung für alle, die bisher noch ohne ständige persönliche Bewachung leben „dürfen“.

„Helden“, die hier all ihre Kraft und Phantasie einsetzen, sind wünschenswert. Und auch Menschen, die bleiben, was sie sind, dabei immer neue, für sich gerade gangbare Wege suchen und dabei so kleine Schritte machen, daß ihr Nebenmann gleich mitkommt, sind unentbehrlich.

* Leute mit viel Geld und wenig Zeit sollten von ihrem Überfluß dem Rechtshilfefond Gorleben (Kreissparkasse Gartow 3001 609/BLZ 25851335) oder der Schule für lebensnotwendige Alternativen (Volksbank Gartow, Kontonr. 12777) etwas zukommen lassen. Daueraufträge sind erwünscht.

Jost Herbig Gene, Zeitgeist und Interessen

1962: Neun Jahre zuvor hatten Francis Crick und James Watson mit der Entdeckung der Doppel-Helix-Struktur der Erbmaterie das gelöst, was einer der Stifter der damals jungen Wissenschaft Molekularbiologie „Das Rätsel Leben“ genannt hatte: Welches ist die molekulare Struktur der Substanz, die im Inneren jeder einzelnen Zelle das Programm für die Steuerung aller Lebensvorgänge liefert und, obwohl selber vergänglich, imstande ist, die auf ihr enthaltene Information über Generationen hinweg mit so bemerkenswerter Konstanz zu erhalten, wie die Habsburgerlippe, jenes häßliche fleischgewordene Symbol absolutistischer Legitimität? Seit Watsons und Cricks großer Entdeckung wußte man, daß der molekulare Bauplan auf zwei spiralenförmig gewundenen Fadenmolekülen enthalten ist, die einander wie Gußform und Gußstück ergänzen. Und man vermutete, daß dieser „Code des Lebens“ für alle Lebewesen nach dem gleichen Prinzip funktioniert – für Bakterien ebenso wie für Menschen. 1961 erst war es einem jungen amerikanischen Wissenschaftler gelungen, das erste von insgesamt 64 unterschiedlichen Signalen dieses Code zu entschlüsseln. Ein Jahr darauf, 1962, trafen sich zu einem vom Schweizer Ciba-Konzern veranstalteten Symposium, „Man and his Future“, eine Anzahl führender Wissenschaftler, um im Licht der soeben an Viren und Bakterien gewonnenen molekularbiologischen Erkenntnisse die Zukunft des Menschengeschlechts zu diskutieren. Anwesend mehrere Nobelpreisträger, darunter Hermann J. Muller, Joshua Lederberg und Francis Crick.

Lederberg verlangte, von nun an müsse Politik auf wissenschaftlich fundierten Erkenntnissen über Möglichkeiten und Grenzen der menschlichen Evolution aufbauen. Dazu habe die Molekularbiologie soeben die Grundlagen geschaffen. „Wir können nun den Menschen definieren“, versicherte er mit der ganzen wissenschaftlichen Autorität des erfolgreichen Bakteriengenetikers: „Genotypisch besteht er aus Einmeterachtzig einer bestimmten molekularen Sequenz von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Sauerstoff-, Stickstoff- und Phosphatomen – der Länge der festverknäuelten DNA im Kern seiner Keimzellen und in den Kernen jeder Körperzelle . . .“

Und nachdem man jetzt daran sei, die molekulare Bedeutung dieser Strukturen zu entschlüsseln, war für Lederberg „die endgültige Anwendung der Molekularbiologie direkte Kontrolle der Nukleotidsequenzen in den menschlichen Chromosomen, verbunden mit Erkennen, Auswahl und Integration der erwünschten Gene.“

Wozu? Die Zukunft des Menschen, darin waren sich die wissenschaftlichen Disputanten einig, sei bedroht. Sie sei genetisch bedroht durch die Segnungen der Zivilisation, die das unerbittliche, populationsgenetisch jedoch so wertvolle „survival of the fittest“ außer Kraft gesetzt habe, dazu eine humanitäre Form der gesellschaftlichen Organisation, die sozialen Versagern und genetisch minderwertigen Individuen überproportionale Vermehrungschancen einräume und somit den Anteil der wertvolleren Genotypen in gefährlicher Weise schmälere. Für Muller konnte Abhilfe nur eine freiwillige Zuchtwahl auf Grundlage künstlicher Befruchtung aus Samenbanken schaffen, in denen Genmaterial besonders „wertvoller“ Erbträger gespeichert werden sollte. Lederberg, der die „Probleme“ tiefgreifender

als Muller durch molekularbiologische Manipulation der menschlichen Erbsubstanz lösen wollte, sah, da erst noch das technisch-wissenschaftliche Instrumentarium zur Verwirklichung seiner Utopie entwickelt werden mußte, Eingriffsmöglichkeiten erst in ferner Zukunft. Dies wiederum gab Crick die Chance, Interimslösungen vorzuschlagen: Kinderkriegen sollte für die populationsgenetisch für minderwertig gehaltenen Bevölkerungsschichten durch Besteuerung erschwert werden. Einem „guten Liberalen“, für den sich Crick hielt, erschien so etwas, das räumte er schon ein, entsetzlich – doch zumindest sei es wissenschaftlich nur „logisch“.

Es erübrigt sich, auf die wissenschaftliche Unhaltbarkeit dieser Verallgemeinerungen und Forderungen detailliert einzugehen. Immerhin sei erwähnt, daß die Schlußfolgerungen der drei Nobelpreisträger sich aus einer extremen Reduktion der biologischen Fragestellungen entwickelt hatten. Die molekularbiologischen Ergebnisse, aus denen sie ihre weitreichenden politischen Forderungen ableiteten, waren an Viren und Bakterien gewonnen worden, sollten aber nun, in einer geradezu phantastischen Überschreitung „wissenschaftlicher“ Kompetenz über mehrere Dimensionen biologischer Komplexität hinweg, bedenkenlos auf den Menschen angewandt werden. Darüber hinaus bezogen die drei, so en passant außerdem, noch die gewiß nicht genetisch determinierte Größe der menschlichen Sozialbeziehungen mit ein, als sie minderwertiges Erbmaterial für Schichtung und Dimensionierung der einzelnen Ebenen der sozialen Pyramide verantwortlich machten.

Doch nicht um drei wissenschaftliche Scharlatane anzuprangern, sei an der Staubschicht über diesem mittlerweile 17 Jahre zurückliegenden Symposium über die Zukunft des Menschen (zumindest so, wie sie sich aus Bakterienperspektive darstellte) gewischt. Es geht vielmehr darum, zu zeigen, daß Wissenschaft, ihrer Ideologie von der Wertfreiheit zum Hohn, in einem sozialen Kontext entsteht, der günstigenfalls zwar nicht die Resultate selber, wohl aber über die Motivation ihrer Protagonisten und deren gesellschaftliche Rolle, die Anwendung ganz entscheidend prägt.

Das 1962 von Lederberg vorgeschlagene wissenschaftlich-technische Instrumentarium wird heute bis zur Anwendungsreife entwickelt. Die erst vor wenigen Jahren ausgearbeitete Technik der sogenannten „in vitro Neukombination“ von DNA, einfacher Genmanipulation genannt, erlaubt es erstmals, molekularbiologisch gezielt das Erbmaterial höherer Lebewesen zu untersuchen. Damit werden – was noch vor kurzer Zeit von den Autoritäten für ein Projekt des nächsten Jahrhunderts gehalten wurde – erstmals exakte Aussagen über genetisch determinierte Merkmale auch des höchstentwickelten Lebewesens möglich: des Menschen. Diese analytische Perspektive, zusammen mit einer sich nun abzeichnenden synthetischen, durch Manipulation der Chromosomensätze befruchteter Eizellen von Wirbeltieren exakte genetische Kopien einzelner Individuen herzustellen (das sogenannte Klonieren, das bei Mäusen bereits gelingt), dürfte wissenschaftlich-technisch den Weg in Lederbergs Utopie weisen. Einer der Pioniere dieser zweiten Forschungsrichtung, der Schweizer Zellbiologie Illmensee bekennt heute zwar persönliche Skrupel bei dem Gedanken, eines Tages einzelne Menschen genetisch zu vervielfältigen, relativiert jedoch gleichzeitig und erklärt: „Der gesamte ethische Komplex verschiebt sich permanent“. Damit würde die Entscheidung zu einer „Frage des jeweiligen Zeitgeistes“. Kurz, durch eine argumentative Volte scheint die politische Jungfernschaft einer höchst problematischen Forschungsrichtung gerettet.

Um den bekannten Dschungel aus politischer Orientierungslosigkeit der Wissenschaft und technokratischer Fortschrittsideologie der Politik zu durchdringen, ist es notwendig, nach den Faktoren zu fragen, die „Zeitgeist“ prägen. Genauer: woran orientiert sich wissenschaftlich-technischer Fortschritt? Antwort: er wird 1. durch wissenschaftlich-technische Möglichkeiten und 2. durch wirtschaftliche bzw. gesellschaftliche Interessen bestimmt.

So trivial diese Differenzierung auch erscheinen mag, so kommt sie doch in der technokratischen Fortschrittsideologie der auf dem Sektor Technikentwicklung führenden kapitalistischen Industriestaaten nicht vor. Der „technologische Fortschritt“ scheint hier gewissermaßen vom Himmel zu fallen, gefördert allenfalls durch die segensreiche Arbeit unermüdlicher Forscherköpfe und -hände sowie die Umsicht weitsichtiger Forschungsplaner. Es scheint dann, als läge es gleichsam an „dem Menschen“, sich dieses Fortschrittes zu bedienen – „zum Guten wie zum Bösen“. Und der grundsätzlich ähnliche Verlauf der Technikentwicklung in den Ländern des realen Sozialismus, obwohl von weitaus differenzierterer politischer Argumentation begleitet, deutet an, daß der Prozeß der Technikplanung und -entwicklung nicht ausschließlich von Profiterwägungen geprägt, sondern gleichermaßen als Instrument zur Aufrechterhaltung und Erweiterung von Abhängigkeiten zwischen der Elite der Produzenten „des“ Fortschritts und seinen Konsumenten gebraucht wird. Technokratie, als eine über den Niederungen menschlicher Leidenschaften angesiedelte Heilslehre von der objektiven Logik der Dinge, dient ihren Protagonisten über der Feststellung der Bedürfnisse der Allgemeinheit, zu der allein sie sich befugt wähnen, dazu, ihre gruppenspezifischen Vorstellungen und Interessen zu verallgemeinern.

Nicht alles, was wissenschaftlich möglich und technisch machbar ist, wird auch gemacht. Mögliche Technik muß, um realisiert zu werden, auch Träger finden, die sie entwickeln und gesellschaftlich durchsetzen. Angesichts der Komplexität moderner Techniken und des hohen Entwicklungs- und Vermarktungsaufwands müssen es Träger von einiger wirtschaftlicher Potenz sein, etwa der Staat oder größere Unternehmen der privaten Wirtschaft. Großprojekte mit noch ungewisser Rentabilität schränken den Kreis möglicher Träger noch weiter auf nur wenige Konzerne ein, die zudem aus den staatlichen Forschungs- und Technologiefonds subventioniert werden.

Die Entwicklung vieler möglicher Techniken unterbleibt – völlig unabhängig, ob sie gesamtgesellschaftlich erwünscht wäre oder nicht – ganz einfach deswegen, weil sich kein Träger findet, der ein Interesse hätte, sie zu realisieren. Umgekehrt betrachtet: Viele Techniken werden nicht entwickelt, weil sie einen Bedarf befriedigen, der nur durch sie und nichts anderes befriedigt werden könnte, sondern weil sie von potenten Teilnehmern am Prozeß der Technikentwicklung durchgesetzt werden. Da aber die Existenz solcher Techniken die Entwicklung von Alternativen erschwert oder gar unmöglich macht, prägt die Technikentwicklung die Entwicklung der Gesellschaft in einer eindeutigen, meist irreversiblen Weise. Ein Beispiel möge dieses Zentralproblem der Technikentwicklung illustrieren.

In einem vielbeachteten Werbefilm „Die lautlose Revolution“ warnte vor einigen Jahren die Schweizer Pharmaindustrie, daß unsere natürlichen Anpassungsmechanismen dem Tempo, mit dem wir die Umwelt verändern, nicht mehr gewachsen sind: „Dieses immer weitere Auseinanderklaffen zwischen Umweltbedingungen und

biologischer Eignung ist Ursache für 80 Prozent aller Krankheiten auf dieser Welt", diagnostiziert durchaus richtig die Arzneimittelhersteller und forderten fort-schrittlich die Flucht nach vorn zu „den Grundlagen unseres biologischen Seins". Wer jedoch nun das Ziel der Medikamentenhersteller in dem eindringlichen Aufruf erwarten würde, doch endlich die krankmachende technische und soziale Umwelt zu verändern, vergißt, woran die Pharmaindustrie verdient und woran nicht. Ihre Parole heißt daher: „Unsere sinnlos gewordenen Instinkte und Affekte können wir heute nur noch als Krankheit betrachten . . . Der wiederangepaßte Mensch, Alptraum oder Wunschtraum, auf jeden Fall eine biologische Notwendigkeit. Die Hochschule und die Industrie kennen ihre Verantwortung." Wahrnehmung dieser Verantwortung bedeutet: Nicht die Krankheitsfaktoren der Umwelt werden eliminiert, sondern die Menschen haben sich ihnen mittels Medikamenten anzupassen. Mit dieser gedanklichen Trennung zwischen wissenschaftlich-technischen Möglichkeiten und gesellschaftlichen Interessen in der Technikentwicklung sind die Grundlagen für eine detailliertere Betrachtung des Übergangs von wissenschaftlicher Grundlagenforschung zu technischen Anwendungen auf dem Gebiet des *genetic engineering* gelegt.

Genetic engineering, die gezielte molekularbiologische Veränderung der Erbsubstanz lebender Organismen, erlaubt es, Lebewesen „nach Maß" zu schneiden. Die Entwicklung der Gentechnik schreitet schnell voran. 1977, nur vier Jahre nach Entdeckung der grundlegenden Verfahren zur Übertragung von Erbsubstanz zwischen unterschiedlichen Arten, gelang es erstmals, Bakterien zur Produktion einer tierischen bzw. menschlichen Eiweißsubstanz zu veranlassen – des Hirnhormons Somatostatin. In kurzen Zeitabständen folgten bakteriell hergestelltes Insulin, Wachstumshormon und Hühnereiweiß. In Zukunft lassen sich auf diese Weise die unterschiedlichsten Eiweißsubstanzen billig und in großen Mengen zu pharmazeutischen, chemischen oder sonstigen Zwecken herstellen. Die Verpflanzung des β -Globin-Gens von Kaninchen in Affennierenzellen, die die fremde Erbsubstanz aufnehmen und fortan Blutbestandteile von Kaninchen produzierten, deutete unlängst eine andere Anwendungsmöglichkeit des *genetic engineering* an: Gentherapie zur Heilung von Erbkrankheiten. Mikrochirurgie an den befruchteten Eizellen von Mäusen und Schafen erlaubte es, exakte genetische Kopien einzelner Individuen herzustellen. Und nichts spricht dagegen, daß diese und andere Kloniertechniken nicht auch beim Menschen angewandt werden können. Andere Manipulationstechniken schufen bereits eine Mischpflanze aus Kartoffel und Tomate. Pflanzengenetiker und Saatguthersteller hoffen, bald Pflanzensorten zu konstruieren, die, wesentlich besser als die heutigen, die verfügbaren Agrarressourcen in Nahrung umwandeln. Sie versprechen Felder, die sich selber düngen, Felder auf denen Pflanzen mit kürzerer Wachstumsperiode und größerem Nahrungsbestandteil wachsen.

Die Verheißungen, mit denen heute führende Gen-Ingenieure öffentlich für die Unterstützung ihrer – wie die fortdauernde Kontroverse um die Gesundheitsrisiken der Gentechnik andeutet – nicht unproblematischen Forschung werben, sind eindrucksvoll. Neben dem Fortschritt ihrer wissenschaftlichen Erkenntnis versprechen sie dem breiten Publikum bemerkenswerte medizinische und wirtschaftliche Nutzenanwendungen. Genetisch veränderte Mikroorganismen können zur billigen Massenproduktion der unterschiedlichsten Arzneimittel, Drogen und sonstigen

Wirkstoffe eingesetzt werden. *Genetic engineering* soll entscheidend zur Überwindung des Hungers und der Energieknappheit, zwei der drängendsten Menschheitsprobleme, beitragen, und die Aussicht, Krebs und Erbkrankheiten zu heilen, haben sich, den Verheißungen zufolge, merklich gebessert. In den kühnsten Visionen von Gen-Ingenieuren erscheint selbst der Alterungsprozeß steuerbar. Kurz, die Zukunft schimmert heute golden am Horizont der nun nutzbaren genetischen Möglichkeiten. Die Technik der Zukunft wird biologische Technik sein. Probleme erscheinen in diesen Werbeprospekten nicht.

Unterscheiden wir jedoch zwischen wissenschaftlich-technischen Möglichkeiten und konkreten Interessen, welche die Technikentwicklung prägen, so lassen sich bereits heute eine ganze Anzahl grundsätzlicher Kategorien von Problemen erkennen, die im folgenden durch konkrete Beispiele illustriert werden:

1. Die allgemeinsten sind ökologische Gefahren: Im Gegensatz zum Sicherheitsprinzip der Richtlinien für die Forschung für genetisch veränderte Bakterien und Viren, die die Umwelt vor dem Kontakt mit künstlich geschaffenen Seuchenerregern schützen sollen, sieht eine ganze Anzahl technischer Anwendungen gerade die Freisetzung artifizierlicher Bakterien- und Virenstämme vor. Beispielsweise sollen neugeschaffene stickstoffbindende Bodenbakterien zur Düngung von Feldern weit in die Umwelt verbreitet werden. Man arbeitet an Bakterienarten, die in die Ozeane freigesetzt, dort verseuchende Erdölrückstände in harmloses Eiweiß verwandeln sollen, das Fischen als Nahrung dient, anstatt sie zu vernichten. Beides gewiß lohnende Anwendungsgebiete!

Fraglich ist jedoch, ob sich unter kontrollierten Laborbedingungen die unendlich komplexen Wechselwirkungen innerhalb des riesigen Mikrobiens Reichs der Natur sicher testen lassen, eine unendliche Vielfalt möglicher Wechselwirkungen und genetischer Austauschvorgänge mit natürlichen Arten, von denen bisher nur ein verschwindender Bruchteil erforscht ist. Da wir aber vom Funktionieren dieser natürlichen Mikrobienswelt abhängen, welche die großen Kreisläufe der organischen und anorganischen Materie durch die Natur steuert, werden Experimente in freier Natur zum gefährlichen Spiel mit dem biologischen Chaos. Lebenswichtige ökologische Kreisläufe könnten zerstört werden. Im Gegensatz zu jeder anderen Umweltbelastung schafft *genetic engineering* lebens- und vermehrungsfähige Organismen, die, sollten sie einmal in die Natur entlassen sein, nicht mehr in die Labors zurückgerufen werden können, wenn sie sich als Fehlkonstruktionen überoptimistischer Gen-Ingenieure erweisen sollten.

2. Technik, die konkrete soziale und politische Gegebenheiten nicht berücksichtigt, kann ihre Versprechungen nicht einlösen. Hier zeichnet sich eine grundsätzlich andere Kategorie von Problemen in der Revolution der biologischen Technik ab. Wie einst die „grüne Revolution" – die Einführung besonders ertragreicher Nutzpflanzensorten – verspricht heute die bevorstehende Weiterentwicklung der Agrartechnik durch *genetic engineering* Sieg über den Hunger auf der Welt. Die „grüne Revolution" ist jedoch weitgehend gescheitert. Gerade in den bedürftigsten Agrarregionen hat sie nur einer kleinen Schicht von Grundbesitzern genützt, das Elend der Masse der Bevölkerung jedoch vergrößert. Dies, wie es meist geschieht, auf eine mangelnde politische Anpassungsfähigkeit der betroffenen Staaten an „die Gegebenheiten der modernen Technologie" zurückzuführen, ist eine zynische Fehlinterpretation der tatsächlichen Vorgänge. Das Elend der „grünen Revolution"

wurde durch eine von mächtigen Interessengruppen aus Industriestaaten geprägte Agrartechnik herbeigeführt, die Forschungs- und Entwicklungsalternativen bewußt verwarf, die den sozialen und ökonomischen Bedingungen der Empfängerländer entsprochen hätten.

Heute werden etablierte Saatguthersteller gezielt von Großunternehmen der chemischen Industrie, von Erdöl- und Nahrungsmittelkonzernen aufgekauft, von Unternehmen wie I. C. I., Shell, Ciba-Geigy, Sandoz, ITT, Monsanto, Pfizer, Union Carbide, Rank Hovis, McDougall oder General Foods. Sie wollen an der bevorstehenden Revolutionierung der Agrartechnik teilhaben. Und es ist diese Verbindung der außergewöhnlichen Möglichkeiten der neuen biologischen Technik mit den Profitinteressen großer weltweit operierender Konzerne, die befürchten läßt, daß sich die soziale und politische Katastrophe der „grünen Revolution“ in noch einmal verstärktem Maß wiederholen wird.

3. Die heutigen Fehlentwicklungen auf dem medizinischen Sektor werden durch die neuen biomedizinischen Techniken zweifellos verstärkt. Gewiß kann *genetic engineering* wichtige Beiträge zum medizinischen Fortschritt liefern. Doch in einem sozialen Milieu, in dem drei Viertel aller Krankheiten durch Umweltfaktoren, Arbeits- und Lebensbedingungen verursacht sind, wird die neue Technik hauptsächlich das heute schon gefährliche Übergewicht der kurativen gegenüber der präventiven Medizin nur weiter verstärken. In anderen Worten: Der medizinische Fortschritt, vorangetrieben von den Interessen der Wachstumsbranche par excellence – des Ärzteswesens und der Pharmaindustrie, deren führende Vertreter sich nahezu geschlossen in das neue außergewöhnlich gewinnversprechende Gebiet des *genetic engineering* gestürzt haben – dient in erster Linie der gewinnbringenden Kurierung umweltbedingter Krankheiten. Die sozial erwünschte Lösung, durch Veränderung der krankmachenden Umwelt überhaupt die Entstehung dieser Krankheiten zu verhindern, bleibt ausgeschlossen. Die biotechnische „Lösung“ stabilisiert so Krankheitsfaktoren.

4. Gentechnik macht es erstmals möglich, das menschliche Erbgut gezielt auf molekularer Ebene zu untersuchen. Und diese Analysetechnik erweitert das Spektrum an Möglichkeiten zur genetischen Charakterisierung einzelner Menschen, später sogar ganzer Bevölkerungsgruppen. Auch hier können soziale Faktoren zu ganz erheblichen Problemen führen: Bereits in den sechziger Jahren führten Arbeitsmediziner im amerikanischen Chemiekonzern Dow ein großangelegtes Untersuchungsprogramm durch, um genetisch diejenigen Arbeiter auszusondern, die sie für besonders anfällig gegenüber krebserregenden Chemikalien in der Produktion hielten. Die betroffenen Arbeiter wurden biologisch für einen gefährlichen Arbeitsplatz „haftbar“ gemacht! Man schob ein ökonomisches und soziales Problem einfach auf eine vermeintlich genetische Disposition des ausgesonderten Individuums ab. Und solange solche Möglichkeiten genetischer Stigmatisierung politisch nicht grundsätzlich ausgeschlossen werden, wird die Erweiterung des Spektrums genetischer Diagnosemöglichkeiten zur sozialen Bedrohung.

5. Das gegenwärtig an Säugetieren entwickelte Klonieren, die genetische Vervielfältigung einzelner Individuen, wird uns in naher Zukunft vor die Frage stellen, ob solche Manipulationstechniken bis zur Anwendungsreife beim Menschen entwickelt werden dürfen. Solche Manipulationen geraten in Konflikt mit fundamentalen

gesellschaftlichen Normen. Gefährdet würde die Einmaligkeit der Person und die Identität eines Menschen, der sich bis heute noch als Produkt eines ungezielten natürlichen Vorgangs und nicht einer artifiziellen Auswahl aus einem Versandhauskatalog vorhandener Muster weiß. Hier zeichnet sich erstmals konkret die Möglichkeit ab, Menschen nach bestimmten Idealmustern anzufertigen, Muster, welche nichts anderes als die jeweils herrschenden gesellschaftlichen Normen, Wertvorstellungen und Kräfteverhältnisse reflektieren würden.

Wir stehen heute am Beginn einer tiefgreifenden Revolution der biologischen Technik mit weitreichenden ökologischen, wirtschaftlichen und sozialen Folgen. Was geschieht, um das Ausmaß der Veränderungen zu antizipieren und Fehlentwicklungen wie bei großen Techniken der Vergangenheit zu vermeiden? Bisher so gut wie nichts: Außer dem Versuch der beteiligten Wissenschaftler, die durch ihre Forschung geschaffenen Biogefahren durch ein verbindliches Schema von Sicherheitsrichtlinien unter Kontrolle zu bringen, den man, wie ich in „Die Gen-Ingenieure“ (Carl Hanser Verlag, 1978) nachgewiesen habe, ebenso gut als Versuch bezeichnen könnte, die trotz Sicherheitsvorschriften fortbestehenden Risiken zu sozialisieren und staatlichen Eingriffen zuvorzukommen, ist bis heute so gut wie nichts geschehen.

Wenig könnte die gegenwärtig in der Molekularbiologie herrschende Goldrauschatmosphäre, die kurzsichtige Gier, Forschungsergebnisse möglichst rasch in klingende Münze zu schlagen, deutlicher illustrieren, als die Gründung einer ganzen Anzahl neuer Unternehmen, von denen sich die meisten durch die Silben „Bio-“ oder „Gen-“ im Firmenschild als Pioniere eines neuen Industriezweigs ausweisen:

Genentech Inc., Biogen, Genex, Bethesda Research Laboratories und Cetus Corporation. Vor wenigen Jahren noch in keinem Branchenverzeichnis zu finden, führen sie heute gleichwohl den Wettlauf um eine möglichst rasche und staatlich unbehinderte Verwertung des *genetic engineering* mit weitem Abstand vor der Elite der pharmazeutischen Industrie an. Grund: Mitbegründer und Teilhaber sind führende Vertreter der „frei“ genannten Forschung, ehrenwerte Professoren, die, selbstverständlich im Namen „des“ Fortschritts, hier ihr an öffentlich finanzierten Instituten erworbenes Wissen privat versilbern. Und niemand stört sich offiziell daran, daß etwa die beiden deutschen Miteigentümer von Biogen, der Direktor eines Max-Planck-Instituts und der eines Heidelberger Universitätsinstituts, sich in Sicherheitsausschüssen des Bundesministeriums für Forschung und Technologie zugleich auch noch als Vertreter öffentlicher Belange ausgeben.

Die Öffentlichkeit hat sich, falls überhaupt, bisher ausschließlich mit den Sicherheitsproblemen der Forschung auf dem Gebiet der Gentechnik beschäftigt. Doch die wirtschaftlichen, landwirtschaftlichen und medizinischen Anwendungen des *genetic engineering* werden in absehbarer Zeit weitaus größeren Konfliktstoff schaffen. Es ist an der Zeit, sich endlich mit diesen Konsequenzen der Gentechnik auseinanderzusetzen, denn heute werden fernab von jeder Öffentlichkeit in Labors der Industrie und der öffentlichen Forschung die Grundlagen der biologischen Technik von morgen gelegt. Sollen nicht vergleichbare Fehlentwicklungen und Konflikte die Folgen einer ausschließlich von Partikularinteressen geprägten Technikentwicklung sein wie bei großen Techniken der Vergangenheit, so müssen für die Weiterentwicklung der Gentechnik neue Kriterien in die Forschungs- und Technologiepolitik eingeführt werden. Wo sich Nutzen und Gefahren die Waage halten, werden

technokratische Fortschrittsparolen vollends zur Farce. Der Nutzen muß sich im sozialen Bereich rechtfertigen.

Der Anstoß zu einer solchen Umorientierung der Forschungspolitik wird gewiß nicht aus den Kreisen der Wissenschaft kommen. Aufgerufen ist die Öffentlichkeit, durch Kritik und Widerspruch politischen Druck auszuüben, insbesondere jene Organisationen und Gruppen, die sich bisher mit Problemen der Technikentwicklung auseinandergesetzt haben, bzw. sich von ihnen überraschen ließen: Gewerkschaften, Bürgerinitiativen und technik- und sozialkritische Gruppen innerhalb von Kirchen und Parteien. Ziel ist es, zu verhindern, daß die bevorstehende Revolutionierung der biologischen Technik von Partikularinteressen vorausbestimmt und anschließend unter dem Diktat der Sachzwänge vollzogen wird.

Am Beispiel von Albert Einstein und Stanislaw Lem

I. Einsteins Bild der Wissenschaft

Wie findet Einstein die Physik seiner Zeit vor, wie sieht er sie?

Ich folge Einsteins eigener Darstellung, wie er sie in den Aufsätzen „Physik und Wirklichkeit“ (1936) und „Autobiographisches“ (1949) gegeben hat.

In Einsteins Jugend wird die Physik von der Newtonschen Mechanik beherrscht. Sie ist ein abgeschlossenes, auf wenigen Axiomen ruhendes Gebäude. Es herrscht unter den Physikern die Überzeugung, daß alle Naturphänomene sich auf Mechanik rückführen lassen: *Die Mechanik ist das Paradigma der Physik.* (Thomas S. Kuhn: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen.*)

Wie sieht dieses Paradigma in groben Umrissen aus? Es gibt Materie in Form von Teilchen, die sich in einem unabhängig von ihr existierenden absoluten Raum aufhält und in einer absoluten Zeit bewegt. Zwischen den Teilchen wirken Kräfte, und zwar sogenannte Fernwirkungskräfte, d. h. sie wirken direkt und unmittelbar zwischen den Teilchen, die durch den leeren Raum getrennt sind.

In diesem Weltbild herrscht strenge Kausalität; mit den Worten von Laplace: Wenn ein Dämon den exakten Ort und die exakten Geschwindigkeiten aller Teilchen im Weltall zu einem bestimmten Zeitpunkt weiß, dann genügt ihm das, um die ganze Vergangenheit und Zukunft des Weltalls genau auszurechnen. Die Welt wird als Mechanismus, als Uhrwerk vorgestellt.

Die Newtonsche Mechanik hatte enorme Erfolge aufzuweisen: sie erklärte das Verhalten von Masseteilchen auf der Erde und im Weltall. Durch die kinetische Gastheorie wurde die Theorie der Wärme, die Thermodynamik, zu einem Teil der Mechanik, und zwar mit Methoden der Statistik. Die kinetische Gastheorie bestätigte durch ihren Erfolg die Atomhypothese. (Noch Einsteins Lehrer Mach hatte als Positivist die Existenz von Atomen als prinzipiell unbeweisbar abgelehnt!) Doch war das Paradigma der Newtonschen Mechanik zu Einsteins Zeit in Schwierigkeiten geraten. Sie kamen zunächst vom Elektromagnetismus. Es gab mit Maxwells Theorie der Elektrodynamik eine geschlossene, elegante Beschreibung der elektromagnetischen Phänomene. Ein besonderer Erfolg dieser Theorie war, daß sie die Optik einschloß, weil das Licht sich als elektromagnetische Schwingung erklären ließ (und nicht als Korpuskelstrom, wie Newton geglaubt hatte).

Die Schwierigkeit war, Maxwells Theorie in die Mechanik zu integrieren. Maxwell arbeitete mit dem Begriff des *Feldes* als Träger der Wechselwirkung zwischen Teilchen. Unklar war, welchen mechanischen Träger das elektromagnetische Feld haben sollte. Anders gefragt: Das Licht ist eine Schwingung des elektromagnetischen Feldes – aber *was schwingt da?* Um das mechanische Bild zu retten, nahm man den Äther als Träger des Feldes an. Dieser müßte ein starrer Körper sein (keine Längs-, nur Querwellen!), zugleich widerstandslos für Materie (die Sterne werden nicht gebremst).

Alle Versuche, die Maxwellsche Theorie zu „mechanisieren“, scheiterten. Schließlich scheiterte die Äther-Hypothese am negativen Verlauf des Michelson-Versuches, der den Ätherwind nachweisen sollte.

Einsteins Vorläufer Lorentz hatte zur Erklärung die nach ihm benannte Lorentz-Transformation entwickelt. Demnach zogen sich Stäbe in der Richtung des Ätherwindes genau um den Betrag zusammen, der den Nachweis des Ätherwindes unmöglich werden ließ. Das war die Situation, die Einstein vorfand: Das herrschende Paradigma, die Mechanik, konnte Elektromagnetismus und Optik nicht erklären. Neben dem mechanischen Paradigma stand unverbunden das Paradigma des *Feldes*, der sogenannten Nahwirkung im Unterschied zur Fernwirkung des Newtonschen Kraftgesetzes.

Einstein löst das Problem des Risses in der Physik seiner Zeit, indem er den umgekehrten Weg geht: nicht Maxwells Theorie soll in die Newtonsche Mechanik integriert werden, sondern wesentliche Dogmen der Mechanik werden geopfert, schließlich der Feldbegriff in die Domäne der Mechanik, die Gravitationstheorie, eingeführt.

Einstein geht vom Paradigma der Newtonschen Mechanik, der Fernwirkung zwischen Massen im absoluten Raum, über zum Paradigma der Maxwellschen Theorie: zum Begriff des *Feldes*, der Nahwirkung. Das Vakuum wird zum Träger des *Feldes*.

Oder: Einstein geht vom Diskontinuum zum Kontinuum über. Das erklärt, warum es ihm später zu schwer fiel, die Quantentheorie zu akzeptieren.

Denn: noch aus einer anderen Richtung war die Mechanik, aber auch die Elektrodynamik in ihrer klassischen Gestalt in Frage gestellt: durch die Plancksche Entdeckung der Quantennatur der Strahlung tauchten neue Widersprüche auf. Sie erforderten später eine so radikale Umgestaltung der physikalischen Grundlagen, daß die gesamte Physik außerhalb – Mechanik, Elektrodynamik und Einsteins Relativitätstheorie – zur „klassischen Physik“ gezählt wird.

Wie verändert Einstein das Bild der Physik?

„Der faszinierendste Gegenstand zur Zeit meines Studiums war die Maxwellsche Theorie. Was sie als revolutionär erscheinen ließ, war der Übergang von den Fernwirkungskräften zu Feldern als Fundamentalgrößen“ (Einstein *Autobiographisches*). Und: „Die spezielle Relativitätstheorie verdankt ihre Entstehung den Maxwellschen Gleichungen des elektromagnetischen *Feldes*.“ (ebd.)

Das bedeutet: Obwohl die spezielle Relativitätstheorie zunächst überhaupt nicht von Feldern usw. spricht, sondern nur Stäbe, Uhren und Lichtstrahlen, die Sprache des Newtonschen Paradigmas verwendet, hebt sie es aus den Angeln mit Hilfe des Feldparadigmas.

Daß die Relativitätstheorie sozusagen auf der Seite Maxwells gegen Newton steht, wird deutlich, wenn man vergleicht, daß die Maxwellschen Gleichungen im Formalismus der Relativitätstheorie noch an Symmetrie und Eleganz gewinnen (elektrische und magnetische Feldstärken werden vereinigt zu einem vierdimensionalen Tensor) – während die Grundlagen der Newtonschen Mechanik verlorengehen:

absoluter Raum, absolute Zeit verschwinden, werden abgelöst durch ein vierdimensionales Raum-Zeit-Kontinuum;

die Gleichzeitigkeit zweier Ereignisse wird ein relativer, vom Bezugssystem abhängiger Begriff;

das Additionstheorem der Geschwindigkeiten wird abgeändert, so daß die Lichtgeschwindigkeit in allen gleichförmig bewegten Systemen eine Konstante bleibt.

Die Erhaltung der Masse wird aufgegeben, Masse läßt sich in Energie verwandeln, $E = mc^2$ (*Atom-bombe*).

Bewegte Uhren gehen langsamer, *Lebensdauer von kosmischer Strahlung (Mesonen)*.

Einstein opfert die Newtonsche Mechanik als Paradigma der Physik, sie wird zum Grenzfall der relativistischen Mechanik für kleine Geschwindigkeiten. Der Versuch, die Maxwellsche Feldtheorie zu „mechanisieren“, wird aufgegeben, der Äther verschwindet aus der Physik, die wichtigste Konstante der Maxwellschen Theorie, die Lichtgeschwindigkeit, wird zur absoluten Naturkonstante. Newton ist auf dem Altar Maxwells geopfert worden.

Das wird ganz offensichtlich, als Einstein nach zehnjähriger Arbeit die allgemeine Relativitätstheorie vorlegt, eine Feldtheorie der Gravitation: die Domäne der klassischen Mechanik, die Theorie der Schwerkraft, wird in der Sprache Maxwells formuliert. Die ungeheure und in der Geschichte einmalige Leistung, als einzelner diese Revolution des physikalischen Weltbildes zustandezubringen, ist aber nur ein Teil der wissenschaftlichen Verdienste Einsteins: „Nach meiner Meinung wäre er einer der größten theoretischen Physiker aller Zeiten geworden, wenn er keine einzige Zeile über die Relativität geschrieben hätte“, sagt sein Kollege Max Born über Einstein. So hat Einstein Enormes auf dem Gebiet der statistischen Thermodynamik geleistet: Theorie der Brownschen Bewegung, der spezifischen Wärme, die Quantentheorie einatomiger Gase (Bose-Einstein-Statistik). Ebenso groß war Einsteins Rolle beim Ausbau der ersten Phase der Quantentheorie (wie Pauli schildert): Einstein macht als erster ernst mit Plancks Entdeckung der Strahlungsquanten, erklärt damit den photoelektrischen Effekt (Nobelpreis), Er verwendet dabei dauernd statistische Methoden, aber sozusagen „mit schlechtem Gewissen“ als Ausdruck unserer vorläufigen Unkenntnis der genauen Vorgänge.

Das ist wichtig, um die paradoxe Tatsache zu erklären, daß Einstein zwar wesentlich die Quantentheorie aufbauen hilft, sie aber in seinen späteren Jahren als letzte, befriedigende und vollständige Erklärung der Phänomene im subatomaren Bereich ablehnt. Einstein bleibt bis zu seinem Tod dem Paradigma der klassischen Feldtheorie treu: Nahwirkung plus strenger Determinismus. Die wahrscheinlichkeits-theoretische Interpretation der Quantentheorie lehnt er bis zuletzt ab. Sein Versuch, eine einheitliche Feldtheorie aufzubauen, in der alles Sprunghafte, Diskontinuierliche im kontinuierlichen Feld verschwindet, scheitert.

Einstein ist so der Vollender der „klassischen Physik“, indem er von der Newtonschen zur relativistischen Mechanik und Gravitationstheorie übergeht. Den nächsten Paradigmenwechsel zur statistischen Quantenphysik konnte er nicht mehr mitvollziehen, vielleicht deshalb, weil der wissenschaftliche Fortschritt sich so beschleunigt hat, daß die Paradigmen bereits innerhalb eines Lebensalters wechseln (vgl. damit die Langlebigkeit des Newtonschen Paradigmas!)

Was für ein Bild hat Einstein von der Wissenschaft? Seine Erkenntnistheorie.

Einstein war Physiker, nicht Philosoph. Seine Erkenntnistheorie entstand aus seinen Erfahrungen mit der eigenen wissenschaftlichen Arbeit, ist kein System. Methodisches Vorbild für ihn ist es, ganze Theorien aus einem allgemeinen formalen Prinzip abzuleiten, so wie die Thermodynamik auf dem Verbot des perpetuum mobile erster und zweiter Art ruht (*Autobiographisches*). Ebenso gründet die spezielle Relativitätstheorie auf einem formalen Prinzip: die physikalischen Gesetze sind invariant unter Lorentz-Transformationen, d. h., wenn man von einem Inertialsystem zu einem anderen übergeht.

Nebenbemerkung: Insofern ist der Ausdruck „Relativitätstheorie“ irreführend, da ja gerade die Invarianz der Naturgesetze bei gewissen Koordinatentransformationen gezeigt wird. Auch die allgemeine Relativitätstheorie gründet auf einem Prinzip, dem Äquivalenzprinzip (Kastenexperiment), auf der Invarianz der Naturgesetze unter nichtlinearen Koordinatentransformationen.

Darum entstehen für Einstein Begriffe und Theorien nicht aus der Erfahrung (durch Abstraktion oder Induktion), sondern sie sind, wie er immer wieder betont hat, von den Sinneserfahrungen logisch unabhängig, aus Axiomen und Prinzipien deduktiv gewonnen. Diese Produkte reinen Denkens müssen dann aber an der Wirklichkeit gemessen werden, durch das Experiment. Und für Einstein ist es ein „Wunder“, daß die sinnlich erfahrbare Wirklichkeit sich mit diesen freien Erzeugnissen des Geistes beschreiben läßt: „Die Begreifbarkeit der Welt ist unbegreiflich.“ Anderswo spricht er von einer „prästabilierten Harmonie“ zwischen mathematischem Denken und materieller Welt. Dieses Erfolgserlebnis, wenn die Theorie „stimmt“, hat Einstein gelegentlich mit fast religiösen Ausdrücken beschrieben und immer als die Haupttriebfeder seines Forschens bezeichnet. (Anmerkung: Von Jugend an war Einstein aber ein Feind aller etablierten Religionen, beschuldigte sie, die Jugend zu verdummen, fand es lächerlich, an einen persönlichen Gott zu glauben, der in seine Schöpfung durch Wundern eingreift.)

Durch seine Überzeugung, daß physikalische Theorien unabhängig von der Sinneserfahrung entstehen und erst nachträglich an ihr überprüft werden, unterscheidet Einstein sich bewußt von seinem Lehrmeister Mach und vom klassischen Positivismus. Hingegen ist seine Position sehr genau die des logischen Empirismus, der nicht zuletzt aus Einsteins Theorien heraus begründet worden ist. Denn: die Meinung, Theorien seien direkte Ableitungen aus unseren Sinneserfahrungen, wird gerade durch die Unanschaulichkeit, das scheinbar Paradoxe der neuen physikalischen Theorien unglaublich. Fast alles, was Einstein lehrt, widerspricht der alltäglichen Anschauung, dem „gesunden Menschenverstand“, folgt mit mathematischer Folgerichtigkeit aus wenigen abstrakten Prinzipien.

Dieser Bruch der Physik mit der gewohnten Anschauung ist eigentlich nicht so neu; er passiert immer dann, wenn neue Paradigmen eingeführt werden. Die unterdessen „selbstverständliche“ Physik Newtons war zur Zeit ihrer Einführung gar nicht selbstverständlich. Der Streit Goethes mit Newton um die Farbenlehre dreht sich darum, ob sinnliche Erfahrung (Farben) mit unanschaulichen mathematischen Mitteln und durch dem Alltag entfernte Experimente beschrieben werden soll. Und Hegel nennt in seiner *Phänomenologie des Geistes* den Grundbegriff der Newton-

schen Physik, den Kraft-Begriff, „übersinnlich“, soll heißen unanschaulich. In der Tat: eigentlich ist der Begriff einer Kraft an sich, ohne Muskeln, Hebel, ohne materiellen Träger, etwas sehr Merkwürdiges. Erst der großartige Erfolg dieses Begriffes, die Erklärung des fallenden Apfels und der Bewegung der Planeten nach denselben mathematischen Formeln, hat uns von seiner „Selbstverständlichkeit“ überzeugt.

Mit der Betonung, Begriffe und Theorien seien freie Schöpfungen, grenzt Einstein sich auch von Kant ab, der ja gerade aus den Erfolgen der Newtonschen Physik folgerte, deren Grundbegriffe wie Masse, Schwere, Kausalität und Raum und Zeit seien im Wesen unseres Verstandes fest und unverrückbar verankert. Gerade die Relativitätstheorie hat dieser Ansicht den Boden entzogen, denn Raum und Zeit sind nicht mehr absolut, der reale Raum des Weltalls ist nicht euklidisch (und: die Quantentheorie hat auch den Kausalitätsbegriff abgeändert). Einsteins Erkenntnistheorie läßt sich also beschreiben als Zusammenfassung der Erfahrungen, die Einstein mit seiner eigenen Arbeit gemacht hat: der menschliche Geist wendet abstrakte Begriffe und Theorien, die von den Sinnen unabhängig frei gebildet werden, auf die physikalische Realität, wie sie im Experiment den Sinnen erscheint, an und prüft, ob die Tatsachen sich mit einer logischen, einfachen Theorie beschreiben lassen. Daß dies gelingt, erlebt Einstein als die buchstäblich wunderbare Befriedigung der theoretischen Forschung.

So schwankt Einstein zwischen einer idealistischen und materialistischen Auffassung von der eigenen Tätigkeit: die Begriffe sind reine Geschöpfe des Geistes (Idealismus), aber sie dienen der Beschreibung der Realität außerhalb des Bewußtseins (Materialismus).

Der Widerspruch entsteht deshalb, weil Einstein die wissenschaftliche Arbeit nicht als gesellschaftliche Tätigkeit, sondern als individuelle Leistung begreift. Freilich kann kein einzelnes Individuum aus seiner individuellen Anschauung die Begriffe abstrahieren, die zu mathematischen Theorien wie der Relativitätstheorie führen. Dennoch sind Mathematik und Begriffe durch Abstraktion aus der Praxis der Menschen im Lauf ihrer Geschichte entstanden. Dies gerät sozusagen in Vergessenheit, wenn der einzelne Forscher sich dieser Werkzeuge bedient.

Um seine Ansicht von der „Freiheit“ der Begriffe zu unterstreichen, gebraucht Einstein (*Physik und Wirklichkeit* 1936) folgenden Vergleich: „... ich halte es nicht für berechtigt, die logische Unabhängigkeit des Begriffs von den Sinneserfahrungen zu verschleiern. Die Beziehung (zwischen Begriff und Sinnen) entspricht nicht jener von Suppe zu Rindfleisch, sondern besser der von Garderobenummer zu Mantel.“ Der Witz dieses Vergleichs ist aber, daß auch die Garderobenummer ein Arbeitsprodukt ist, freilich nicht das des Mantelhabers, vielleicht nicht einmal das der Garderobenfrau, jedenfalls aber hergestellt in der Absicht, einen Mantel zu bezeichnen, abwechselnd an verschiedene Mäntel geheftet zu werden. Übrigens erklärt sich das Wunder, daß man für die Marke den richtigen Mantel bekommt, daraus, daß jemand anderer bei der Ausgabe der Nummer zugleich den Mantel numeriert hat: auch die physikalische Realität ist präpariert, durch die Idealisierung, durch das Experiment.

Diese Bemerkungen leiten schon über zum dritten Aspekt von Einsteins Bild der Wissenschaft:

Wie sieht Einstein die Stellung der Wissenschaftler in der Gesellschaft?

Die Antwort ist nicht mit einem Satz gegeben; denn Einsteins Bild vom Wissenschaftler hat zwei Seiten, eine private und eine soziale. Dies entspricht seinem allgemeinen Bild vom Menschen, das er einmal so umrissen hat:

„Der Mensch ist gleichzeitig Einzelwesen und Gesellschaftsmitglied. Als Einzelwesen versucht er, sein eigenes Dasein und das seiner Angehörigen zu schützen, seine persönlichen Bedürfnisse zu befriedigen und seine inneren Fähigkeiten zu entwickeln. Als Gesellschaftsmitglied versucht er die Anerkennung und Zuneigung seiner Mitmenschen zu erringen, an ihren Freuden teilzunehmen, sie in ihren Schmerzen zu trösten und ihre Lebensbedingungen zu verbessern.“ (Warum Sozialismus, 1949)

Diese zwei Komponenten hat auch Einsteins Bild vom Wissenschaftler, und zunächst wollen wir die private zu Wort kommen lassen.

Vielleicht in reinsten Form hat Einstein dem Hang zum privaten Forschen im Jahre 1933 Ausdruck gegeben, als er gerade von den Nazis als Hauptvertreter der „jüdischen Physik“ aus Deutschland vertrieben worden war:

„In diesem Zusammenhang darf ich einem Gedanken Ausdruck geben, der mir erst kürzlich kam, als ich still und zurückgezogen auf dem Lande lebte und bemerken konnte, wie anregend die Monotonie eines ruhigen Lebens auf den schöpferischen Geist wirkt. In unserer modernen Welt gibt es verschiedene Berufe, die solch ein isoliertes Leben ohne großen Anspruch auf körperliche oder geistige Anstrengungen gestatten. Ich denke da z. B. an den Dienst auf Leuchttürmen oder Feuerschiffen. Wäre es nicht möglich, diese Stellen mit jungen Leuten zu besetzen, die sich wissenschaftlichen, besonders mathematischen oder philosophischen Problemen widmen wollen?... Auf diese Weise könnte man vielleicht in Zukunft einer größeren Anzahl schöpferischer Menschen die Möglichkeit zur geistigen Entwicklung bieten. In Zeiten wirtschaftlicher Depression und politischer Erschütterungen scheinen mir solche Überlegungen wohl der Beachtung wert.“ (Aus meinen späten Jahren, S. 156)

Auch später hat Einstein, der sich selbst als „Einspänner“ bezeichnete, nichts von Teamwork gehalten. Er selbst repräsentiert den heute praktisch ausgestorbenen Typus des einsam denkenden Gelehrten, der sich wesentliche Kenntnisse im Selbststudium verschafft. Bekanntlich hat Einstein seine ersten drei epochemachenden Arbeiten als „Experte dritter Klasse“ im Eidgenössischen Amt für geistiges Eigentum, dem Schweizer Patentamt, verfaßt, ohne persönlichen Kontakt zu den ersten Forschern seiner Zeit und nach einem ziemlich regellosen Universitätsstudium (er wurde an der Züricher Hochschule wegen unregelmäßiger Anwesenheit schriftlich gerügt!). In seinem Aufsatz *Autobiographisches* erzählt er, daß der Grundgedanke der speziellen Relativitätstheorie auf einem Paradoxon beruht, das ihm schon mit 16 Jahren aufgefallen war: Wie sieht ein Beobachter einen Lichtstrahl, der sich selbst mit Lichtgeschwindigkeit den Strahl entlang fortbewegt? Und die Grundgedanken der allgemeinen Relativitätstheorie führt Einstein auf einige Sätze bei Ernst Mach zurück, die ihm als Student auffielen, sowie auf seine Verwunderung darüber, daß träge und schwere Masse genau den gleichen Zahlenwert haben.

Abgesehen von Ernst Mach und Lorentz, die Einstein bewunderte, hat sich seine geistige Entwicklung eher in der Skepsis gegenüber traditionellen Überzeugungen, in der Abwehr herkömmlicher Autoritäten entwickelt. Das angeblich Selbstverständliche zu bezweifeln und erstaunlich zu finden, war seine Methode.

In einem Nachruf auf Ernst Mach schreibt er 1916:

„Begriffe, welche sich bei der Ordnung der Dinge als nützlich erwiesen haben, erlangen über uns leicht eine solche Autorität, daß wir ihres irdischen Ursprungs vergessen und sie als unabänderliche Gegebenheiten hinnehmen. Sie werden dann zu Denknöthigkeiten, gegeben a priori gestempelt. Der Weg des wissenschaftlichen Fortschritts wird durch solche Irrtümer oft für lange Zeit unmöglich gemacht...“

Hier spricht der wissenschaftliche Revolutionär Einstein, der autoritäre Traditionen kritisch hinterfragt. Diese umstürzlerische Tendenz der modernen Physiker hat der alternde Einstein später gern hinter beschaulichen Hinweisen auf die künstlerische, ja religiöse Schönheit der neuen Theorien versteckt. In einer Notiz, die sich auf eine Stelle aus Einsteins autobiographischem Aufsatz bezieht, hat Bertolt Brecht sie wieder hervorgeholt:

„Nach der Lektüre eines neuen physikalischen Aufsatzes von Niels Bohr rief Einstein: ‚das ist höchste Musikalität auf dem Gebiet des Denkens!‘ – ebensogut hätte man von dem Aufsatz wohl sagen können: ein Aufstand, schön geplant und mächtig durchgeführt!“

Das Privatisierende (in einer Festrede auf Max Planck hat Einstein die Flucht aus dem öden Alltag mit seinen Zumutungen als wichtige Triebfeder für Wissenschaft und Kunst bezeichnet) und das Unkonventionelle an Einstein kommt in seinem Image eines zerstreuten Gelehrten zum Ausdruck. Zu längeren Reisen pflegte er ohne Gepäck aufzubrechen, zu Empfängen erschien er zwar im verhaßten Frack, aber dafür ohne Socken. Während einer Festansprache konnte er den Suppenteller wegschieben und Formeln aufs Tisch Tuch kritzeln. Selbst als die Hetze der Nazis gegen seine ‚jüdische Physik‘ bedrohliche Formen annahm, erschien er auf einer Veranstaltung seiner arischen Feinde und spendete ihnen spöttischen Applaus. Dieses Image des skurilen Eigenbrötlers, oder wie es *Die Zeit* in einem der vielen mißlungenen Jubiläumsartikel nannte, das „widerspenstige Genie“, das ist aber nicht einmal die halbe Wahrheit über den Menschen Einstein, auch wenn zu seinem 100. Geburtstag immer nur diese Halbwahrheit herausgestellt worden ist. In Einsteins zahllosen Äußerungen zu politischen Problemen tritt uns nicht ein widerspenstiger Kindschopf entgegen, ein anmaßender Dilettant, sondern ein klarer Kopf, der genau sah, daß seine Ausnahmeexistenz als forschendes Genie ihn nicht von der Verantwortung für seine Mitmenschen befreite.

In der erwähnten Huldigung der *Zeit* steht über Einsteins politische Äußerungen nach dem 2. Weltkrieg: „Als der Krieg zu Ende ist, ächtet er zusammen mit der Creme internationaler Wissenschaftler die Nuklearwaffen. Was er zur Verantwortung des Wissenschaftlers zu sagen hat, ist nicht sehr tiefgründig. Die Sklerose hat sein Denken verflacht. Es liest sich wie Pflichtarbeiten. Echt und leidenschaftlich aber bleibt sein Abscheu gegen Deutschland.“

Unabhängig von der Frage, wessen Denken hier nicht sehr tiefgründig, vielleicht von Sklerose verflacht ist, sei zitiert, was Einstein 1935 zum Thema *Wissenschaft und Gesellschaft* zu sagen hatte. Er kennzeichnet die „praktischen Folgen der Wissenschaft“ als Voraussetzung für die „Befreiung des Menschen von der übermäßigen körperlichen Plackerei“, um dann fortzufahren:

„Andererseits aber stellt die Technik – oder die angewandte Wissenschaft – die Menschheit vor schwerwiegende Probleme, von deren befriedigender Lösung das

Weiterleben der Menschheit überhaupt abhängt. Also müssen neue soziale Einrichtungen und Traditionen geschaffen werden, damit die neuen, von der Wissenschaft bereitgestellten Werkzeuge nicht unweigerlich schlimmstes Unheil über uns bringen.

Die Anwendung mechanischer Produktionsmittel in einer nicht organisierten Wirtschaft hat dahin geführt, daß ein erheblicher Prozentsatz der Menschheit für die Güterproduktion nicht mehr gebraucht und daher vor Prozeß des Wirtschaftsumlaufs ausgeschlossen wird. Die unmittelbaren Folgen sind Schwächung der Kaufkraft und Entwertung der Arbeitsleistung. Die ungewöhnlich große Konkurrenz wird in immer kürzeren Abständen zum Anlaß ernster Stockungen in der Güterproduktion. Auf der anderen Seite verkörpert der Besitz der Produktionsgüter eine Macht, welcher unsere politischen Institutionen außer ihren üblichen Schutzmaßnahmen nichts entgegenzusetzen haben. Noch ringt die Welt, um sich diesen neuen Verhältnissen anzupassen – ein Ringen, das wahre Befreiung nur dann bringen wird, wenn unsere Generation sich dieser Aufgabe gewachsen zeigt. (Aus meinen späten Jahren, S. 143/4)

1949 schreibt Einstein in seinem Aufsatz *Warum Sozialismus?*:

„Die wirtschaftliche Anarchie der kapitalistischen Gesellschaft von heute ist meiner Meinung nach die wahre Quelle dieses Übels. Die Mitglieder einer riesigen Gemeinschaft von Produzenten trachten unaufhörlich danach, sich gegenseitig um die Früchte der gemeinsamen Arbeit zu bringen – nicht mit Gewalt, sondern in getreulicher Befolgung gesetzlich festgelegter Regeln. Wohlgemerkt, die Mittel der Produktion – d. h. die gesamte Produktionsfähigkeit, die zur Herstellung der Verbrauchsgüter wie zur weiteren Kapitalbildung dient – dürfen ja von Gesetzes wegen das private Eigentum Einzelner sein und sind es auch vielfach . . .

Das Privatkapital hat die Tendenz, sich in wenigen Händen anzusammeln, zum Teil, weil unter den Kapitalisten große Konkurrenz besteht, zum Teil, weil die technische Entwicklung und die wachsende Arbeitsteilung die Bildung größerer Produktionseinheiten auf Kosten der kleineren begünstigt. Das Ergebnis dieser Entwicklung ist eine Oligarchie des Privatkapitals, dessen enorme Stärke selbst eine demokratisch organisierte politische Gesellschaft nicht ganz zu bändigen vermag. Das liegt vornehmlich daran, daß die politischen Parteien, von privaten Kapitalisten größenteils finanziert oder sonstwie beeinflusst, die Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaften ernennen und damit die Wählerschaft praktisch von der Gesetzgebung trennen. Die Folge ist, daß die Vertreter des Volkes tatsächlich die Interessen der ärmeren Bevölkerung nicht genügend wahrnehmen. Außerdem kontrollieren die privaten Kapitalisten unter diesen Verhältnissen unweigerlich direkt oder indirekt die Hauptinformationsquellen, Presse, Radio und Erziehung. Der einzelne Bürger hat also große Mühe und manchmal gar nicht die Möglichkeit, seine objektiven Schlüsse zu ziehen und von seinen politischen Rechten vernünftigen Gebrauch zu machen . . .

Die Produktion arbeitet für den Profit, nicht für den Verbrauch. Es sind keine Vorkehrungen getroffen, daß alle Arbeitsfähigen und -willigen stets eine Stellung finden; fast immer wird eine Armee von Arbeitslosen bestehen. Der Arbeiter lebt ständig in der Angst, seine Arbeit zu verlieren. Da aber Arbeitslose und schlecht bezahlte Arbeiter keinen gewinnbringenden Absatzmarkt bilden, wird die Produktion der Bedarfsgüter eingeschränkt, was große Mißstände zur Folge hat. Der

technische Fortschritt vermehrt eben häufig die Arbeitslosigkeit, anstatt die Arbeitslast aller Menschen zu erleichtern. Das Profitmotiv ist daher in Verbindung mit dem Konkurrenzkampf der Kapitalisten verantwortlich für die unbeständige Anhäufung und Verwertung des Kapitals, was dann wachsende, schwere Wirtschaftskrisen verursacht. Unbegrenzte Konkurrenz führt zu einer riesigen Verschwendung der Arbeitskraft und zu jener Verkümmern des sozialen Gewissens des Einzelnen, die ich bereits erwähnte.

Diese Verkümmern des Einzelmenschen betrachte ich als das schlimmste Übel des Kapitalismus. Unser ganzes Erziehungssystem krankt daran. Dem Studierenden wird ein übertriebener Wettbewerb gepredigt und als Vorbereitung auf seinen künftigen Beruf lernt er, den wirtschaftlichen Gewinn anzubeten.

Ich bin überzeugt, um diesen schweren Mißständen abzuweichen, gibt es nur ein Mittel, nämlich die Errichtung einer sozialistischen Wirtschaft mit einem Erziehungssystem, das auf soziale Ziele abgestellt ist. In einer solchen Wirtschaft gehören dann die Produktionsmittel der Gemeinschaft, die sie nach einem bestimmten Plan benutzt. Man würde in einer solchen Planwirtschaft die Produktion den Bedürfnissen der Gemeinschaft anpassen, die zu leistende Arbeit unter die Arbeitsfähigen verteilen und jedem, Mann, Frau und Kind, den Lebensunterhalt garantieren. In der Erziehung würde man Sorge tragen, in jedem Einzelnen, neben seinen eigenen Gaben auch das Verantwortungsgefühl gegenüber seinen Mitmenschen zu pflegen und nicht wie in unserer heutigen Gesellschaft Macht und Erfolg zu verherrlichen. Trotz alledem darf man nicht vergessen, daß eine Planwirtschaft noch kein Sozialismus ist. Eine Planwirtschaft als solche kann auch eine vollständige Versklavung des Einzelnen mit sich bringen. Der Sozialismus muß zuallererst einige äußerst schwierige sozialpolitische Fragen lösen, z. B.: Wie läßt es sich angesichts der weitreichenden Zentralisierung der politischen und wirtschaftlichen Macht vermeiden, daß die Bürokratie zu mächtig und anmaßend wird? Wie schützt man die Rechte des Einzelnen? Wie bildet man aus ihnen ein demokratisches Gegengewicht gegen die Bürokratie?“ (Aus meinen späten Jahren, S. 136 ff)

Ich meine: diese ausführlichen Zitate belegen, daß Einstein äußerst klarsichtig den möglichen Nutzen der Wissenschaft und Technik von ihrem tatsächlichen Mißbrauch trennen konnte, daß er diesen Mißbrauch sehr scharfsinnig auf die herrschenden politischen Verhältnisse zurückgeführt hat, daß er schließlich die Alternative gewußt hat: nicht ein Stop des wissenschaftlich-technischen Fortschritts, kein Kreuzzug gegen moderne Technologien, sondern eine vernünftige Planung unseres Zusammenlebens, die demokratische Kontrolle der Bevölkerungsmehrheit über die Wirtschaft, kurz das, was man üblicherweise Sozialismus nennt. Wenn man darunter wie Einstein eine Gesellschaftsordnung versteht, die dem Einzelnen größtmögliche Freiheiten und Entfaltung seiner Persönlichkeit gibt, mit der einen Ausnahme, dies auf Kosten anderer Menschen, Gruppen, Rassen oder Nationen zu tun, – dann ist dem wohl zuzustimmen.

II. Stanislaw Lems phantastische Schreibweise

In der heutigen Zeit geht – allmählich und nicht ohne Mühe – eine tiefgreifende Reorientierung der Kultur vor sich: bisher starrte die Kultur nur auf die historische

Vergangenheit und auf die Gegenwart des Menschen, jetzt aber beginnt sie, einen Teil ihrer fleißigen und solennen Aufmerksamkeit der Zukunft der Menschen zuzuwenden. Es geht nicht um eine voluntaristische, durch flüchtige Moden bedingte Veränderung der Perspektive, sondern um die wohlverstandene Notwendigkeit von prognostizierbaren Handlungen: die fundamentale Qualität der Existenz kann von solchen Prognosen abhängen. Bei Wendepunkten der Geschichte mangelte es früher nie an Literatur, folglich sollte es ihrer auch nicht in einem Prozeß ermangeln, in dem sich das Blatt des Kollektivdenkens wendet. (Phantastik und Futurologie I, S. 11f)

1.

Der polnische Autor Stanislaw Lem veröffentlicht seit den 50er Jahren „Bestseller“ in einem Genre, das im Westen zur „niedrigen“ Literatur zählt. Lems „wissenschaftliche Phantastik“, wie die Science Fiction in den sozialistischen Ländern heißt, erzielte dort bereits Gesamtauflagen in Millionenhöhe, bevor einige seiner Bücher auch in der BRD und in den USA erschienen. Jetzt, da immer mehr von Lem in der BRD gedruckt wird, entpuppt er sich als ein Mann, der nicht nur hervorragende klassische Science Fiction schreibt, sondern in fast allen Sparten der „hohen“ Literatur überraschende Leistungen liefert: Bildungsroman (*Hospital der Verklärung*), Autobiographie (*Das Hohe Schloß*), wissenschaftliche Essayistik (*Summa Technologiae*), Literaturtheorie (*Phantastik und Futurologie*). Außerdem erweist Lem sich als Kenner der Trends und Tricks der Moderne, die er raffiniert anwendet und parodiert (*Die vollkommene Leere*, *Memoiren*, *gefunden in der Badewanne*). Schließlich hat er sogar mit dem Krimi-Genre interessante Spiele getrieben (*Die Untersuchung*, *Der Schnupfen*).

Das ergibt das Bild eines Schriftstellers, der nicht nur die traditionelle Kluft zwischen „niedriger“ und „hoher“ Literatur zu überwinden scheint, sondern der auch buchstäblich spielend die Trennung zwischen diskursivem und narrativem Schreiben überspringt; dabei erzeugt er Mischformen aus Essay und Erzählung, Traktat und Epik.

Hinter diesen Grenzüberschreitungen und ihrem Ergebnis (Formenvielfalt, Weite der Inhalte, Breitenwirkung) verbirgt sich jedoch die Überwindung einer noch tieferen und fest in unserem Bildungswesen verankerten Kluft: Als „wissenschaftlicher Phantast“ bringt Lem zwei Bereiche zusammen, die sich in der Renaissance trennten und spätestens seit der industriellen Revolution nicht mehr zusammenpassen wollten: Literatur und technische Naturwissenschaften. Lem thematisiert den Menschen in der Auseinandersetzung mit der Natur, und die Mittel dieser Auseinandersetzung: Wissenschaft und Technik. Die Größe dieses Epochenthemas macht die Universalität seines Werkes möglich und ihn selbst zum bislang größten Schriftsteller der wissenschaftlich-technischen Revolution.

Freilich hat Lem dabei einen Standort-Vorteil: Während die wissenschaftlich-technische Revolution in den sozialistischen Ländern immer mehr von der Literatur thematisiert wird und die wissenschaftliche Phantastik dort zur Massenliteratur der technisch-wissenschaftlichen Intelligenz geworden ist (es ist darum nicht ungewöhnlich, wenn der sowjetische Kosmonaut German Titow über Lem einen Essay schreibt), erscheint dasselbe Thema im Westen immer noch als Schundliteratur oder in Form des futurologischen Sachbuchs. Und ausgerechnet die neueren Versuche, im Westen aus Science Fiction „Literatur“ zu machen, z. B. die britische „new wave“

um Britan Aldiss und J. G. Ballard, gewinnen aus dem Thema der technischen Umwälzungen nur noch „moderne“ Angst – und pessimistische Katastrophenscience – wenn nicht das Thema überhaupt aufgegeben wird, um sich in feudale Ritterwelten zurückzuträumen (Tolkiens „Herr der Ringe“, der Film „Star Wars“) oder auf Wissenschaft zugunsten von Zauberei, Parapsychologie und Obskurantismus ganz zu verzichten.

Die Ursache dieser Science-Fiction-Dekadenz ist unschwer zu erraten: Die latente Angst vor politischen Verhältnissen, die neue Techniken für neue Kriege, für Raubbau an der Natur und massenmediale Bewußtseinsmanipulation mißbrauchen, artikuliert sich als manifeste Furcht vor der beobachteten Explosion der neuen Produktivkräfte, zu denen jetzt auch die Wissenschaft unmittelbar gehört.

Dieser „Zukunftsschock“ stößt in den sozialistischen Ländern weitgehend auf Verständnislosigkeit. Das heißt nicht, daß man dort die Probleme nicht kennt. Gerade weil der bei uns grassierenden Vermengung von spätem Kapitalismus mit moderner Technik der Boden fehlt, liefert ausgerechnet die sozialistische Literatur poetische Beispiele der Klage über die Entfernung aus einem engeren, schon historisch gewordenen Verhältnis zur Natur und tritt glaubhaft als Anwalt und Reservator schutzbedürftiger Naturbereiche auf; hier sei nur Tschingis Aitmatov genannt. Doch führt dies nie zur Pauschalkritik der Technik als Teufelswerk, die hierzulande von konservativen und ultralinken Positionen aus betrieben wird.

Mit den im Westen modern gewordenen Katastrophen-Prognostikern rechnet Lem scharf ab: „Sie verhalten sich so, als glaubten sie, daß das Zugeständnis, die Menschheit habe die Chance – sei es auch nur die Chance von eins zu einer Million, oder von eins zu einer Milliarde –, über die bereits bekannte zyklische Pulsation der Geschichte hinauszugehen, die zwischen dem Zustand einer relativen Stabilisation und eines totalen Ruins seit eh und je hin und her pendelt, daß dieses Zugeständnis ein falscher Schritt sei: sie sehen nur in der rücksichtslosen Ablehnung aller Entwicklungschancen der Menschheit, in der totalen Negation in eskapistischer oder nihilistischer Manier die eigentliche Mission einer ernstzunehmenden Science Fiction. Sie setzen also auf die ausweglose Tragödie, was man jedoch nicht nur aus einem beliebig motivierten Optimismus heraus, und sei er auch noch so gering, in Frage stellen kann . . . Sie haben aufgrund der gewaltigen Bewegungen, die unsere Welt erschüttern, die gleiche Art des Nichtverstehens der Veränderungsmechanismen wie die gewöhnlichen Formen der Literatur. Ob es klar ist, wie groß dadurch ihr Verrat wird? Die nicht spielerische Voraussetzung einer Kreation im Bereich der Wissenschaftlichen Phantasik ist vor allem ein *gnoseologischer* Optimismus . . . – gemäß dieses Prinzips gibt es bei mangelhaftem Wissen nur ein Mittel: besseres Wissen.“ (*Phantastik und Futurologie I*, S. 331f.)

Positiv formuliert Lem dieselbe Überzeugung gegen Ende der *Summa Technologiae*: „Was ist also möglich? Nahezu alles, vielleicht mit einer Ausnahme. In einigen 10 000 Jahren könnten die Menschen, nachdem sie miteinander zu Rate gegangen sind, eines schönen Tages beschließen: ‚Genug; so wie es jetzt ist, soll es von nun an immer sein. Wir wollen nichts mehr verändern, nichts mehr erfinden, nichts mehr entdecken. Denn besser als jetzt kann es nicht sein, und selbst wenn es besser sein könnte, so wollen wir es nicht.‘ Das erscheint mir, obgleich ich in diesem Buch viele wenig wahrscheinliche Dinge geschildert habe, als das unwahrscheinlichste von allen.“ (S. 582)

Äußerst skeptisch beurteilt Lem hingegen die gegenwärtigen politischen Voraussetzungen für eine globale Regelung der technischen und zivilisatorischen Entwicklung, die unausweichlich wird. Er warnt vor einer Lösung auf Kosten der Entwicklungsländer, die nicht stabil sein kann, und weist darauf hin, daß dem Begriff „Menschheit“ keine politische Realität als effektive Interessenvertretung entspricht. „Deshalb befinden sich Futurologie und Welt in einer Übergangsphase . . . Die Würfel werden in den achtziger Jahren fallen.“ (*Phantastik und Futurologie I. S. 135*)

2.

Lem bezieht diese Positionen aus einer materialistischen Weltanschauung, zu der er als wissenschaftlich Gebildeter über das „materialistische Gefühl“ der Naturwissenschaftler Zugang gefunden hat. Dies erklärt zwar den ideologischen Ort, nicht aber die literarische Effektivität. Denn auch innerhalb der relativ hochstehenden literarischen Auseinandersetzung mit den Wissenschaften in den sozialistischen Ländern ist Lem ein herausragender Fall. In ihm kreuzen sich in einmaliger Weise mehrere Entwicklungslinien, die charakterisiert werden sollen.

Im autobiographischen *Hohen Schloß* beschreibt Lem eine behütete bürgerliche Kindheit als Leseratte und Bücherwurm. Diese Vorgeschichte der Einsamkeit und Buchbesessenheit des zukünftigen Literaten unterscheidet sich wenig von den Kindheiten, die Sartre (*Die Wörter*) oder Canetti (*Die gerettete Zunge*) beschrieben haben.

Oder doch: Die Kinder Sartre und Canetti lesen Belletristik und Abenteuergeschichten; die Wissenschaften kommen nicht vor. Anders Lem: Ihn faszinieren auch die anatomischen Atlanten des Vaters, der Arzt ist, und früh beginnt er Radios und absurde Maschinen zu basteln. (Ein später Reflex dieser Tätigkeit ist der radiobastelnde Erzähler aus der Geschichte *Der Freund*.)

Doch während die naturwissenschaftliche Strähne bei Sartre nie auftaucht (sicher ein wichtiger biographischer Punkt, um Sartres notorisches Unverständnis für Naturdialektik zu verstehen!) und bei Canetti, der Mathematik und Physik studierte, später abriß, ist Lem ausgezeichnet durch seine Belesenheit in Literatur und Wissenschaften. Das erst macht es ihm möglich, Naturwissen in phantastische Spekulationen und in erzählfähige Handlung zu übersetzen.

Von der literarischen Seite kommt die Position Polens als einer Art Aussichtsturm hinzu, hinüber zur westlichen, speziell französischen Kultur. Daher Lems Interesse für Strukturalismus und Nouveau Roman. In *Phantastik und Futurologie* gibt Lem fast nebenbei eine ausgezeichnete Kritik der strukturalistischen Literaturbetrachtung – ganz ohne Ideologiekritik, einfach vom technischen Standpunkt eines, der fragt, was dieses Werkzeug taugt, um konkret die phantastische Literatur zu analysieren. Gerade sie aber ist, wie Lem vorführt, werkimmanent nicht zu verstehen, da sie mit Vorliebe die Umfunktionierung nicht-phantastischer Gattungen und Traditionen betreibt. An dieser Stelle zeigt Lem anhand eigener Werke und westlicher Science Fiction, aber auch an Kafka, Thomas Manns *Dr. Faustus* und Saul Bellows *Herzog*, daß Literatur sich nicht in sprachlicher Struktur erschöpft, sondern immer auch einen mehr oder weniger „phantastischen“ Kommentar der Wirklichkeit und externer Literaturtraditionen darstellt.

Weiter profitiert Lem von der polnischen Literaturtradition, deren Hang zur absurden Groteske im Westen vor allem durch Witold Gombrowicz bekannt ist. Das

Moment der „Verrücktheit“, eines literarischen Extremismus im Phantasieren, das Erfinden sprachlicher Bastarde durch Wortkreuzungen (wie Lems „Elektritter“, „Kindbad der Intelektriker“, „Robochsen“ usw.), Sprachspiele als Vehikel der Phantasie – das treibt Lems Produktion bis in seine theoretischen Schriften hinein an, wo er sich mit Vorliebe an den Namen zukünftiger Technologien (Imitologie, Phantomatik, Cyborgisierung) berauscht.

Neben oft blendend-ermüdenden Wortspielen gelingen Lem auch Kreuzungen von großer Tiefe. Etwa wenn er in der Erzählung *Die Maske* einen auf Töten eines bestimmten Opfers programmierten Roboter in Ich-Form erzählen läßt und das ganze inmitten eines feudalen Königreiches ansiedelt. Dabei entsteht eine Paraphrase des „Hamlet“-Motivs. Hamlet wird durch den Geist seines Vaters auf den Mord eines bestimmten Menschen festgelegt, und die ganze Handlung wird dann durch die Art bestimmt, wie Hamlet dieses „Programm“ mit seinem eigenen Willen widersprüchlich zur Einheit bringt. Der relativ „freie Wille“ des Automaten in der *Maske* ist nach Lem eine notwendige Eigenschaft hochentwickelter Gehirne, ob natürlich oder künstlich, die autonome Entscheidungen fällen sollen. Es ist atemberaubend, wie Lem den Konflikt zwischen Autonomie und vorgegebener Aufgabe in das Hirn einer künstlichen Intelligenz verlegt, um so mehr als das alles in metaphernreicher und eleganter Sprache vorgetragen wird.

In *Memoiren, gefunden in der Badewanne* hat Lem die Tradition der phantastischen Groteske dadurch auf die Spitze getrieben, daß er eine groteske Welt nicht als absurd-unverständlichen Irrgarten einführt, für den Gott oder der Zufall verantwortlich wäre, sondern als Kunstprodukt: als das Ergebnis der sich verabsolutierenden Spionage. Der Held irrt durch eine Welt, die nichts ist als das grenzenlose Bürogebäude einer Spitzelorganisation, übrigens laut einem in der BRD-Ausgabe fehlenden Vorwort im Pentagon der USA lokalisiert (in der US-Ausgabe ist das Vorwort hingegen enthalten). Das Groteske ist einmal das universelle Ausmaß des Spionageverdachts (flunkern die Sterne?), zum zweiten das Labyrinth aus Spionage und Gegenspionage, das schließlich bis in die Struktur des kleinsten Papierfetzens, der unschuldigsten Bemerkung, des bloßen Daseins alles zwei-, nein unendlich-deutig macht.

Die seltsame Gleichzeitigkeit von relativer Rückständigkeit z. B. der polnischen Landwirtschaft und moderner Technik schlägt sich in Lems Werken oft komisch nieder. Schließlich lebt er in einem Land, das sich aus halbagrarischen Zuständen direkt in die wissenschaftlich-technische Revolution gestürzt und kürzlich einen Kosmonauten um die Erde geschickt hat. Auch in Lems Zukunftswelten herrschen ähnliche Widersprüche, etwa wenn die *Invasion vom Aldebaran* an der für die Invasoren tödlichen Fahne eines besoffenen Bauerntölpels scheitert, wenn der Sindbad der *Sternstagebücher*, Ijon Tichy, die Schrauben seines Raumschiffes nachziehen muß, oder wenn in *Non Serviam* ein kosmogonisches Elektronengehirn kaltgestellt werden muß, weil dem Experimentator Geld und Strom gesperrt worden sind.

Dies alles könnte zur Not erklären, warum Lem beste Phantastik schreibt, nicht aber den in seinen Werken hinter grotesken Einfällen oft gut versteckten Humanismus, der aus seinen Büchern erst große Literatur macht. Hier spielt gewiß Lems Erfahrung mit der Okkupation Polens durch die Hitlerfaschisten, gegen die er im Widerstand gekämpft hat, eine entscheidende Rolle. Im *Hospital der Verklärung* wird die

Ausrötung psychisch Kranker durch die SS beschrieben; der Widerstand personifiziert sich in zwei Arbeitern, die über die Bedienung eines Transformators die Stromzufuhr des Hospitals kontrollieren. Dieses Bild zeigt, wo Lem die Gegenkräfte gegen das Unmenschliche ortet und wo er die Technik in den richtigen Händen erkennt.

Lems Humanismus bewahrt ihn ebenso wie vor Katastrophenpoesie auch vor der Platttheit einer technik-fetischistischen Science Fiction. In *Solaris* etwa wird das Non Plus Ultra eines typischen Science-Fiction-Einfalls, ein intelligenter Ozean aus organischer Materie von planetarem Ausmaß, fast zum Hintergrund einer ganz privaten Geschichte. Dieser Ozean produziert aus verdrängten Bewußtseinsinhalten der menschlichen Besucher unzerstörbare Kopien ihrer Obsessionen. So wird der Held plötzlich mit seiner wiedererstandenen Frau konfrontiert, die vor Jahren Selbstmord begangen hat. Die aus diesem Einfall entwickelte gespenstische Liebesgeschichte bringt Lem mit einer Intensität vor, wie sie heute kaum ein Schriftsteller wagen könnte. Denn erst der phantastische Hintergrund macht diese Geschichte einer materialisierten Erinnerung mit ihren wahnsinnigen Konsequenzen ganz pausibel und gestattet Lem, eine Liebe darzustellen, die sonst hoffnungslos zum Kitsch verdammt wäre.

3.

Stanislaw Lem mißt seinem Metier, der wissenschaftlichen Phantastik, neben den üblichen Funktionen der Literatur, zu informieren, zu belehren und zu unterhalten (*Phantastik und Futurologie* I, S. 10) noch die zusätzliche Funktion der Prognose zu. Damit zieht er sich zugleich eine Freiheit und eine Beschränkung zu:

Zunächst erobert prognostische Literatur die Menge der möglichen Welten der Zukunft als einen neuen Spielraum ungeheuren Ausmaßes. Von Lems ersten klassischen Science-Fiction-Romanen an (*Die Astronauten*, *Gast im Weltraum*, *Der Unbesiegbare* usw.) eröffnet sich die Welt des nicht Unmöglichen, aber auch nicht Wirklichen dem epischen Erzählen. Ohne große neue Räume kann die Epik sich nicht entfalten; bisher hat sie sie auf den weißen Flecken der Geo- und Soziographie gefunden, nur um sie immer wieder bald räumen zu müssen: das Meer bei Melville und Conrad, die Prärien in Coopers *Lederstrumpf*, die Unterwelt der Städte in Sues *Geheimnissen von Paris*, die US-Südstaaten in Faulkners Romanen zum Beispiel. Die Science Fiction hat den neuen Raum der möglichen Techniken zunächst besetzt, ist jedoch im Begriff, ihn wieder zu verspielen. Den Grund sieht Lem in ihrer gedanklichen Armut, mit der die Hemmungslosigkeit und Platttheit ihrer Spekulationen korrespondiert. Denn gute wissenschaftliche Phantastik muß von prognostischem Wert sein, darf darin nicht „dumm“ sein: Sie muß sich die Regeln und Paradigmen ihres Phantasierens von einer möglichst vernünftigen, möglichst wissenschaftlichen Prognostik ausborgen. Das Dilemma, in das Lem dabei gerät und das er ausführlich in *Phantastik und Futurologie* darstellt, ist, daß die Futurologie eine noch ziemlich regellose, halbwissenschaftliche Zunft ist und kaum in der Lage, der Phantastik Paradigmen und Prognostische Regeln zu bieten. Deshalb muß Lem sich selbst helfen und sich die Futurologie zu einer Phantastik selbst erarbeiten. Darum, und dies wird in der BRD erst nachvollziehbar, je mehr die theoretisierenden Arbeiten Lems mühsam übersetzt werden, erklärt sich die Haltbarkeit und Tiefe der Lemschen Literatur aus der Tatsache, daß all seine erzählerischen Gespinste

nichts anderes sind als Illustrationen, und zwar oft parodistische, für seine theoretische Reflexion. Für dieses exemplarische Vorgehen einer Literatur des wissenschaftlichen Zeitalters sollen im folgenden einige Beispiele gegeben werden. Die *Summa Technologiae* ist nicht nur eine Sammlung der wohl gewagtesten Spekulationen über Möglichkeiten zukünftiger Techniken, sie ist auch das Labor, in dem Lem Ideen für zahllose Geschichten ausgekocht hat. Lem untersucht hier zum Beispiel die Chance mit außerirdischen Zivilisationen in Kontakt zu kommen – ein Ur-Thema der Science-Fiction, an dessen Verifikation Observatorien der USA und der UdSSR seit Jahren arbeiten. Lem referiert die einschlägigen Schätzungen der „Bevölkerungsdichte“ im Weltall; sie führen zu dem Schluß, diese sei immerhin so hoch, daß das Außergewöhnliche weniger in der Existenz außerirdischer Zivilisationen besteht als in ihrem Schweigen: Das „Silentium Universi“ ist erklärungsbedürftig, der Umstand, daß die astronomischen Daten keinerlei Information über unnatürliches Verhalten von Sternsystemen enthalten. Aller Wahrscheinlichkeit nach müßten unter den vielen existierenden Zivilisationen wenigstens einige das kosmische Ausmaß von Stern-Technologien erreicht haben und entsprechende Spuren hinterlassen.

Hier soll es weniger interessieren, wie Lem die pessimistische Erklärung für das „Silentium Universi“ verwirft, nämlich die, daß Zivilisationen ab einer gewissen Größe unweigerlich an inneren Widersprüchen zugrunde gehen müssen, lange bevor sie fähig werden, interstellare Techniken zu beherrschen; oder, daß Lem ebensowenig für „optimistische“ Extrapolationen ist, die unser gegenwärtig exponentielles Bevölkerungswachstum in alle Zukunft verlängern, bis Trillionen Menschen sich wie Spaltpilze explosiv über das Weltall verbreiten. (Lem neigt einer „mittleren“ Lösung zu: Exponentielles Wachstum ist wahrscheinlich nur ein kurzes Durchgangsstadium quantitativer Ausweitung der Naturbeherrschung; dann konzentriert sich die technische Evolution auf intensives Wachstum, auf Beherrschung der „Informationslawine“, der Automation, auf elektronische Kybernetik und auf „Umbau“ und „Verbesserung“ des biologischen Substrats, der Biosphäre.) Interessanter ist, wie Lem außerhalb der *Summa Technologiae* als Literatur eine andere, phantastische Erklärung für das „Silentium Universi“ anbietet. Die Erzählung *Neue Kosmogonie* ist die fiktive Nobelpreisrede eines zukünftigen Wissenschaftlers. Sie besteht zunächst aus einer spannend und plausibel gebauten wissenschaftshistorischen Abhandlung über die Vorgeschichte der „Neuen Kosmogonie“. (Lem ist ein großer Erfinder von Wissenschaftsgeschichten: In der *Lymphaterschen Formel* galoppiert er von der Insektenkunde zur Kybernetik und Metamathematik, um eine Erfindung einzuführen; in *Solaris* schildert er packend Entfaltung und Niedergang einer ganzen Wissenschaft, der „Solaristik“). Dann läßt der Redner die Katze langsam aus dem Sack: Zweifellos gibt es nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit im All überall hoch entwickelte Zivilisationen, doch ebenso sicher merkt man nichts von ihnen. Ergo ist das Weltall schon längst eine derart innige Mischung von Natürlichem und Künstlichem, daß der Mensch darin gar keine Zeichen anderer Intelligenzen finden kann, denn sie haben das Weltall vor langem so organisiert, wie es ist, und verändern es fortwährend, aber unmerklich weiter. Die Menschheit ähnelt in dieser Welt einem Kind, das in einem grenzenlosen Park mit sorgfältig getrimmter Vegetation aufwächst und daher nicht wissen kann, wie der Unterschied zwischen einer natürlichen und einer künstlichen Landschaft aussieht. Diese halbsbrecherische

Theorie, eine Art materialistische „Theologie“, läßt Lem seinen Nobelpreisträger sehr detailliert und ziemlich schlüssig entwickeln – nicht ohne mit der augenzwinkernden Bemerkung zu schließen, daß die Hypothese zwar vieles erkläre, aber auch schon wieder zu viel: In ihr ist die Unmöglichkeit, sie zu verifizieren, schon mit enthalten.

An einer anderen Stelle der *Summa Technologiae* bespricht Lem die „Phantomatik“, d. h. die Technik der totalen Sinnesbeeinflussung oder die Schaffung künstlicher imaginärer Welten. Es handelt sich da um die Prognose, man werde die Medien zu vollkommenen, alle Sinne einbeziehenden Illusionsapparaten entwickeln können, so daß das „Opfer“ der Phantomatik nicht in der Lage sein wird, über Echtheit oder Künstlichkeit seiner augenblicklichen Erfahrungen zu entscheiden. Nebenbei ist an diesen Spekulationen interessant, daß sie ein altes Thema der Erkenntnistheorie, ob und wie aufgrund individueller Sinnesdaten Trug oder Echtheit unserer Erfahrungen feststellbar sind, gleichsam säkularisieren: Descartes spekuliert darüber, ob ein guter Gott es mit sich vereinbaren könne, uns systematisch zu täuschen. Bei Lem taucht das Problem als mögliche Technologie auf. Die Phantomatik hat Lem in der Geschichte *Der futurologische Kongreß* so ausgiebig genutzt, daß dem Leser schwindelt: Der Erzähler stürzt durch mehrere Ebenen der Sinnestäuschungen, die nur durch Einnahme von „Gegengiften“ kurz durchbrochen werden können, in Ausblicke auf eine grauenhafte Wirklichkeit des Elends, worin jedoch den Menschen durch phantomatische Manipulation größter Reichtum und satte Befriedigung aller Bedürfnisse vorgemacht wird. Natürlich ist das eine Groteske. Doch ist es kein Zufall, daß phantomatische Geschichten, wie etwa auch der von Lem hoch geschätzte Roman *Ubik* von Philip K. Dick, immer Parodien auf die warenästhetische Vorspiegelung einer durch Konsum beseligenden Verbraucherwelt sind.

Auch aus einigen Spekulationen über „experimentelle Metaphysik“ in der *Summa Technologiae* hat Lem Literatur gemacht. In der Erzählung *Tagebuch* spricht offenbar Gott selbst über die zahllosen Welten, die er kraft seiner Gedanken ständig aus sich heraus ent- und verwirft, wobei er sich in einigen Welten anbeten läßt, in anderen versteckt hält. Am Ende wird in einem Postskriptum des perfekt im theologischen Stil verfaßten „Dokuments“ lakonisch mitgeteilt, es handle sich um die Aufzeichnungen eines Elektronengehirns, das sich unbeaufsichtigt auf planetare Größe hochgepöppelt habe und zum Zeitpunkt seiner Allmachtphantasien durch einen schweren Meteoritentreffer schon im Stadium innerer Auflösung gewesen sei. In der Rezension des fiktiven Buches *Non Serviam* läßt Lem einen Wissenschaftler mittels Computer „personetische“ Experimente machen; das Elektronengehirn schafft sozusagen in Gedanken künstliche Intelligenzen, die sich in immateriellen Welten zurechtfinden müssen, fortpflanzen usw.; hier tritt zur Abwechslung der Mensch an die Stelle des Weltenschöpfers.

Gegen Ende der *Summa Technologiae* malt Lem die Möglichkeit aus, einerseits die technische Evolution bei fortschreitender Automation sich selbst zu überlassen, wodurch sie der biologischen Evolution zu ähneln begänne, und andererseits durch Zusammenführen der Technoevolution mit der biologischen zu „Verbesserungen“ der menschlichen Naturbasis zu kommen. In einer selbstironischen *Schmähschrift auf die Evolution* zählt Lem einige Mängel der Bioevolution auf und weist auf die Möglichkeit von Genmanipulationen und extensiver Nutzung künstlicher Organe hin. In der Eheanbahnung durch Computer sieht er ein Beispiel dafür, wie rasch

technische Manipulationen des „Privatesten“ ins moralisch Akzeptable integrierbar sein können.

Aus diesem Ideenkomplex hat Lem die meisten Ideen für Geschichten entwickelt. In *Gibt es Sie, Mr. Johns?* erhebt sich die Frage, ob ein nach mehreren Unfällen sukzessive nur noch aus Prothesen zusammengesetzter Rennfahrer noch er selbst oder nur noch das Eigentum der Prothesenfirma ist. Im Roman *Der Unbesiegbare* stößt das Raumschiff gleichen Namens auf einen unbesiegbaren Gegner: eine Unzahl metallischer „Fliegen“, die sich magnetisch zu Wolken vereinigen können und jedem Angriff trotzen. Diese „Lebensform“ ist, wie sich herausstellt, das Endprodukt einer zugrunde gegangenen Zivilisation, das relativ primitive, aber im Struggle for Life unbesiegbare Ergebnis einer Technoevolution unter den zurückgelassenen Automaten.

In der *Lymphaterschen Formel* berichtet ein halbverrückter Wissenschaftler von dem gelungenen Versuch, eine künstliche Intelligenz zu züchten, die dem Menschen überlegen ist und sich selbst stolz als die nächsthöhere Stufe der Evolution bezeichnet. Der Wissenschaftler vernichtet erschrocken den Prototyp und studiert seither ängstlich die Fachliteratur, ob ein anderer Wissenschaftler schon auf die unvermeidliche Idee gekommen ist, auf diese Weise der Menschheit das Grab zu schaufeln.

Aus einer Nebenbemerkung in der *Summa Technologiae* über die Unfähigkeit der Bioevolution, sich die Kernenergie als effektivste Energiequelle nutzbar zu machen, ist offenbar die Erzählung *Nacht und Schimmel* entstanden, in der bei einem Experiment eine Art radioaktiver Spaltpilz frei wird. Daß diese kleinen, sich mit einem leisen Knall verdoppelnden Kugeln sich ausgerechnet bei einem skurrilen Einzelgänger einnisten, der an ihrem exponentiellen Wachstum zusammen mit seinem Haus und vermutlich mit der ganzen Erde zugrundegeht, gibt Lem wieder Gelegenheit zu einer ausgiebigen schwarzen Groteske.

Neben solchen Spielen mit Kybernetik und Automatentheorie ist die Wahrscheinlichkeitstheorie ein Lieblingsgebiet Lems. Da seine *Philosophie des Zufalls* noch unübersetzt ist, läßt sich nur vermuten, daß er dort die Hintergedanken für seine Kriminalromane entwickelt hat. In *Die Untersuchung* und *Der Schnupfen* schildert Lem rätselhafte Kriminalfälle, die jeder klassischkausalen Erklärung spotten. Erst die Überschneidung mehrerer Zufallsreihen (wobei in der *Untersuchung* auch der notorische englische Nebel eine Rolle spielt) macht schließlich klar, wie es zu den „Taten“ kam, deren „Täter“ der Zufall ist. Diese Beispiele zeigen, wie Lem auf eigene Faust versucht, eine prognostisch gesteuerte Literatur der wissenschaftlichen Phantastik zu erzeugen. Sie lassen erkennen, wie undurchsichtig Lem dabei Ernst und Spiel zugleich treibt; doch entspricht dies seiner Überzeugung, daß die Prognostik zu unfrei, die Phantastik zu beliebig gehandhabt worden ist.

Nach der Überzeugung nicht nur Stanislaw Lems kommen wir in eine Zeit, da die Entwicklung der Produktivkräfte nicht mehr im Selbstlauf, nicht mehr als blindes Ergebnis undurchschauter gesellschaftlicher Triebkräfte fortschreiten kann. Die Regelung des Fortschritts, das bewußte Machen der eigenen Geschichte ist zur epochalen Aufgabe geworden, von der tatsächlich die Zukunft abhängt, nicht nur als die Wahl einer Möglichkeit unter vielen, sondern als die Möglichkeit der Wahl überhaupt. Und da zur Planung die Prognose gehört, gehört zu unserer Epoche gewiß auch eine prognostische Literatur. Nach Brecht, dem stärksten Befürworter

einer Kunst des wissenschaftlichen Zeitalters, gehört zum Begriff des Realismus auch: „das Moment der Entwicklung betonen“. Das tut in der Form des spielenden Vorgriffs auch eine wissenschaftliche Phantastik, die den Namen verdient. Mit welcher Haltung Stanislaw Lem den Blick in die Zukunft wirft, wie illusionslos und zugleich neugierig, also im besten Sinne realistisch, dafür sollen die Schlußsätze aus seinem Roman *Solaris* stehen:

„Aber fortzugehen, das hieße, diese vielleicht winzige, vielleicht nur in der Vorstellung existierende Chance auszutilgen, die in der Zukunft verborgen war. Dann also Jahre zwischen Gerätschaften und Dingen, die wir gemeinsam berührt hatten, Jahre in der Luft, worin noch die Erinnerung an ihren Atem war? Um welcher Sache willen? Um der Hoffnung auf ihre Rückkehr willen? Hoffnung hatte ich nicht. Aber in mir lebte das Letzte, was mir davon noch verblieben war, die Erwartung. Auf welche Erfüllungen, welchen Spott, welche Qualen war ich noch gefaßt? Ich wußte nichts, und so verharrte ich im unerschütterlichen Glauben, die Zeit der grausamen Wunder sei noch nicht um.“

Franz Rottensteiner Einsteins Theorien in der Literatur

Wie Thomas Alva Edison im 19. Jahrhundert der Inbegriff des genialen Erfinders, so ist Albert Einstein in unserer Zeit zum Inbegriff des Wissenschaftlers schlechthin geworden, zur Verkörperung der guten und schlechten Seiten der Wissenschaft oder des Wissenschaftlers, zu einem weltberühmten Genie, zu einer Gestalt in der Karikatur, zu einem Symbol, an dem sich die Phantasie der Öffentlichkeit entzündet, nicht zuletzt die Phantasie einer Gruppe von Schriftstellern, zumal man mit Fug und Recht behaupten kann, daß seine theoretische Weiterentwicklung der Physik der menschlichen Phantasie neue Denkräume erschlossen hat. In unseren Tagen ist seine Formel $E = mc^2$ so bekannt wie die chemische Formel des Wassers. Daß sich die Literatur im allgemeinen dieser neuen Möglichkeiten bemächtigt hat, wird man zwar bezweifeln müssen, denn zu tief scheint oft die Trennung zwischen den hohen Gefilden der Literatur einerseits und der Erkenntnis der Wissenschaft andererseits geworden zu sein, aber zumindest eine ziemlich spezialisierte Art von Schriftstellern hat sich unzweifelhaft von Einsteins Denken beeinflussen lassen: ich meine damit natürlich die Autoren utopisch-phantastischer Romane, die Autoren der Science Fiction. Auf diesem Gebiet haben die Theorien Einsteins schon einigen Einfluß gehabt. Aber zunächst und unmittelbar ist Einstein ein Symbol. Dieser Symbolcharakter Einsteins zeigt sich schon an den Titeln einiger Erzählungen, die zwar durchaus nicht tiefer ins Denken Einsteins eindringen, aber den Namen als Signalzeichen benützen.

Siegfried Lenz' Erzählung „Einstein überquert die Elbe bei Hamburg“ z. B. ist eine sehr dichte Schilderung aus dem Hafenmilieu, die vielleicht dadurch Einstein assoziiert, daß die Darstellungsweise auf vielfache Weise relativiert ist; gegen Schluß tritt dann Einstein in Person als Passagier einer Hafenfähre in Erscheinung und als

einer, „der selbst bestimmt, was eine Tatsache ist“. So sieht er zumindest aus. Und in dem Kurzroman „die autobiographie des albert einstein“ von dem jungen Grazer Computertechniker und Autor Gerhard Roth (1972) wird nicht etwa angestrebt, ein wissenschaftliches Weltbild aufzustellen und dichterisch zu gestalten, wie man vielleicht annehmen möchte, sondern ein „technischer Experte III. Klasse“, der sich für Einstein hält, vernichtet vielmehr das althergebrachte Weltbild und errichtet ein neues im Abbild moderner experimenteller Literatur, mit wirren Satzgebilden und fortwährenden, stets wechselnden Anhäufungen von Assoziationen, die sich nur zum Teil auf den Wortschatz von Mathematik und Naturwissenschaft stützen, aber, vom Vokabular abgesehen, mit dem Denken der Naturwissenschaften kaum viel gemeinsam haben. Dieser Einstein ist ein Wahnsinniger, und man erinnert sich, daß auch Friedrich Dürrenmatt seine Physiker ins Irrenhaus verpflanzt. Man fragt sich, was wohl Einstein selbst von solchen Texten gehalten hätte, denn es ist bekannt, daß er einen Roman Kafkas, den ihm Thomas Mann zum Lesen gegeben hatte, nicht zu Ende las, sondern ihn mit der Bemerkung ungelesen zurückgab, der „menschliche Geist sei nicht so komplex“. Wo die Wissenschaft mögliche Einfachheit und Klarheit anstrebt, ist die Literatur vieldeutig und komplex, in ihren modernen Ausprägungen sogar häufig absichtlich dunkel und verworren.

In der Science Fiction gibt es auch Entsprechungen zu diesen Erzählungen. Eine davon ist z. B. „Einsteins Erben“ von H. W. Franke, die Titelgeschichte eines Erzählbandes im Insel Verlag, eine andere „Einsteins Gehirn“ von dem tschechischen SF-Autor, Satiriker und Psychiater Josef Nesvadba. Die Erben Einsteins bei Franke sind Jammergestalten, die in einer von Maschinen überwachten Überfluß- und Mußgesellschaft das ernste Erkenntnisstreben der Wissenschaft zu einer Travestie haben herabsinken lassen, und sich einem erbärmlichen Wissenschaftsritual hingeben, während in Wirklichkeit die lernfähigen Maschinen das Erbe des Menschen angetreten haben; und bei Nesvadba wird in satirischer Absicht ein zum Scheitern verurteilter Versuch beschrieben, ein Supergehirn durch Fusion dreier potenter Menschengehirne zu schaffen, das logischerweise nur „Einsteins Gehirn“ heißen kann. In diesem Gehirn gewinnen aber rein menschliche Regungen die Oberhand über das kalte Kalkül. Und insofern sind beide Erzählungen dem Geiste Einsteins getreu, der ja nicht nur ein brillanter Wissenschaftler und Denker, sondern auch ein großer Humanist und Pazifist war – was man im übrigen in der Regel jenen Erzählungen am wenigsten anmerkt, die nun wirklich direkt physikalische Gedankengänge von ihm übernehmen. Einen gewissen Widerspruch dazu scheint zu bilden, und das ist ihm ja oft genug vorgeworfen worden, daß er am 2. August 1939 mit anderen Physikern zusammen jenen entscheidenden Brief an Präsident Roosevelt schrieb, der zum Manhattan-Projekt und damit zur Entwicklung der Atombombe führte. Einstein selbst hat diese Tat nachher tief bedauert und zur Rechtfertigung angeführt, daß damals die Gefahr bestand, daß Hitlerdeutschland früher in den Besitz einer Atombombe gelangen würde – erst nach Kriegsende stellte sich heraus, daß diese Befürchtungen unbegründet waren. Die Experimente Otto Hahns und seiner Mitarbeiter, die 1938 die erste Uranspaltung durchführten und damit einen Weg zur technologischen Nutzung des Einsteinschen $E = mc^2$ aufzeigten, aber waren veröffentlicht und allgemein bekannt.

Diese Formel wird zuweilen als die Formel bezeichnet, nach der man Atombomben bauen könne. Nun, wenn dem so wäre, so hätte man schon im 1. Weltkrieg

Atombomben einsetzen können. Einstein hat sie übrigens im selben Jahr 1905, da in den Annalen der Physik jener Aufsatz „Zur Elektrodynamik bewegter Körper“, der heute als spezielle Relativitätstheorie bekannt ist, veröffentlicht wurde, in einer nur dreiseitigen Ergänzung, die unter dem unschuldigen Titel „Ist die Trägheit eines Körpers von seinem Energieinhalt abhängig?“ erschien, formuliert. Einstein selbst hat übrigens nicht geglaubt, daß dieses Äquivalenzprinzip von träger Masse und Energie zu seinen Lebzeiten technische Bedeutung erlangen werde. Da in der Formel die Lichtgeschwindigkeit, annähernd 300 000 km/sec, mit dem Quadrat enthalten ist, ergibt sich daraus, daß in jedem Brocken Materie ungeheure Energiemengen verborgen sind. Bei nuklearen Prozessen, sei es jetzt die Kernspaltung, wie sie in Uranreaktoren oder Atombomben vor sich geht, oder die Kernfusion, wie sie in der Sonne und den anderen Sternen (und auch der Wasserstoffbombe) abläuft, werden nur winzige Bruchteile dieses Energiepotentials verwertet, nur der Massendefekt, der sich daraus ergibt, daß die Atomgewichte der entstehenden Elemente geringfügig geringer sind als die Atomgewichte der Ausgangselemente. Gelänge die direkte Annihilation der Materie ohne den Umweg über Kernprozesse, ließen sich noch viel ungeheurere Energien freisetzen; aber auch bei den Kernprozessen ist die freigesetzte Energie wegen der ungeheuren Anzahl der Atome riesig. Es ist natürlich dieser Randaspekt der Relativitätstheorie und seine Anwendung in der inzwischen schon zur Ingenieurwissenschaft gewordenen Kernphysik, der die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und auch der Schriftsteller am heftigsten erregt hat, vor allem wegen der Bedrohung der gesamten Menschheit, die sich darin ankündigt. Zum ersten Mal ist es technisch möglich geworden, die ganze Menschheit und alles Leben auf dieser Erde auszurotten. Das Ungeheuerliche dieser Drohung ist es, die die Diskussion über die Verantwortung des Physikers und des Wissenschaftlers allgemein hat ausbrechen lassen. Seiner tiefschwarzen Komödie „Die Physiker“, die in grotesker, aber nicht absurder Form diese Problematik abhandelt, verlegt unter die Insassen eines Irrenhauses, die sich für berühmte Physiker, darunter Einstein, halten oder ausgeben, hat Friedrich Dürrenmatt 21 Punkte nachgeliefert, deren 15. lautet: „Es (das Drama) kann nicht den Inhalt der Physik zum Ziele haben, sondern nur ihre Auswirkung.“ Wer über die Bedrohung der Menschheit durch die Auswirkungen der modernen Physik schreiben will, braucht prinzipiell von Physik überhaupt nichts zu verstehen, weil es um die Auswirkungen geht und um die Verantwortung für diese Auswirkungen. Ich aber möchte mich in erster Linie mit dem Inhalt der Physik und den Auswirkungen dieses Inhalts beschäftigen, weshalb ich dieses Gebiet nur kurz streife, obwohl ich vermute, daß viele erwarten werden, daß gerade dies zur Sprache kommt. Was die Atombombe handgreiflich demonstriert hat, ist die Tatsache, daß scheinbar abstrakteste Überlegungen unser aller Leben beeinflussen, daß die Wissenschaft keine Sache einiger weltfremder Gelehrter ist, die man sich gemeinhin als zerstreute Professoren vorstellt, sondern eine Sache, die Auswirkungen auf uns alle hat: diese Tatsache hat die Atombombe uns allen eingebrannt. Natürlich hat es, speziell im ersten Jahrzehnt nach 1945, unzählige literarische Darstellungen von Atomkriegen, Nachatomkriegsgesellschaften oder dem Ende der Menschheit gegeben, ich erinnere nur an Nevil Shutes „Das letzte Ufer“, Hans Wörners „Wir fanden Menschen“, Aldous Huxleys „Affe und Wesen“, Hannelore Valencaks „Die Höhlen Noahs“ und Arno Schmidts „Die Gelehrtenrepublik“. Sie malen die Schrecken der

Atombombe und ihrer Nachwirkungen aus, vor allem die Veränderung der Erbmasse durch radioaktive Strahlung und beschäftigen sich damit häufig mit biologischen Fragen. Mutanten, häufig schrecklich mißgestaltete Ungeheuer, durchstreifen dann die radioaktive Wüste und biologisch zu sehr vom Menschen abweichende Formen werden in manchen dieser düsteren Zukunftsvisionen unbarmherzig ausgenutzt. Zuweilen ist diese tabula rasa, die da mit der Menschheit gemacht wird, auch nur ein Zwischenstadium: die Bombe vernichtet zwar die alte Menschheit mit all ihren Sünden, zugleich aber bewirkt sie das Entstehen des homo superior, des durch radioaktive Strahlung entstandenen Übermenschen, der häufig märchenhafte Fähigkeiten besitzt, etwa die Gabe der Telepathie, des Gedankenlesens, oder andere, noch weitaus wunderbarere paranormale Fähigkeiten. Solche Vorstellungen sind weitaus älter als die Kernphysik oder die Relativitätstheorie; auch früher schon hat es literarische Alpträume vom Untergang der ganzen Menschheit gegeben: die Atombombe hat diese Ängste nur aktualisiert, ihnen konkrete Gestalt gegeben, sie aus dem Reich müßiger Phantastereien in den Bereich des technisch Möglichen gerückt; das moralisch Udenkbare ist zu einer Denkmöglichkeit unter vielen geworden. Das Erschreckendste am ganzen Problem ist vielleicht nicht einmal so sehr, daß die Vernichtung oder der Weiterbestand der Menschheit vom Willen einiger Menschen abhängt, deren geistige Gesundheit zuweilen in Zweifel stehen mag, sondern vom bloßen Zufall. Um wieder Friedrich Dürrenmatt zu zitieren: „Je planmäßiger die Menschen vorgehen, desto wirksamer vermag sie der Zufall zu treffen“ (Punkt 8). Die Waffensysteme sind so komplex geworden, daß solch ein tödlicher Zufall oder Irrtum nicht völlig auszuschließen ist. So gesehen hat die Physik Einsteins in der Tat zu einer Entstehung einer ganzen Klasse düsterster und realistischster Antiutopien geführt.

Nebenbei sei erwähnt, daß es eine Parallele zur auf unerwartete Weise dem Relativitätsprinzip entsprungenen Nukleartechnik gibt. Der Gedanke der induzierten Emission, den Einstein 1917 in einer neuen Ableitung des Planckschen Strahlungsgesetzes zuerst aussprach, wurde zum theoretischen Ausgangspunkt der Lasertechnik. In der Literatur spukten Todesstrahlen schon lange herum, man denke nur an Alexej Tolstois „Das Hyperboloid des Ingenieurs Garin“ oder die marsianischen Hitzestrahler in H. G. Wells' „Der Krieg der Welten“ (1898); und die Blaster gehörten zum Handwerkszeug eines jeden Autors trivialer Weltraum-SF. Als die Laserstrahlen modisch wurden, sind diese Blaster aus der SF verschwunden: sie wurden zu Lasern umbenannt, ohne daß sich sonst viel geändert hätte. Häufig war die Entwicklung so: zuerst eine Phantasie, vielleicht sogar ein uralter Menschheits Traum; dann folgte die Verwirklichung – und darauf übernahm die Phantasie die Nomenklatur der realen Wissenschaft und Technologie. Aber Verständnis physikalischer Theorien ist dazu kaum nötig.

Immerhin muß man der SF zugute halten, daß sie zuweilen auch das Denken selbst thematisiert hat, und nicht nur seine Folgen, zum Unterschied wie die allgemeine Literatur. Die Zwickmühle des Gelehrten, der erkennen muß, daß seine „reine“ „theoretische“ Forschung für höchst zerstörerische, inhumane Zwecke eingesetzt werden kann, wird z. B. in der Oper „Einstein“ des DDR-Autors Karl Mickel aus dem Jahre 1974 thematisiert. In ihr tritt in der Tat Einstein selbst auf, als Mann, der sich falsche Freunde gewählt hat, „der Menschenfreund im Bund mit aller Menschheit Feinde“. Am Schluß verbrennt Einstein seine Aufzeichnungen, damit

für hundert Jahre kein anderer finde, was er weiß. Mag sein, daß dies oder jenes etwas später entdeckt worden wäre, wenn dieser oder jener Forscher nicht gelebt hätte; aber es liegt eine gewisse Zwangsläufigkeit im wissenschaftlichen Denken, es liegt in der Natur der Sache, daß wissenschaftliche Erkenntnisse personenunabhängig sind und immer wieder aufs neue gemacht werden können. Es gibt aber einzelne phantastische Erzählungen, von Frederik Pohl z. B., in denen sich ein Zeitreisender in die Vergangenheit begibt, um irgendeine unerwünschte Entwicklung zu verhindern – und Einstein war mehr als einmal das Opfer von literarischen Anschlägen, die seine Beseitigung anstrebten, bevor seine Formel $E = mc^2$ in der Weltgeschichte virulent werden könne. In den besten solcher Geschichten wird durch solche gutgemeinte, philosophisch wie ethisch zweifelhaften Eingriffe alles nur noch schlimmer und in der 20. Reise seines Weltraumfahrers Ijon Tichy hat Stanislaw Lem solche Ideen durch *reductio ad absurdum* literarisch hingerichtet: es stellt sich dort heraus, daß nahezu alle berühmten Gestalten der Geschichte solche Zeitreisenden sind, versetzt in die Vergangenheit durch irregeleitete Eingriffe.

Der Gedanke, man könne potentiell gefährliche wissenschaftliche Erkenntnisse an der Verbreitung verhindern, ist übrigens auch mit Begeisterung von gewissen pseudowissenschaftlichen Fiktionen aufgegriffen worden, die sich als Wissenschaft gerieren. Im *Philadelphia Experiment* z. B. berufen sich die Autoren, die modernen Märchenerzähler Berlitz und Moore, wiederholt auf die Theorien Einsteins von Raum und Zeit; genauer gesagt, auf angeblich von Einstein aus humanitären Rücksichten geheimgehaltene und unterdrückte Teile davon.

Es gibt aber doch Bücher der erzählenden Literatur, die einen sehr direkten und weitgehend korrekten Gebrauch von der Relativitätstheorie machen, und zwar findet man solche Bücher meines Wissens ausschließlich in der Science Fiction. Besonderes Interesse hat die spezielle Relativitätstheorie gefunden. Die spezielle Relativitätstheorie hat dem absoluten Raum, der absoluten Zeit und dem Weltäther als Träger der elektromagnetischen Schwingungen ein Ende gemacht. Michelson – Morley haben die Konstanz der Lichtgeschwindigkeit erwiesen, die stets gleich ist, ob sie jetzt in Bewegungsrichtung der Erde oder in irgendeiner anderen gemessen wird, Lorentz und Fitzgerald haben die mathematischen Formeln zur Erklärung geliefert, Einstein die physikalische Interpretation. Raum und Zeit wurden durch die Grenzgeschwindigkeit Lichtgeschwindigkeit zusammengeschweißt zur „Raum-Zeit“, einem Ausdruck Minkowskis. In gleichförmig und geradlinig bewegten Bezugssystemen – und damit beschäftigt sich die spezielle Relativitätstheorie – sind Messungen vom Beobachter abhängig. Gemessen von einem ruhenden Beobachter aus läuft im bewegten System die Zeit langsamer ab, Längen verkürzen sich und die Masse nimmt zu. Eine Uhr, die sich beispielsweise auf einem bewegten Raumschiff befindet, geht langsamer als eine auf der Erde zurückgebliebene, Atome zerfallen langsamer usw., obwohl die Insassen des Raumschiffs von der Zeitdehnung (Dilatation) selbst nichts merken würden. Das alles gilt natürlich nur für sehr hohe Geschwindigkeiten, für Geschwindigkeiten, die nahe der Lichtgeschwindigkeit liegen, für relativistische Geschwindigkeiten also, und zwar sind diese Phänomene um so stärker, je näher die Geschwindigkeit des Raumschiffes der Grenzgeschwindigkeit Lichtgeschwindigkeit kommt, die nicht überschritten werden kann.

Diese dem gesunden Menschenverstand widersinnig erscheinende, aber inzwischen Gemeinbesitz der Physik gewordene und im atomaren Bereich experimentell

bestätigten Verhältnisse eröffnen eine technisch noch längst nicht zu bewältigende, aber theoretisch unstrittige Möglichkeit, den kosmischen Käfig zu verlassen, in dem sich die Menschheit aufgrund der ungeheuren astronomischen Distanzen im Weltall befindet. So riesig die Lichtgeschwindigkeit – rund 300 000 km/sec – erscheinen mag, unsere Milchstraße allein hat einen Durchmesser von mehr als 100 000 Lichtjahren, die nächste andere Galaxis ist ca. 1,5 Millionen Lichtjahre entfernt und selbst der nächste Fixstern, Alpha Centauri, ist 4,3 Lichtjahre von uns entfernt, d. h., selbst ein Raumschiff, das mit Lichtgeschwindigkeit unterwegs wäre, bräuchte 4,3 Jahre, um den Alpha Centauri zu erreichen, Beschleunigungs- und Bremszeiten noch nicht eingerechnet. Fast alle anderen Sternsysteme sind so weit vom Sonnensystem entfernt, daß sie selbst bei Lichtgeschwindigkeit außerhalb der biologischen Lebensspanne des Menschen liegen. Die Autoren phantastischer Literatur haben sich teilweise über diese Barriere der Lichtgeschwindigkeit hinweggesetzt, und selbst zu einer Zeit, als die spezielle Relativitätstheorie unter Physikern nicht mehr umstritten war, ihre Raumschiffe mit beliebiger Geschwindigkeit das Weltall durchflitzen lassen oder einen Ausweg ersonnen, es doch noch zu schaffen: riesige Weltraumarchen, in denen Generationen von Menschen leben und sterben, bis ihre Nachkommen in ferner Zukunft den Zielort erreichen. Diese Idee wurde in den dreißiger Jahren von Bernal vorgeschlagen und der amerikanische SF-Autor R. A. Heinlein hat sie Anfang der vierziger Jahre in seiner Erzählung „Common Sense Universe“ in die Literatur eingeführt; seitdem wurden Dutzende solcher Geschichten geschrieben, in denen zumeist eine Regression in primitivere Gesellschaftsstadien beschrieben wird, ein Zerfall des Wissens, bei dem Sinn und Zweck der interstellaren Reise in Vergessenheit geraten, und die wieder zu Wilden gewordenen Menschen in einer Hülle aus modernster Technik dahinvegetieren. Die Reise in den Raum ist damit häufig zugleich eine Reise in die Vergangenheit.

Einen anderen Ausweg bietet die spezielle Relativitätstheorie. Durch die Zeitdilatation rücken die Sterne in Reichweite des Menschen, da die Schiffsbesatzung langsamer altert als ein relativ zu ihr ruhender Beobachter – aber um den Preis des Verlustes der gewohnten Umgebung, des Verlustes aller Freunde und Bekannten; die Rückkehr erfolgt ja in eine völlig veränderte, fremdartige Welt, denn auf der Erde sind inzwischen viele Generationen verstrichen. Jede Raumschiffahrt bei relativistischer Geschwindigkeit ist daher zugleich eine Reise mit der Zeitmaschine Raumschiff in die Zukunft und, literarisch gesehen, ein potentiell mächtiges Mittel der Verfremdung. Jeder Raumschiffahrer interstellarer Ozeane ist zugleich ein Rip van Winkle, der gleichsam die unmittelbare Zukunft verschläft und in eine ferne Zukunft geworfen wird. Die Raumreise ist daher ein wissenschaftlich begründetes Mittel zur Versetzung in eine fremde Gesellschaft, um den Schock der Begegnung mit einer unvertrauten Welt darzustellen. In vielen derartigen Romanen ist die Raumfahrt daher nur ein literarisches Hilfsmittel, und das Entscheidende ist nicht die Reise selbst, sondern der Zielort der Reise, die fremde Welt. Etwa in Stanislaw Lems Roman „Transfer“, der mit der Rückkehr eines relativistischen Raumschiffs aus den Tiefen des Alls beginnt.

In anderen Romanen indes ist die Reise selbst die Hauptsache. Einer der ersten davon war „Return to Tomorrow“ oder „to the Stars“ (1950) von L. Ron Hubbard, einem Vielschreiber, der heute als Begründer der Schwindelreligion Scientology ebenso reich wie berüchtigt geworden ist. Sein Roman beginnt mit der feierlich

ausgesprochenen Binsenweisheit: „Der Weltraum ist tief, der Mensch klein und die Zeit ist sein unerbittlicher Gegner“. Die Grundlagen der relativistischen Raumfahrt werden in markanten Merksätzen wie „Sowie sich die Masse dem Wert Unendlich nähert, nähert sich die Zeit Null“ dargeboten und der Roman ist eine typische Räuberpistole, die das Dilemma der Zeitdilatation für wohlfeile Sensationen ausschachtet. Die literarischen Vorbilder sind offensichtlich vor allem ein trivialisierter Jack London und die Groschenheftliteratur der Seefahrtsgeschichten. Hubbards Held Alan Corday ist ein verarmter Ingenieur „10. Klasse“ in einer stratifizierten Zukunftsgesellschaft, der auf dem Mars sein Glück machen möchte, aber auf einen Seelenverkäufer von Raumschiff shanghai wird, das auf die „lange Fahrt“ zwischen den Sternen geht und dessen Besatzung aus Gescheiterten und Gestrauchelten besteht, die schon längst jeden Rückhalt in der menschlichen Gesellschaft verloren haben. Der Kapitän ist ein einsamer, intellektueller, aber saugrober Tyrann nach dem Muster des Kapitäns aus Jack Londons „Seewolf“; der Held wird getäuscht und als Unmündiger behandelt, in Wahrheit aber als Nachfolger des rauhbeinigen Kapitäns „aufgebaut“. Anfänglich hegt der Held die Hoffnung, nach zehn Jahren zur Erde zurückzukommen, aber als er tatsächlich zurückkehrt, ist seine Verlobte inzwischen zur senilen Greisin geworden, die zwischen Einbildung und Wirklichkeit nicht mehr zu unterscheiden weiß und von der nie stattgefundenen Heirat phantasiert; und aus den einst hochangesehenen Ingenieuren sind im Zuge einer antitechnischen Umwälzung gejagte Flüchtlinge geworden, so daß dem entwurzelten Corday nichts anderes übrigbleibt, als in die Schiffsgemeinschaft zurückzukehren und schließlich so autokratisch und gottgleich wie sein Vorgänger über sein winziges Schiffsimperium zu herrschen. Zu guter Letzt erklärt der Autor noch, welche Mission diese Halsabschneider und Freibeuter zwischen den Sternen wirklich haben: so verächtlich und unwichtig die Menschen sind, so sicher die Menschheit auf ihren planetaren Inseln immer wieder in die Barbarei zurückfällt, so haben sie doch die hehre Aufgabe, der Menschheit die Führungsrolle im Weltraum zu sichern; den Raumfahrern fällt die xenophobe Aufgabe zu, zu verhindern, daß all die Wesen, die auf anderen Himmelskörpern herumkrabbeln mögen, je die Herrschaft des Menschen in kosmischen Räumen in Frage stellen. Eine ähnlich reaktionäre Philosophie füllt auch den Roman „Tau Zero“ des Amerikaners Poul Anderson, der von der Idee her sehr interessant ist. Er gehört zu jenen Romanen, die die Weite des Weltalls und die schiere Unendlichkeit kosmischer Zeit und Schöpfung beschwören und bei aller Phantastik auf akzeptablen wissenschaftlichen Prämissen beruhen. Der ursprüngliche Titel „To Outlive Eternity“ (Die Ewigkeit zu überleben) ist vielleicht noch ausdrucksstärker. Grundlage der Handlung ist die Reise zu einem verhältnismäßig nahen Stern, 42 Lichtjahre von der Erde. Die Besatzung des Schiffes besteht aus 25 Männern und 25 Frauen, nicht notwendigerweise Pärchen, die auch den neuen Planeten besiedeln sollen. Einem Vorschlag folgend, den der amerikanische Wissenschaftler Bussard 1960 gemacht hat, bezieht das Schiff seinen Treibstoff aus dem Weltraum selbst, nämlich den im interstellaren Raum vorhandenen Wasserstoff, der mit riesigen Kraftfeldern eingefangen wird und durch Kernumwandlung das Raumschiff antreibt. Tom Heppenheimer vom Max-Planck-Institut in Heidelberg behauptet zwar, daß solch ein Ramjet-Antrieb nicht funktionieren würde, da durch Strahlung mehr Energie verlorengehe, als durch Einsammlung und Umwandlung von interstellarem Wasserstoff oder

Deuterium gewonnen werden könne, aber gewiß ist es für einen SF-Autor legitim, sich Ideen zunutze zu machen, die selbst unter Wissenschaftlern noch nicht entschieden sind. Es ist geplant, daß das Raumschiff bis zur Mitte der Strecke gleichmäßig beschleunigt, dann abbremst. Beim Durchgang durch eine dichtere Gaswolke werden aber die Bremseinrichtungen beschädigt, womit das Raumschiff nicht bremsen kann; andererseits aber können die Kraftfelder, die die kosmische Energie zur Speisung des Antriebs sammeln, nicht abgestellt werden, denn dann wäre das Schiff schutzlos. Obwohl der Weltraum ungeheuer leer ist – nur ein paar Wasserstoffatome alle paar Kilometer – wäre die Reibung bei relativistischen Geschwindigkeiten doch groß genug, um das Raumschiff verglühen zu lassen. Es bleibt also keine andere Wahl, als die Geschwindigkeit weiter zu steigern, um den Bereich unserer Milchstraße überhaupt zu verlassen, um im noch leereren Weltraum zwischen den Milchstraßen den Antrieb abzustellen und die Reparatur vorzunehmen. Aber selbst im intergalaktischen Raum unserer Metagalaxis ist bei den ständig wachsenden Geschwindigkeiten die Konzentration von Wasserstoff zu dicht, und das Raumschiff rast bei ständig wachsender Dilatation und Geschwindigkeit immer weiter in die Tiefen des Weltraums hinaus, und als die Reparatur endlich durchgeführt werden kann, ist der Kosmos schon Millionen von Jahren gealtert und die Sterne beginnen selbst zu sterben, das Weltall bietet keinen bewohnbaren Ort mehr. Es erweist sich jedoch, wie manche kosmologischen Theorien annehmen, daß der Kosmos pulsiert, der Ausdehnung folgt die Zusammenziehung, es kommt zu einem neuen Urknall und aus den Trümmern des alten Universums entsteht ein neues, in das das Raumschiff hinüberwechselt und auch bald einen bewohnbaren Planeten findet, womit der Zyklus des menschlichen Lebens aufs neue beginnen kann. Und damit auch ein neuer Zyklus von Auseinandersetzungen, denn die Schiffsbesatzung plant, nachdem sie eben auf phantastische Weise dem Tod entronnen ist und sich auf einem neuen Planeten einrichten muß, sogleich fürs Imperium: der Planet wird unter dem Gesichtspunkt ausgesucht, einen Vorsprung vor allen anderen Lebewesen zu erhalten, die im neuen Universum entstehen mögen, damit die Menschheit sogleich wieder für ein Dasein als Herrenrasse gerüstet ist. Die physikalischen Ideen, die dem Roman zugrunde liegen, haben bei aller Riesenhaftigkeit etwas für sich, aber der Autor versteht es in keiner Weise, die Großartigkeit dieser Ideen sprachlich auszudrücken; bei Anderson erscheinen diese Konzepte alle so langweilig und banal, daß der Tod eines beliebigen Sperlings großartiger erscheint als das Ende des ganzen Weltalls bei ihm. Seine Gestalten, obwohl lauter ausgesuchte Wissenschaftler, haben im ganzen Buch keinen einzigen Gedanken, der es wert wäre, ausgesprochen zu werden, und die Intervalle zwischen den physikalischen Vorträgen werden mit läppischen Streitereien gefüllt, kleinlichen Eifersüchteleien und Fragen der Aufrechterhaltung von Disziplin und Ordnung an Bord. Die Hauptfigur ist kein Wissenschaftler, sondern ein Polizistentyp, der durch seine Entschlossenheit und durch psychologische Manipulation die ach so unreifen Wissenschaftler zum Ausharren bewegt und das sonst zum Scheitern verurteilte Unternehmen zu einem guten Abschluß bringt. Die Geburt des neuen Universums wird von dem banalen freudianischen Kommentar begleitet, daß es irgendwie Unbehagen bereite, sozusagen Gott bei der Schöpfung zuzuschauen, weil es in der Kindheit ja auch verboten gewesen sei, die Eltern im Schlafzimmer zu beobachten. Eine andere Geschichte von demselben Autor ist interessanter, wenn auch letztlich

denselben Klischees von Heldentum und Heimmattreue verpflichtet. Eine der Auswirkungen der speziellen Relativitätstheorie ist die, daß interstellare Kriege kaum möglich sind, einmal aus energetischen Gründen, weil die relativistische Raumfahrt so kostspielig sein müßte, daß es auf fremden Planeten kaum etwas gibt, das zu erbeuten sich lohnte, zweitens aber wegen der Zeitunterschiede. Eine zu einem anderen Stern entsandte Kriegsflotte käme erst Jahrzehnte später zurück, wenn die Ereignisse, die zum Aussenden geführt haben, vermutlich schon längst überholt wären. In der Erzählung „Time Lag“ aber postuliert Anderson genau solch einen Eroberungskrieg um neuen Lebensraum, was an sich eine absurde Idee ist, da sich kaum so viele Menschen durch den Weltraum befördern ließen, daß der Bevölkerungsverlust für die aussendende erobernde Welt einen Unterschied machte. Die Geschichte konfrontiert zwei durch den Abgrund mehrerer Lichtjahre getrennte Zivilisationen, die zugleich verschiedene Prinzipien und Lebensauffassungen verkörpern. Die eine Welt ist hochindustrialisiert und militarisiert, kollektivistisch und verstädtert; die zweite idyllisch, utopisch, dünn besiedelt, individualistisch, ländlich, die Menschen beschäftigen sich mit Jagd, Sport und der Entfaltung der Persönlichkeit. Dort gibt es zwar eine Wissenschaft, sie wird aber nur insoweit verwertet, als sie das Leben des einzelnen erleichtert. Zunächst haben die Invasoren leichtes Spiel, da niemand auf ihr Kommen vorbereitet ist und ein stehendes Heer unbekannt ist. Aber als dann, Jahrzehnte später, eine ganze Kriegsflotte kommt, sind die Utopier gerüstet, den Feind gebührend zu empfangen. Sie hatten ja die wissenschaftlichen Möglichkeiten, zogen es aber vor, sich nicht mit dem Kriegswesen zu beschäftigen. Verbrämt ist das mit der Opferstory einer Frau.

Es berührt merkwürdig, aber zumeist gehen die neuesten wissenschaftlichen Theorien in der SF immer mit den trivialsten und abgedroschensten literarischen Mustern einher. Das gilt auch für den Roman „Ich lebte im Jahre 3000“ (1959) von Werner Wehr, einem Roman, der mit der offen erklärten Absicht geschrieben wurde, die relativistische Raumfahrt zu popularisieren. Unter dem Pseudonym Wehr verbirgt sich kein anderer als der bekannte Raketenfachmann Heinz Garmann, der Autor zahlreicher populärwissenschaftlicher Bücher über Raumfahrtprobleme und Begründer der Zeitschrift *Weltraumfahrt* war. In dem Roman griff er die Ideen Eugen Sängers auf, der 1956 erstmals über die relativistische Flugmechanik der Photonenstrahlantriebe sprach, mit denen es theoretisch möglich sein müßte, Geschwindigkeiten nahe der Lichtgeschwindigkeit zu erzielen. Sänger sagte eine Erscheinung voraus, die er den „siebenfarbigen Regenbogen“ nannte: „Wenn das Raumfahrzeug sich einige Zeit in Richtung auf den Zielstern zu beschleunigt, wird die Besatzung beobachten, daß der Zielstern sich infolge des physikalischen Dopplereffekts allmählich von seiner ursprünglichen gelben Farbe über Grün, Blau und Violett gegen Ultraviolett verfärbt und gleichzeitig die heimatliche Sonne ihre ursprünglich gelbe Farbe allmählich über Orange und Rot nach Infrarot verändert.

Gleichzeitig verfärbten sich auch alle übrigen Sterne am Firmament. Nur für die Sterne auf einem Großkreis, der zur Fahrtrichtung senkrecht steht und in dessen Mittelpunkt sich das Fahrzeug befindet, bleibt die ursprüngliche Sternfarbe unverändert.

Alle in Fahrtrichtung weiter vorn liegenden Sterne verschieben ihre Farbe um so mehr gegen Ultraviolett, je näher sie dem Zielstern stehen, und alle hinter dieser

Ebene liegenden Sterne verschieben ihre Farbe um so mehr nach Infrarot, je näher sie dem Startstern stehen.

Das gesamte Firmament erstrahlt daher in allen Farben des Regenbogens, und zwar haben konzentrische, senkrecht zur Fahrtrichtung stehende Kreise immer dieselbe Farbe. Der Grad der Verfärbung ist ein genauer Maßstab der erreichten Flugeschwindigkeit relativ zum Start- und Zielstern.“

Schließlich bleiben vorne und hinten nur schwarze Flecken, weil sich das Lichtspektrum dort ins Unsichtbare verschoben hat, und dazwischen gibt es einen dünnen Gürtel, in dem noch Sterne sichtbar sind, ohne daß diese zur Orientierung ausreichen.

Diese Farbeffekte eigneten sich vorzüglich dazu, sollte man meinen, die Autoren zu so etwas wie einer Poetik der Wissenschaft anzuregen. Aber wiederum wird man enttäuscht. Zwar widmet sich der Roman, seiner popularisierenden Natur getreu, einer exakten Beschreibung der wissenschaftlichen Grundlagen relativistischer Raumschiffahrt, aber die Schilderungen sind ausgesprochen dürr und ohne ästhetischen Wert oder dichterische Kraft. Und die Handlung bemüht uralte Klischees. Der Erzähler ist ein Journalist, ein Gegner der Raumschiffahrt, der als blinder Passagier auf ein Expeditionsraumschiff gelangt, das zu Beta Lyrae fliegt.

Er befindet sich auf der Flucht vor der Polizei, da er glaubt, einen Wissenschaftler getötet zu haben. Im Raumschiff bleibt er durch einen hilfreichen Zufall unentdeckt, nachdem er mitansehen mußte, wie ein anderer blinder Passagier, ein junger Mann, kurzerhand in den Photonenkonverter geworfen und als Treibstoff verwendet wird, da jede zusätzliche Masse die Flugberechnungen durcheinanderbringen würde. Auf Beta Lyrae, wo man einen bewohnbaren Planeten entdeckt, gibt es sodann eine konventionelle Pioniergeschichte vom Heldenmut und den Gefahren der Kolonisation, die beinahe damit endet, daß die Kolonisten ausgesetzt werden, weil der Kapitän weiterflog, ohne die Beiboote wieder aufzunehmen. Eine eingestreute Liebesgeschichte ist überaus kitschig. Die Rückkehr zur Erde erfolgt in eine total veränderte, antiutopische Welt und zu allem Überdruß gibt es zum Schluß einen Knalleffekt, weil sich der Autor bemüßigt gefühlt hat, den Kreis zu schließen, denn jener Wissenschaftler, den der Held glaubte, seinerzeit getötet zu haben, taucht auch wieder auf; seinerseits von einer anderen Raumfahrt zurückgekehrt, wird er nun wirklich getötet. Reisen in die Zukunft landen so häufig, auch dies ein Paradoxon der Relativitätstheorie, in der Vergangenheit mit ihren literarischen Klischees von blinden Passagieren, blindwütigen Kapitänen und autoritätsgläubigen Menschen.

Soweit, was die spezielle Relativitätstheorie angeht. Noch großartigere Möglichkeiten für den Schriftsteller böte die allgemeine Relativitätstheorie, die Einstein selbst für seine bedeutendste intellektuelle Leistung gehalten hat. Raum und Zeit sind ja die eigentliche Bühne der Science Fiction. In der allgemeinen Relativitätstheorie beschäftigte er sich mit beschleunigten Bezugssystemen und zeigte, daß Gravitation und Trägheit nur verschiedene Aspekte derselben Erscheinung sind. Ende 1915 gelang ihm die Formulierung einer kohärenten Theorie. Zum Unterschied von früheren Raum-Zeit-Auffassungen wie der des euklidisch-newtonischen Raums oder der Minkowskischen Raum-Zeit nimmt die allgemeine Relativitätstheorie die Metrik von Raum-Zeit nicht als starr vorgegebene Struktur an, sondern als dynamisches physikalisches Feld, das von der Materie erzeugt wird und in Wechselwirkung mit ihr steht. Diese Metrik bestimmt die räumlichen Entfernungen, Zeitverläufe und

die Lichtgeschwindigkeit. Auf die kürzeste Formel gebracht: die Materie bestimmt die Krümmung des Raum-Zeit-Kontinuums und das System der geradesten darin möglichen Linien, ähnlich den Großkreisen einer Kugel, bestimmt die Bewegungen der Körper, d. h. es steht gleichzeitig für Gravitation und Trägheit, die physikalischen Kräfte werden zurückgeführt auf die Geometrie des Raumes. Während die spezielle Relativitätstheorie schon längst zu einem unumstrittenen Bestandteil der Physik geworden ist, ist die Diskussion über die allgemeine Relativitätstheorie noch längst nicht abgeschlossen, wenngleich sie bisher jeder experimentellen Prüfung standgehalten hat. Einer der wichtigsten dieser Tests war die schon 1911 von Einstein vorausgesagte Ablenkung der Lichtstrahlen in einem Schwerefeld, die erstmals 1919 bei einer Sonnenfinsternis experimentell gemessen wurde.

Eine der kühnsten Konsequenzen aus der allgemeinen Relativitätstheorie ist das Bild eines zwar endlosen, aber doch nicht unendlichen Universums, analog einer zweidimensionalen Kugel- oder Sattelfläche, die in der 3. Dimension, dem Raum, gekrümmt sind. Solch mehrdimensionale Räume waren zwar in der Mathematik nichts Unbekanntes, aber als rein rechnerische Denkmöglichkeit; das Revolutionäre bei Einstein liegt darin, daß diesen Räumen nun wirklich eine physikalische Realität entspricht. Ein solches Universum von Materiepunkten, die den Raum nicht ausfüllen, sondern erst erzeugen, ist freilich nicht stabil, es muß sich entweder ausdehnen oder zusammenziehen – und daß es sich ausdehnt, zeigt sich an der Flucht der Spiralnebel, die sich in der Rotverschiebung des Dopplereffekts kundtut.

Das eröffnet der Phantasie großartige Möglichkeiten. Wenn unsere Welt kein unendlicher euklidischer Raum ist, sondern eine in sich gekrümmte Raum-Zeit-Welt, was hindert den Autor phantastischer Literatur dann, analog zu diesem Raum sich andere Räume und andere Welten auszudenken, die vielleicht in einem höheren, uns unbekannten Raum existieren? Raum-Zeit-Welten, in denen vielleicht ganz andere physikalische Gesetze, andere physikalische Konstanten gelten, etwa eine ganz andere Lichtgeschwindigkeit? Das sind natürlich phantastische, unbeweisbare, aber nicht denkmögliche Möglichkeiten – Möglichkeiten, die seit der allgemeinen Relativitätstheorie nicht mehr so phantastisch klingen als vorher.

In der SF hat das zur Vorstellung eines übergeordneten „Hyperraums“ und zu Theorien des „Space Warps“ für interstellare Reisen mit unendlich großen Geschwindigkeiten geführt, ohne daß diese Erzählungen notwendigerweise gegen die Beschränkungen der speziellen Relativitätstheorie verstoßen würden. Ein zweidimensionales Analogon zu solchen Theorien ist etwa ein Luftballon, dessen zweidimensionale Oberfläche man sich als unsere dreidimensionale Welt vorstellen muß. Zwei Punkte, die, gemessen in der Oberfläche in gerader Linie (d. h. den Großkreisen folgend) sehr weit voneinander entfernt sind, liegen im dreidimensionalen Raum, wenn man die Oberfläche verläßt und durch das Innere des Luftballons sich bewegt, enger zusammen – noch näher, wenn man den Luftballon dementsprechend deformiert. Nach diesen SF-Theorien, die zum gegenwärtigen Zeitpunkt rein fiktional sind, das sei betont, verläßt ein mit „space warp“ ausgestattetes Raumschiff, etwa durch Erzeugung starker künstlicher Schwerefelder, an einem Punkt unseren Raum, tritt in einen höheren Raum ein, in dem es völlig andere Grenzgesehwindigkeiten geben mag oder sogar unendliche Geschwindigkeiten möglich sind, reist durch diesen Hyperraum und betritt unseren normalen Raum an einem Punkt wieder, der beliebig weit von der Erde entfernt sein kann. Früher haben die Autoren

solche Theorien in ihren Geschichten begründet, mit welch fadenscheinigen Erklärungen auch immer; inzwischen ist das schon längst zu einer literarischen Konvention herabgesunken, die stillschweigend angenommen wird, ohne daß die Autoren es als notwendig erachten würden, dieses Requisit immer wieder aufs neue zu erklären. Es ist, da dieses Requisit zu einem festen Bestandteil des Ideenfeldes der SF geworden ist, fürderhin unnötig, es zu rechtfertigen – wie es ja auch keinem Autor realistischer Prosa einfallen würde, seinen Lesern zu erklären, wie man die Gabel zum Mund führt. Reisen mit Überlichtgeschwindigkeit ist eine Grundvoraussetzung, ohne die manche SF-Vorstellungen, etwa galaktische Reiche, völlig unmöglich wären, was sie nach herrschender wissenschaftlicher Auffassung ja auch sind. Der Autor beschäftigt sich dann eben mit ganz anderen Dingen. Solche Geschichten mögen durchaus ihre Meriten haben, sogar ihre literarischen, aber die liegen auf ganz anderem Gebiet als dem physikalischen. Sie sind dann nur ein Beweis, wie mit durchaus phantastischen Mitteln – hier Raumfahrt mit Überlichtgeschwindigkeit – durchaus reale und realistische Probleme dargestellt werden können, etwa die Probleme des Zusammenlebens biologisch und kulturell unterschiedlichster Lebewesen. Vielfach jedoch unterstützen space warp und Hyperspace nur die grassierende Elephantiasis der Science Fiction: es wird nur der Aktionsradius der Figuren erweitert und das ganze Universum wird zum Spielplatz. Darin allein schon liegt ein gewisser Reiz der Science Fiction vor allem für jüngere Leser, der nicht unterschätzt werden sollte.

Ein Beispiel für solche Raum-Zeit-SF ist etwa „Der unglaubliche Planet“ von dem Amerikaner John W. Campbell jr., dessen Helden nicht nur diese Milchstraße, sondern auch verschiedene andere besuchen und sogar andere Universen, und im Verlauf der Handlung stets in neue Konflikte geraten und sich immer stärkere Raumschiffe und mächtigere Waffen bauen, was schließlich in der Erschaffung eines ganzen Universums eskaliert. Dieser Roman entstand zu einer Zeit, als erst wenige der heutigen nuklearen Partikel entdeckt waren und von den heute populären „Schwarzen Löchern“, Pulsaren und Quasaren noch keine Rede sein konnte; so hat sich der Autor seine eigene phantastische Physik erdacht, die allerdings in jedem Fall dem Ziel effektiverer Kriegsführung untergeordnet ist. Er jongliert mit ungeheuren Energien und ganze Sonnensysteme werden ausgelöscht, wie jemand von uns ein Streichholz ausbläst. Das ist eine Untergattung der amerikanischen Science Fiction, die als Space Opera bekannt ist, und wofür Namen wie Edmond Hamilton, E. E. Smith und John W. Campbell jr. stehen mögen.

Zu ernsteren vieldimensionalen Spekulationen hat die allgemeine Relativitätstheorie in der Literatur leider kaum geführt; in dieser Art von Literatur dient das Universum einfach als riesenhafter Hintergrund für konventionelle Abenteuer. Die kühnsten Spekulationen findet man heutzutage eher in Fachzeitschriften wie *Nature* oder *New Scientist*, in kosmologischen Sachbüchern als in belletristischen Werken. Von dort wurden aber manche Spekulationen bereitwillig in die SF übernommen, etwa das Konzept der „Schwarzen Löcher“, die sich aus einer Kreuzung zwischen Relativitätstheorie und Quantenmechanik ergeben. Das sind kollabierende Sterne von winzigem Ausmaß, aber so ungeheurer Masse, daß ihre Anziehungskraft so groß ist, daß Lichtstrahlen unfähig sind, diese Sterne zu verlassen. D. h. Lichtstrahlen werden einfach um den Stern herum gebeugt. Nichts ist imstande, solche Sterne zu verlassen, die somit unsichtbar werden, aus unserem „Raum“ hinausfallen und nur

an den Wirkungen erkennlich sind, die sie auf ihre Umgebung ausüben. Nach manchen Theorien sind diese „Schwarzen Löcher“ und ihre Verwandten, die schwarzen Mikrolöcher – die übrigens alle noch nicht beobachtet, sondern nur theoretisch abgeleitet wurden – als Energiequellen nutzbar, die eine noch größere Ausbeute liefern können als selbst die Annihilation der Materie. Von all dem wissenschaftlichen Denken, das hinter Begriffen wie „Schwarzen Löchern“ steht, findet man in derartigen SF-Geschichten aber zumeist nicht die Spur; die Autoren begnügen sich mit dem Begriff und einigen Eigenschaften. Die SF-Strukturen, die sich um „Schwarze Löcher“ ranken, sind zumeist Prospektoren-Geschichten, d. h. statt nach Gold wird in ihnen einfach nach „Schwarzen Löchern“ gesucht und um sie gestritten. Von einsamen und harten Männern in ihren Raketen werden diese Schwarzen Löcher dann im Weltraum eingesammelt und ins Schlepptau genommen, um an den Meistbietenden verkauft zu werden. Von Gravitationswirkungen keine Spur. Ein junger und allgemein angesehener Autor wie John Varley schrieb eine noch märchenhaftere Geschichte von einem Schwarzen Loch, das mit einer Raumfahrerin so spricht wie die Tiere im Märchen reden! Zu seiner Ehrenrettung muß allerdings hinzugefügt werden, daß die Erzählung doppelbödig angelegt ist, denn er läßt die Möglichkeit offen, daß die Frau, von deren Standpunkt aus die Sache erzählt wird, nicht wirklich mit einem Schwarzen Loch gesprochen, sondern sich alles nur eingebildet hat; sonderlich tiefgründig ist diese Alternative allerdings auch nicht. Von den faszinierenden Möglichkeiten, die das Ausdenken von Welten mit anderen Raum-Zeit-Metriken böte, haben die Autoren aber so gut wie keinen Gebrauch gemacht. Eine Idee, die man in der neueren wissenschaftlichen Literatur findet, ist z. B. die des Tachyonen-Universums, einer Welt, in der die Lichtgeschwindigkeit zwar ebenfalls Grenzgeschwindigkeit ist, aber die untere, nicht die obere wie in unserem Universum.

Als auf Einstein zurückgehend kann man vielleicht auch die Idee kovarianter Welten bezeichnen, deren physikalische Gesetze zwar identisch mit denen unserer Welt sind, in denen aber die tatsächlichen historischen Ereignisse anders verlaufen sind. Derartige Romane kümmern sich in der Regel nicht um Physik, sondern sind eine spekulative Abart – Was wäre geschehen, wenn? – des historischen Romans. Die Autoren malen dann etwa aus, was geschehen wäre, wenn der Süden den amerikanischen Bürgerkrieg gewonnen hätte, oder die Nazis den Zweiten Weltkrieg.

Wo die Parallelität von Welten selbst zum Problem wird, findet man etwa eine Serie von Welten, die sich nur durch Einzelheiten im historischen Ablauf unterscheiden – meist Variationen verschiedener anti-utopischer Höllen. Gewöhnlich wird den Autoren nicht klar, wie abgrundtief pessimistisch eine solche Ansicht stimmen müßte. Wenn in einer unendlichen Vielfalt möglicher Welten alle nur denkbaren Zustände verwirklicht sind, dann wäre jede Verbesserung in einer dieser Welten, da mathematisch gesehen alle diese Parallelwelten völlig gleichberechtigt wären, ganz sinnlos. Die Verbesserung in einer dieser raumzeitlichen Welten würde ja überhaupt nichts am erdrückenden Elend aller übrigen ändern.

Der Höhepunkt einer menschlichen Ingenieurskunst läge, wie schon angedeutet, darin, nicht mehr bloß mit der vorhandenen Materie des Weltalls zu arbeiten, sondern die Metrik der Raum-Zeit selbst zu verändern. Bei Campbell findet sich das schon in einer ziemlich primitiven Form und bei Stanislaw Lem in der „Neuen

Kosmogonie“ in einer höchst anspruchsvollen diskursiven Form, die auf eine konventionelle Handlung völlig verzichtet. Die „Neue Kosmogonie“ ist als die Rede eines Nobelpreisträgers konzipiert, der die Entwicklung des Einsteinschen zum Testa-Universum referiert. In seiner revolutionären Weltanschauung wird die objektive Naturgesetzmäßigkeit durch eine intentionale abgelöst. Die Naturgesetze sind danach nicht mehr ein für allemal vorgegeben und können vom Menschen nur entschlüsselt werden, sondern sind an sich selbst veränderlich und werden auch verändert – durch die Ingenieurskunst der höchstentwickelten Zivilisationen im Kosmos, die die Stufe der stellaren Energiebeherrschung erreicht haben. Diese Hohen Zivilisationen sind an einem kosmischen Spiel beteiligt, das nicht mehr im Austausch von Nachrichten besteht, was wegen der riesigen Entfernungen unmöglich ist, sondern in der gemeinsamen Gestaltung der Physik des Kosmos, die die Resultierende all dieser verschiedenen Einwirkungen ist, ohne daß es zwischen den Teilnehmern des Spiels irgendwelche Absprachen gäbe oder geben könnte. Deshalb z. B. ist die Lichtgeschwindigkeit Grenzgeschwindigkeit, denn nur in einem solchen Universum können die energetisch überlegenen Zivilisationen gegenüber den unterlegenen keine Vorteile erlangen, weil die Grenzgeschwindigkeit die Konzentration großer Kräfte an einem Ort unmöglich macht; und der Kosmos expandiert, weil nur in einem expandierenden Kosmos die Abstände zwischen den alten hochentwickelten Zivilisationen und den neuentstandenen, in den „kosmischen Klub“ hineinwachsenden etwa konstant bleiben, was wiederum Aggressionen vereitelt. Diese Kosmogonie erklärt auch das Schweigen des Universums: die extraterrestrischen Zivilisationen reden eben nicht mittels energetischer Signale miteinander, sondern mittels der gemeinsam gestalteten Physik.

Das sind natürlich Spekulationen, aber von Spekulationen reden wir ja. Nach Einstein sind Begriffe freie Erfindungen und die Axiome oder Grundgesetze einer Theorie sind Vermutungen. Sie können nicht einfach aus Erfahrungen oder Beobachtungen abgeleitet oder induktiv erschlossen werden. Andererseits sollte eine jede Theorie die Ableitung von Sätzen erlauben, die experimentell überprüft werden können. Die Wissenschaft erfordert also einen Dreischritt: Erfinden oder Vermuten, logisch-mathematisches Schließen und Beobachten und Experiment. Die Schritte 1 und 2 kann der Autor phantastischer Literatur so gut machen wie der Wissenschaftler, und selbst von drei den experimentellen Teil noch im Gedankenexperiment.

Einstein hat bei seinen Äußerungen über die Wissenschaft immer wieder auch das Gefühl für die Einfachheit und Schönheit der mathematischen Struktur betont. Einsteins Theorien haben diese Schönheit, und darin allein schon liegt ihr Wert für die Literatur. Die wissenschaftlich-phantastische Literatur kann auf ihre Weise den Inhalt physikalischer Theorien ästhetisch gestalten. Wie es ihr gelingt, die Schönheit logisch-empirischer Strukturen zu gestalten, ist ein Maß für eine echte Wissenschaftsliteratur, die es in der Literatur an sich überhaupt nicht und in der Science Fiction nur ausnahmsweise gibt. Es gibt auch keinen logischen Grund, warum es nicht möglich sein sollte, in einer wahrhaft verantwortungsbewußten und zeitgemäßen Literatur Struktur und Inhalt physikalischen Denkens mit Reflexionen über seine moralischen Implikationen und Auswirkungen zu vereinen.

Wolfgang Jeschke Science Fiction-Literatur in der Bundesrepublik

Als vor mehr als einem Vierteljahrhundert in der Bundesrepublik Science Fiction zu erscheinen begann, geschah dies – das wissen die meisten nicht – unter höchst akademischen Vorzeichen. Dr. Gotthard Günther, Professor für Philosophie und mathematische Logik, hatte in seinem New Yorker Exil die amerikanische Science Fiction kennen und schätzen gelernt. Er nannte sie das zeitgemäße, das „amerikanische“ Märchen – und Anfang der fünfziger Jahre war „amerikanisch“ ein Synonym für das Nonplusultra an technischer Entwicklung und naturwissenschaftlicher Forschung, für überlegenes Know-how, für schrankenlosen Zukunftsoptimismus, was die Machbarkeit der Dinge und die Lösung von Problemen anbetraf, ja für Zukunft schlechthin. Als Professor Günther 1952 im Rauch Verlag seine vier „Weltraumbücher“ herausgab, zwei Science Fiction-Romane und zwei Bände mit Science Fiction-Erzählungen, sorgfältig ediert und liebevoll kommentiert, war gerade der Koreakrieg im Gange, in dem die ersten Zeichen der Schwäche der Militärmacht Amerika zutage traten; lag der Sputnik-Schock, der auch den Glauben an die Omnipotenz amerikanischer Technologie erschüttern sollte, noch in weiter Ferne. Selbstzweifel war den Amerikanern noch fremd; dem „American Way of Life“ schien die Zukunft zu gehören. Die Habenichtse der Welt, zu denen die Deutschen damals auch noch gehörten, starrten auf die Vereinigten Staaten. Seine Bewohner schienen dem gelobten Land ein paar Schritte näher, schienen bereits Zeitgenossen der Zukunft zu sein. Was aber wäre faszinierender, als das zu studieren, was die Amerikaner als Zukunft für möglich hielten, was sie in ihrer Science Fiction ausfabulierten; einen Blick zu tun auf das „amerikanische“ Märchen, einen Blick auf die Zukunft der Zukunft gewissermaßen – aus deutscher Perspektive?

Doch dem war nicht so. Das Unternehmen von Professor Günther scheiterte, war eine verlegerische Katastrophe. Science Fiction stieß in Deutschland zunächst auf völliges Unverständnis. Isoliert durch nationalsozialistische Kulturpolitik und später durch die Fronten des Zweiten Weltkriegs, war in Deutschland nichts spürbar geworden von der explosionsartigen Entwicklung eines Sub-Genres der Unterhaltungsliteratur, die sich im angelsächsischen Bereich während der dreißiger und vierziger Jahre vollzogen hatte: der Entstehung der Science Fiction, der SF, wie der Kürzel unter Kennern lautet. Sie kam aus den Niederungen der sogenannten Pulp, der Schundhefte, hatte aber bereits zu Beginn der vierziger Jahre eine Reihe von guten jungen Autoren angezogen, die regelmäßig SF schrieben und das Niveau beträchtlich steigerten. Sie gehören heute zu den Klassikern dieser Literatur: Jack Williamson, Robert A. Heinlein, Isaac Asimov, Ray Bradbury, C. L. Moore, Frederik Pohl, A. E. van Vogt, Theodore Sturgeon, Stanley G. Weinbaum, Fritz Leiber, Robert Sheckley, Edmond Hamilton, John W. Campbell, L. Sprague de Camp, Poul Anderson, um nur ein paar Namen zu nennen.

Dabei hatte es in Deutschland Ansätze dieser Art Literatur gegeben. Sie waren – bis auf wenige Ausnahmen – in Vergessenheit geraten. Nicht nur der Engländer H. G. Wells und noch mehr der Franzose Jules Verne hatten zu Beginn des Jahrhunderts bemerkenswerte Auflagen erlebt, auch die deutschen Autoren Hans Dominik,

Rudolf Heinrich Daumann, Robert Kraft, Kurt Laßwitz und Bernd Kellermann hatten sich im Bereich des „technisch-utopischen Zukunftsromans“, des „Ingenieursromans“, wie die Bezeichnungen damals lauteten, einen Namen gemacht. Daß auch Paul Scheerbart und Alfred Döblin Romane geschrieben hatten, die man heute als SF bezeichnen würde, wußte kaum noch jemand. Daß sich die Wurzeln dieser Literatur bis zur deutschen Romantik, etwa zu Wilhelm Hauff („Der Mann im Mond oder der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme“), zu E. T. A. Hoffmann („Automaten“) und Jean Paul („Personalien vom Bediensteten und dem Maschinenmann“) zurückverfolgen ließen, ist auch heute nur Spezialisten geläufig.

Im Neuansatz nach dem Zweiten Weltkrieg, also: akademisches Zwischenspiel – und verlegerische Pleite: das hatte für die Entwicklung der SF in Deutschland schwerwiegende Folgen. Die Lücke war nun erspät, ein unangetasteter Fundus von Hunderten von Romanen und Erzählungen, der sich im angelsächsischen Raum in mehr als zwei Jahrzehnten angesammelt hatte, stand zur Verfügung. Die Strategen waren aufgerufen, den Markt dafür zu schaffen. Der Mißerfolg des Rauch Verlags, mit niveauvoller SF zu starten, veranlaßte sie, den umgekehrten Weg zu gehen undes über das Schundheft zu versuchen – mit beispiellosem Erfolg. Ab 1953 erschien im Pabel Verlag die Heftserie „Utopia – Jim Parkers Abenteuer im Weltraum“, verfaßt von deutschen Autoren, die sich im Stil an alten deutschen Heftserien wie „Sun Koh, der Erbe von Atlantis“ (1933–36) und „Jan Mayen, der Heir der Atomkraft“ (1935–38) orientierten, im Unterschied zu diesen die Handlung jedoch in den Weltraum verlagerten. Ein symptomatischer Schritt.

Ein Jahr später ging man daran, das anglo-amerikanische Reservoir anzuzapfen. Und nun passierte etwas Verheerendes: Um auch Spitzenprodukte der amerikanischen SF in Heftchenform bringen zu können, kürzte man auch Romane von Niveau auf die reine Action zusammen, oft auf weniger als die Hälfte ihres ursprünglichen Umfangs. Das ging an die Substanz. Gedankliches Beiwerk, beschreibende Passagen wurden gekappt, Charakterisierungen auf die bewährte Typologie reduziert, was sich querstellte, aber als unverzichtbar erwies, rigoros umgeschrieben, jede Andeutung, bei der sich der Puls des Lesers hätte beschleunigen können, in mannhafter freiwilliger Selbstkontrolle ausgemerzt. Die SF, ohnehin nicht gerade übersprudelnd an geschlechtlichen Aktivitäten, gewann durch diese Bearbeitungen bemerkenswert an Biederkeit und Sterilität; sie wurde – stilistisch eingeebnet, kastriert und mit schauderhaftem Kiosk-Outfit versehen – zu dem gemacht, was man Mitte/Ende der fünfziger Jahre in Deutschland nur glaubte an SF verkaufen zu können: infantiler Kitsch mit einer gehörigen Portion Größenwahn, kaschiert als eine Art „galaktischer“ Idealismus, aufgedonnert mit pseudo-technischem Brimborium, hinter dem der naive Glaube stand, der technische Fortschritt werde die Menschheit, von starker Hand geeint, zu den Sternen führen. Sollte Ihnen das aus der neueren Geschichte nicht ganz unbekannt vorkommen, Sie täuschen sich nicht. Die Stunde Perry Rhodans war gekommen. Die Heftreihe entwickelte sich zu einem einzigartigen Phänomen in der Trivialliteratur: mit einem Gesamtausstoß von einer halben Milliarde Exemplaren allein im deutschen Sprachraum zwischen 1961 und 1979 übertrifft dieses Produkt die Weltauflage der Bibel inzwischen um das Doppelte. Perry Rhodan paßte und paßt wie ein Schlüssel ins Schloß, ist „marktgerecht“: auf Erden zerstobene Großmachtsträume werden auf galaktischer Ebene verwirklicht, latente faschistoide Tendenzen allüberall, irgendwelchen schleimigen oder spinnen-

artigen Wesen fällt die Rolle der Untermenschen zu, die hehre Führerfigur, von der linken Kritik schlichtweg als „Space Adolf“ bezeichnet, hält mit straffer Hand die Galaxis zusammen. (Bezeichnenderweise konnte die Serie im Ausland nirgends erfolgreich Fuß fassen. Ebenso wie dem typischen amerikanischen Helden Superman bei uns nicht der erwartete Kotau zuteil wird.) Was wunder, wenn das Image der SF hierzulande buchstäblich unter aller Kritik lag – und in den Augen derer, die SF nur vom Hörensagen oder von dümmlichen Fernsehserien kennen, heute noch liegt? Wer gute SF lesen wollte, mußte bis weit in die sechziger Jahre hinein englisch lesen können und die Möglichkeit haben, amerikanische und englische Bücher zu kaufen. 1960 begann sich das Blatt zu wenden, aber zunächst nur sehr zögernd. Die Verleger hielten die Marktbasis für breit genug, um den Versuch zu wagen, SF im Taschenbuch zu bringen. Sowohl der Heyne wie der Goldmann Verlag starteten 1960 mit regelmäßigen SF-Publikationen im Taschenbuch. Andere Verlage folgten. Das Niveau des Angebots war von Anfang an bemerkenswert, doch auf die Praxis, die sich im Unterhaltungssektor bei Heftchen eingebürgert hatte, nämlich längere Texte auf das vorgeschriebene Serienmaß zu kürzen, glaubte man nicht verzichten zu können. Was im Bereich der Science Fiction, des Krimis und des Westerns angeboten wurde, war – und ist es zum Teil heute noch – nichts anderes als das Groschenheft im Taschenbuchgewand. Das Diktat des Reihenpreises war absolut, das Prokrustesbett der festgelegten Bogenzahl das Maß der Dinge, die erscheinen durften. Nur in vergleichsweise elitären Bereichen der Unterhaltung – bei der anerkannten Literatur ja ohnehin notgedrungen – wagte man sich mit Doppel-, Dreifach-, gar Vierfachbänden auf den Markt. Und sie verkauften sich auch. Bei der trivialeren Trivalliteratur, also bei Western, Krimi und bei der SF, hielt man das für schlechterdings unmöglich. Das Prokrustesbett war und ist unabdingbarer Bestandteil des Redaktionsmobiliars, auch wenn die Schreie von Autoren, die ihre Werke böse verstümmelt sahen, über den Atlantik gellten und mit gerichtlichen Maßnahmen gedroht wurde. Einige Verlage heimsten sich traurige Berühmtheit ein. Viele Autoren resignierten. Das Angebot war groß genug, um auf „Querulanten“ dieser Art kurzerhand zu verzichten.

Die einzige Möglichkeit, aus diesem Dilemma herauszukommen, war der Versuch, SF als Hardcover oder sogenanntes Qualitätspaperback zu bringen. 1969 kam der Marion von Schröder Verlag, 1970 der Lichtenberg Verlag, 1971 der Insel Verlag mit regelmäßigen Paperback- beziehungsweise Hardcover-Editionen heraus. Doch wie sich schon beim Gebr. Weiß Verlag gezeigt hatte – der sich immerhin auf seine Dominik-Ausgabe stützen konnte und in den fünfziger Jahren neben deutschen auch amerikanische, englische und französische Autoren als Hardcover brachte, gezielt für ein jugendliches Publikum und für Leihbüchereien –, es war nicht das große Geschäft. Die Kunden schreckten vor der unverhältnismäßig hohen Investition beim Kauf von Unterhaltung zurück, zumal sie damit rechnen konnten, daß das Buch in spätestens zwei Jahren als Taschenbuch zu haben war. Die Prediger des Kürzens sahen sich bestätigt, doch eins übersahen sie alle: Der Käufer bemerkte natürlich auch sehr schnell, daß er für das viele Geld allenfalls eine gediegenere Ausstattung, sonst aber nur einen mit dickem Papier zu pompösen Umfang aufgeblasenen Band sich einhandelte, der kaum mehr als ein Taschenbuch an „Lesefutter“ bot.

Auch die Absicht, damit neue Käufer- oder Leserschichten zu gewinnen, schlug fehl. Vor allem aufgrund einer Tatsache: Der Reihencharakter der Unterhaltungslitera-

tur hat zur Folge, daß es außerordentlich schwierig ist, gute Titel und gute Autoren so aus der Masse des Angebots herauszuheben, daß sie ins Bewußtsein von Leuten treten, die normalerweise keine SF lesen. Dies konnte hier bislang nur mit Stanislaw Lem, Isaac Asimov und Arthur C. Clarke gelingen, deren Namen durch die Verfilmung ihrer Bücher – und durch eine massive angehängte Verlagswerbung – breiteren Kreisen bekannt wurden. Ihre Bücher finden auch im Hardcover ihre Käufer. Zugleich tritt aber ein fataler Marktmechanismus in Aktion: Genosse Trend. Hat sich ein Name in den Gehirnen von Kritikern, Sortimentern und Käufern erst einmal festgesetzt, beginnt die Überschätzung des Autors auf Kosten anderer Autoren, der reißende Absatz seiner Bücher auf Kosten anderer Bücher und die schrankenlose Vermarktung, wie es etwa heute mit dem Namen Asimov geschieht. Trotz aller dieser Schwierigkeiten und Zwänge ist der Markt für die Science Fiction gewachsen. Ich schätze, daß es heute in Deutschland etwa – nur bezogen auf das Taschenbuch – 15 000 bis 20 000 SF-Leser gibt, die sich regelmäßig die Neuerscheinungen kaufen, und etwa 50 000 bis 70 000, die sich gelegentlich Science Fiction kaufen. Das Wachstum der Leserschaft dürfte ziemlich konstant über zwei Jahrzehnte hinweg im Jahr zwischen 5 und 10 % betragen haben, hat aber in den letzten beiden Jahren – vor allem auch durch die Popularisierung in Film und Fernsehen – erheblich zugenommen. Ebenso das Angebot.

1973 entschloß sich der Heyne Verlag, auf dem SF-Sektor stärker zu expandieren. Die Chancen waren günstig, aber es galt zunächst, einige Hemmnisse zu beseitigen, die ein Wachstum zumindest einschränkten, wenn nicht gar unmöglich machten. Eines dieser Hemmnisse bestand darin, daß man nach mehr als 12 Jahren Marktentwicklung noch immer unbeirrt am bewährten Prokrustes-Verfahren festhielt. Es war klar, daß dieses Preisdiktat fallen mußte, damit man zu einem Angebot gelangte, das etwa der sogenannten Allgemeinen Reihe entsprach. Es bedurfte vielen Zuredens, dann: vorsichtig, um den Sortimenter und den Käufer nicht zu verprellen, wurden Zug um Zug Spitzentitel als Versuchsballon aufgelassen: DM 5,80 der erste, DM 6,80 der zweite und dritte, DM 7,80 folgte, schließlich DM 9,80. Damit wurde das Angebot bei zunächst gleichbleibender monatlicher Titelzahl im Umfang um mehr als 100 % gesteigert. Aller Skepsis zum Trotz – der Markt nahm das Angebot nicht nur auf, sondern honorierte es. Voraussetzung für den Durchbruch waren erstklassige Titel. Der Käufer erkannte, daß er nicht nur hervorragende SF-Romane in ungekürzter Form, sondern darüber hinaus auch noch „mehr Buch“ für sein Geld erhielt. Das Ergebnis ist, daß sich heute manch ein Titel zu DM 7,80 oder gar DM 9,80 besser verkaufen läßt als einer zu DM 3,80. Und nicht zuletzt: der Autor, seit Jahren verärgert über die Manipulation seiner Texte, sah plötzlich, daß seine Bücher endlich ungekürzt und in sorgfältigen Übersetzungen erschienen – und wußte damit, wo er am besten aufgehoben war.

Mit der wachsenden Popularität der Science Fiction stieg auch die Zahl der im Taschenbuch angebotenen Titel. Sieben Verlage (Bastei, Goldmann, Heyne, Insel, Suhrkamp, Knaur, Pabel, Ullstein) kommen derzeit mit monatlichen beziehungsweise regelmäßigen Neuerscheinungen auf den Markt, jährlich insgesamt 160 bis 170 Titel. Mehr als ein Drittel davon (60 pro Jahr ohne Neuausgaben und Nachdrucke) erscheint im Heyne Verlag, dem größten SF-Produzenten der Welt im Taschenbuch (gefolgt von DAW Books mit 32 und Ballantine mit 30 Titeln pro Jahr). Das Angebot besteht hauptsächlich aus Übersetzungen aus dem Amerikanischen, gefolgt von

einem beträchtlichen Anteil aus dem Englischen und einem verschwindenden aus dem Französischen, Russischen, Polnischen, Italienischen, Holländischen, Ungarischen und Tschechischen.

Daß der größte Teil des Angebots aus den USA stammt, ist nicht verwunderlich: Die Staaten sind der führende SF-Markt der Welt, für den etwa 300 Autoren regelmäßig schreiben. Es werden dort derzeit jährlich ca. 1 200 SF-Bücher angeboten, davon etwa 800 Neuerscheinungen, von den zahllosen Erzählungen in mehr als einem Dutzend SF-Magazinen ganz zu schweigen. Diesen Markt zu beobachten, zu studieren und die viele Spreu vom Weizen zu scheiden, erfordert allein einen ungeheuren Arbeitsaufwand und ist ohne einen Stab von qualifizierten Mitarbeitern nicht zu schaffen.

Und die deutsche SF in Deutschland? Ihre Chancen haben sich erheblich verbessert. Bis zur Mitte der sechziger Jahre hatte ein deutscher SF-Autor – von der Tätigkeits als Lohnschreiber für die diversen Heftreihen abgesehen – fast keine Chance, veröffentlicht zu werden. Das hat sich erfreulicherweise geändert – wohl nicht nur wegen der steigenden Übersetzungskosten, sondern auch weil die Verlage allmählich begriffen haben, daß man auch auf diesem Gebiet seine „Hausautoren“ fördern und aufbauen muß, um nicht völlig von ausländischen Zulieferern abhängig zu sein und um dann und wann – und sei es nur ein Farbtupfer zur individuellen Programmgestaltung – Eigenständiges vorzuweisen. Diese Öffnung und das gestiegene Niveau dieser Literatur (und damit auch ihr Ruf in Deutschland) haben die SF inzwischen auch für Autoren interessant werden lassen, die zwar die ungeheuren Spielmöglichkeiten bereits erkannt hatten, welche diese Art von Literatur bietet, es aber – aus gutem Grund, wie eingangs erörtert – als bedenklich und dem Ruf nicht eben förderlich empfunden hätten, in diesem Genre zu publizieren. Doch nun, da zumindest einige Verlage bereit sind, deutsche SF zu drucken, zeigt sich die Kehrseite der Medaille, sozusagen eine Spätfolge der Verlagspolitik der fünfziger und sechziger Jahre: Die einen, die gute SF schreiben könnten, haben zur SF nie ein Verhältnis gefunden, weil sie ihnen zu schlecht war, und schreiben heute am Markt vorbei. (Ich möchte hier nicht auf die peinliche Frage eingehen, inwieweit diese Autoren auch kein Verhältnis zu den Naturwissenschaften gefunden haben, deren Basisfakten aber nun einmal zum Schreiben von Science Fiction beherrscht werden müssen und über die man sich eben schwerlich schmöselig-literarisch hinwegmogeln kann.) Die andere Kategorie von Autoren umfaßt jene, die sich die in Deutschland publizierte SF zum Vorbild genommen haben, also den heimischen Heftchenschund und schlechte, zusammengeschluderte, gekürzte Übersetzungen, und die Drittrangiges reproduzieren und viertrangigen Absud feilbieten. Es bleiben die, von denen wirklich eine eigenständige deutsche SF zu erwarten ist, zwei Dutzend allenfalls, die genug naturwissenschaftliches und technisches Wissen einbringen und zureichend mit der Sprache umzugehen verstehen. Liegt es am Bildungssystem, daß hierzulande die Kluft zwischen den beiden Kulturen, die Charles Percy Snow 1959 in seiner Rede-Lecture konstatierte, besonders weit auseinanderklafft, ausgerechnet im Lande Goethes, Alexander von Humboldts und Einsteins. Ein beklagenswerter und folgenschwerer Umstand, aber möglicherweise mit ein Grund dafür, weshalb die Science Fiction sich in dieser unglaublichen Weise entfalten konnte. Sie wird hauptsächlich von Menschen gelesen, die in naturwissenschaftlichen und technischen Berufen tätig sind und denen die herkömmliche

Literatur nichts oder nur wenig zu sagen hat, weil der Raum, den diese allgemeine Belletristik technischen oder wissenschaftlichen Problemen widmet, in einem krassen Mißverhältnis zu einer Wirklichkeit steht, die in hohem Maße von Technik und Naturwissenschaften bestimmt und von den daraus erwachsenden Problemen überschattet wird. Es hat sich hierzulande ein Literaturbetrieb herausgebildet, der einen großen Teil der Intelligenz – nämlich die technisch-naturwissenschaftliche Intelligenz – ins Abseits laufen läßt, sich nicht die geringste Mühe macht, ihn anzusprechen und auf seine Probleme – und die sind ja wahrhaft nicht erst seit Harrisburg brennend und in ihren Folgen gravierend – auch nur einzugehen, der aus der Ignoranz eine Tugend macht und sich hinter der Dünkelhaftigkeit eines elitären Bildungsbürgertums gleich welcher Provenienz verschanzt. Es ist ein unverzeihlicher gesellschaftlicher Fauxpas, nicht zu wissen, daß „Oberon“ eine Oper von Weber ist; die Kunde, daß es einen Uranus-Mond gleichen Namens gibt, quittiert man allenfalls mit einem beiläufigen Achselzucken. Ja, hält man in den sogenannten gebildeten Kreisen nicht eher denjenigen für einen komischen Kauz, der so etwas weiß?

Hie die Naturwissenschaften, da die Literatur: Das Dilemma wiederholt sich in der Kritik. Keine der beiden Fakultäten fühlt sich so richtig zuständig: den Wissenschaftsredakteuren ist die SF nicht „science“ genug, den Literaten zu wenig „fiction“ (und zuviel „science“, um sich kompetent dafür zu fühlen). Aber gerade diese Zwitterstellung, die im unübersetzbaren Terminus „Science Fiction“ im unverbundenen Nebeneinander von „Wissenschaft“ und „Fiktion“ am augenfälligsten zutage tritt, macht die eigentümliche Faszination dieser Literatur aus, weil sie die Wirklichkeit aufzureißen vermag und den Blick freigibt auf Möglichkeiten, von denen wir die meisten nicht erhoffen und die wenigsten sich als realisierbar erweisen werden, als Freiräume der Phantasie für den Menschen aber unerlässlich sind, um träumen zu können.

1952 nannte Professor Gotthard Günther die SF das unserer Zeit gemäße, das „amerikanische“ Märchen, in dem sowohl die Sehnsüchte als auch die Ängste des heutigen Menschen ihren Ausdruck fänden. Mehr als ein Vierteljahrhundert ist inzwischen ins Land gegangen, das Wort „amerikanisch“ hat nach Vietnam und Watergate einen bitteren Beigeschmack, und das Wort „Märchen“ erscheint uns heute fast so naiv wie der Fortschrittsoptimismus jener Tage. Wenige der Sehnsüchte haben sich erfüllt: Krankheiten wurden besiegt, der Mond erreicht, ein weltumspannendes Kommunikationsnetz geschaffen – beinahe hätte ich gesagt: die Kernkraft wurde gebändigt. Kurzum: Der Sehnsüchte sind kaum weniger – der Ängste sind mehr geworden.

Manfred Bosch „Ich formte ein Geschöpf, das aufrecht ging“

Dringender Hinweis auf den Schweizer Schriftsteller Jakob Bührer

*Denn das liegt in der Luft am ersten Mai,
daß einmal Friede auf der Erde sei
die Völker eins in einer Weltgemeinde,
erlöst von Habsucht, ihrem schlimmsten Feinde!
Wir wissen wohl, das kommt nicht von allein,
der Weltbund will ersehnt, errichtet sein.
Wir müssen wissen wie, und nichts, und nichts
darf uns abhalten von der Spur des Lichts . . .
(Jakob Bührer: Die Botschaft vom 1. Mai)*

Am 8. November 1972 versammelten sich einige der bekanntesten Schweizer Autoren in der Basler Komödie, um den 90. Geburtstag von Jakob Bührer zu feiern. Dies war der Beginn einer „kleinen Renaissance“ Bührers, der heute gleichwohl noch immer so gut wie unbekannt geblieben ist. Den wichtigsten Grund dafür führte Max Frisch in seinem Grußwort bei der Feier von Bührers 90. Geburtstag an: „Die Zeit, als ich ein Buch von Jakob Bührer besprechen durfte (. . .) liegt weit zurück. Seit Titel: ‚Man kann nicht . . .‘ Das Buch handelte von Streik, von Streikbrechern, von Schüssen, die der Verfasser nicht erfunden hatte. Der Verfasser nahm da Partei, statt über den Dingen zu stehen und dichterisch zu sein. Als ich nämlich Ihren Roman zu besprechen hatte, um 20 Franken zu verdienen, war ich Student der Germanistik, ich wußte, was undichterisch ist. Also ein Verriß. Natürlich hatte ich nicht die mindeste Ahnung, wem ich da diene für 20 Franken. Damals hießen Sie übrigens nicht Jakob Bührer, sondern: dieser Bührer. Dabei hätten Sie beliebt sein können im Land, weil lustig: Das Volk der Hirten.¹ (. . .) Ich erinnere mich an Ihr Foto im Schaufenster der Buchhandlung von Emil Oprecht² in Zürich, also 1932. Sie waren bekannt als ein Sozi, was verfassungsmäßig ja erlaubt war, nur nicht förderlich für Sie (. . .) 1933 und in den folgenden Jahren waren Sie dann gegen die Frontisten, sagen wir deutlich: die schweizerischen Nazi, wobei es ja nicht nur die 200 gewesen sind, nicht nur eine Gruppe hoher Offiziere und Industrieller, sondern auch Beamte, Mittelstand, auch Arbeiter. Sie waren gegen viele zu einer Zeit, da mancher, der heute noch das helvetische Gewissen in öffentlichen Ämtern und im Fernsehen vertritt, zumindest unsicher war, ob Hitler nicht die Werte des schweizerischen Bürgertums zu retten berufen war.“³

Neben Frisch waren es Walter Matthias Diggelmann, Adolf Muschg, Alfred A. Häsler, Hansjörg Schneider und der Politiker W. Spühler, die Bührer ehrten. So wie aus den Worten Frischs nicht einfach die moralische Anstandspflicht einer späten „Wiedergutmachung“ sprach, waren auch die Ehrungen der anderen keine bloße Respektsbezeugung gegenüber einem 90jährigen Kollegen. Mit dieser Feier sollte auf einen Autor wieder aufmerksam gemacht werden, den Hansjörg Schneider als

den „größten und genauesten Darsteller der gesellschaftlichen Kämpfe“ in der Schweiz bezeichnet hat.

Wer war Jakob Bührer?

„Ich wurde am 8. November 1882 in Zürich als vierter Sohn eines frühverstorbenen Buchdruckers und einer tapferen Mutter geboren, die sich mit ihren drei Buben (einer verstarb vierjährig) als Wäscherin durchschlug. Ich besuchte die Primar- und vier Jahre Sekundarschule und machte dann eine kaufmännische Lehre in einem Bettfederngeschäft in Schaffhausen, schrieb Theaterkritiken, las die deutschen Klassiker in der von meiner Mutter geerbten Bibliothek ihres Bruders, besuchte während vier Semestern als Hörer Vorlesungen an der Universität Zürich und wurde mit 22 Jahren Redaktor an einem kleinen Blatt am Zürichsee, zwei Jahre später an den Emmentaler Nachrichten.“⁴

Dort veröffentlichte Bührer einen Bericht über die Situation der Bauernknechte im Kanton Bern – daraufhin sprangen 3 000 Abonnenten ab, ein Viertel der Leserschaft. Eine Korrektur des Artikels, in dem sich Bührers Verleger für dessen „Fehler“ entschuldigte, landete auf Bührers Schreibtisch. Bührer drohte mit seinem Weggang, falls diese Entgegnung auf seinen Artikel erschien, und er machte sie wahr. 1908–1915 war Bührer beim Berner Intelligenzblatt, 1925–1927 Propagandachef des Davoser Kurdirektors; zwischenzeitlich waren – seit Bührers erstem Buch 1910 – zahlreiche Erzählungen und Dramen erschienen und aufgeführt worden. 1932 kam es zum Generalstreik der schweizerischen Werktätigen, gegen die das Militär eingesetzt wurde, in einer einzigen Nacht gab es 13 Tote und 60 Verletzte. Unmittelbar darauf richtete Bührer einen Brief an den Vorstand der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz (SPS):

„Geehrteste!

Ich möchte Sie bitten, mich als Mitglied Ihrer Partei aufzunehmen. Seit ich politisch zu denken vermag, lebe ich der Überzeugung, daß nur ein Staat, der sich die Wirtschaft unterordnet, eine sittliche Gesellschaft fordern und verbürgen kann. Seit jener Zeit also bin ich Sozialist oder Kommunist (. . .) In dieser Erkenntnis hielt ich es für richtig, so lange wie nur möglich, im bürgerlichen Lager selbst für diese Entwicklung einzutreten, in der Erwägung, daß es notwendig sei, in erster Linie zu denen zu reden, die die Gewalt in Händen haben, daß es verkehrt sei, wenn sich alle fortschrittlichen Elemente von den Bürgerlichen abtrennten, da dadurch nur die Reaktion verstärkt würde, in der Erkenntnis auch, daß auch das vernünftigste Wort nicht mehr gehört wird, sobald es aus dem gegnerischen Lager kommt. Heute jedoch ist unsere Bourgeoisie so weit, daß sie die entwicklungsgeschichtlich reife und fällige ‚Revolution‘, nämlich die primitivste Unterordnung der Wirtschaft unter die Allgemeininteressen, auf dem legalen Wege verunmöglicht; sie ist von der verschleierten zur unverhüllten Diktatur übergegangen (. . .) Somit bleibt heute einem geistigen Arbeiter, der sich seiner Zeit und seinem Land gegenüber verpflichtet fühlt, keine andere Wahl, als sich in die Front zu stellen, die noch den Kampf gegen die Reaktion ermöglicht. Ich brauche nicht zu betonen, daß das mit Überläuferei nichts zu tun hat. Meine ganze schriftstellerische Tätigkeit war immer ein Kampf gegen rechts. Ich habe bisher nie einer politischen Partei angehört. Heute aber kann man sich den Luxus politischer Unabhängigkeit nicht mehr leisten (. . .) Hochachtungsvoll Jakob Bührer, Schriftsteller.“⁵

Die SPS hat diesen Brief unter dem Datum des 7. 12. 1932 in ihrem Organ, dem

„Volksrecht“, veröffentlicht. Die Folgen waren für Bührer existenzvernichtend. Was in der als liberal geltenden Schweiz später einem Konrad Farnet widerfahren sollte,⁶ die Ächtung und faschistoid-hysterische Reaktion auf sozialistische Gesinnung, bekam Bührer mit der ganzen Härte zu spüren. Die Nationalzeitung beispielsweise konnte seitdem nicht mehr mit einem „erklärten Sozialdemokraten“ zusammenarbeiten, die Auflagenzahlen gingen zurück, der durch einige seiner ersten literarischen Arbeiten nicht unpopuläre Bührer verfiel der Verdrängung, dem Verschweigen und mehr und mehr dem Vergessen. Als Forum blieb Bührer eine kleine Zahl meist auflagenschwacher Linksblätter wie das „Volksrecht“. Bührers bis dahin beachtliche Einnahmen von monatlichen 800 Franken gingen schlagartig auf 150 zurück, sein Haus in Meilen konnte Bührer nicht länger halten. In Verscio im Tessin kaufte sich Bührer ein kleines Haus, wo er sich während der ersten 20 Jahre als Lektor der Büchergilde Gutenberg, als Übersetzer und Bearbeiter durchschlug. Zusammen mit seinen Einnahmen aus publizistischer und journalistischer Arbeit ermöglichte ihm diese Einnahmequelle die Fortsetzung seiner freien Autorenschaft. Als Bührer von der Schweizerischen Druckergewerkschaft Typographia einmal 500. – Franken als Anerkennung und Hilfe erhielt, bekannte Bührer rückblickend in seinem Dankesbrief: „An der Jubiläumsfeier der Büchergilde Gutenberg vernahm ich, Sie haben beschlossen, mir (...) eine Ehrengabe von 500 Franken zu überweisen als Anerkennung meiner für einen Schriftsteller doch wohl sehr nachteiligen politischen Haltung. Diese mich völlig überraschende Gabe und Geste hat mich tief gerührt. Besonders beeindruckt bin ich von der Begründung. Es ist leider tatsächlich so, daß mein Bekenntnis zum Sozialismus ein fast unüberwindliches Hindernis für die Verbreitung meiner Schriften bedeutet. Am typischsten ist vielleicht der Ausspruch einer Wirtin, die zu ihren Gästen, als auf mich die Rede kam, gesagt haben soll: Er wäre schon recht, der Bührer, wenn er nur nicht so ein Erzkommunist wäre (...) aber es genügt für das Bürgertum, um einen Schriftsteller als Kommunisten zu verschreiben, wenn er den Kapitalismus als überholt, gefährlich und als Basis für den Weltfrieden als ungeeignet bezeichnet.“⁷

Auch wenn sich Bührer im Brief an den Vorstand der SPS selbst so bezeichnet hat: ein Kommunist ist Bührer nie gewesen. Daran ändern auch nichts verschiedene Stellen im Romanwerk Bührers, die mitunter als Parteinahme für den Bolschewismus gedeutet wurden⁸ – in seinen zahlreichen Stellungnahmen hat sich Bührer gegen den „Kommunismus der Russen“ ausgesprochen. Aber zeitlebens hat er die ideologischen Herausforderungen angenommen und sich ihnen gestellt – Anlaß genug für die bürgerliche Presse wie beispielsweise das „Luzerner Tagblatt“, Bührer einmal als „Gartenlauben-Literat“ abzutun, ein andermal als „Söldling Moskaus“ zu beschimpfen. Dem Antikommunismus hat sich Bührer in der Tat nie gebeugt, und zurecht hat die DDR den als Bührers Hauptwerk geltenden dreibändigen Roman „Im roten Felde“ zu Bührers 90. Geburtstag neu aufgelegt. Übrigens ist dies von denselben Zeitungen, die Bührer früher verrissen haben, übel vermerkt worden, daß sich für eine Neuedition des Bührerschen Oeuvres kein Schweizer Verlag gefunden hat; freilich wäre jetzt, da sich ein kleiner Basler Verlag an die Herausgabe einer 25bändigen Bührerausgabe heranwagt, Gelegenheit, unter Beweis zu stellen, was eben dieser Schweizerbürgerlichen Presse ihr Bührer wert ist.⁹

Die Wiederentdeckung Bührers, seine „kleine Renaissance“, ist indes nicht zufällig. Sie ist eingebunden in die Verve einer jungen schweizkritischen und oppositionellen

publizistik, wird getragen von kleineren Verlagen und steht im engen Zusammenhang mit der Wiederentdeckung der Schweizer Geschichte und der schweizerischen Klassenkämpfe.¹⁰ Gemeinhin herrschen über die Schweiz eher touristisch geprägte Ansichten vor; „Für uns mageres, gerupftes Volk“, schrieb etwa Börne in seinen „Lettres sur la Suisse“, „das sich seine 50 Jahre um den Bratspieß der Gewohnheit dreht und langsam schmort, bis es gar geworden für die Würmer, ist es eine himmlische Erquickung, die heiße Brust an diesen Gletschern zu kühlen, das schläfrige Ohr am Getöse dieser Sturzbäche zu ermuntern, das trübe Auge in diesen hellen und reinen Seen zu waschen.“¹¹ Freilich ist diese Charakterisierung nur ein, wenn auch vorherrschender Pol des Meinungsspektrums über die Schweiz. Der entgegengesetzte ließe sich etwa durch den Spott eines Friedrich Engels markieren, der währte, daß seit dem Tage, da „der erste Ahne Winkelrieds seine Kuh mit den unumgänglichen Schellen am Halse auf die jungfräulichen Triften des Vierwaldstättersees trieb, alle Häuser auf dieselbe Weise gebaut, alle Kühe auf dieselbe Weise gemolken, alle Zöpfe auf dieselbe Weise geflochten, alle Käse auf dieselbe Weise verfertigt, alle Kinder auf dieselbe Weise gemacht worden“¹² seien. Und doch vergißt auch Engels zwischen den antirepublikanischen Sonderbundtraditionen und den schweizerischen Mietsoldaten zur Niederwerfung europäischer Aufstände das Bild der „anderen Schweiz“; einer Schweiz, die Refugium und Reorganisationsbasis anderwärts verfolgter Demokraten war. Auslieferungsbegehren der europäischen Despoten und Obrigkeitsstaaten wurden im Klima des Jungen Deutschland in der Schweiz so beantwortet: „Dem ungewissen Schicksal jene Männer preiszugeben, die nur das anstreben, wessen wir uns als der höchsten Güter erfreuen, wäre unmenschlich und mit den schweizerischen Institutionen unvereinbar.“¹³ Einmal ist es diese Geschichte der Schweiz, die eine junge und wache Publizistik wiederentdeckt: die Schweiz der republikanischen und demokratischen Traditionen, die Schweiz der internationalen Solidarität,¹⁴ die Schweiz der Antifaschisten und der Emigrantenfreundlichkeit ihrer Bevölkerung¹⁵; zum anderen entdeckt diese Publizistik auch die kapitalistische Schweiz mit ihrer wahrhaft beschäftigungswürdigen Vergangenheit und Gegenwart:¹⁶ mit der Erfindung des „J“ in den Pässen emigrierter Juden, mit der Rückweisung von Flüchtlingen aus dem deutschen Reich, die damit zu Hunderttausenden dem sicheren Vergasungstod geweiht waren, mit dem rigiden Antikommunismus während der Epoche des Kalten Krieges und jenem faschistischen Syndrom, dem die „Neue Berner Zeitung“ am 9. November 1933 so zum Ausdruck verholten hatte: „Der Nationalsozialismus hat mit seinem unerbittlichen Kampf gegen den Kommunismus auch der Schweiz einen großen Dienst erwiesen, für den wir nicht genug dankbar sein können.“¹⁷ Diese Dankbarkeit drückte sich unter anderem in der bemerkenswerten Tatsache aus, daß die Regierung der Schweiz der eigenen Presse Zurückhaltung in der Berichterstattung über Hitlerdeutschland empfahl – eine in ganz Europa einmalige Tatsache.

Diese vom touristisch geprägten Bild der Schweiz leicht verdrängten Tatsachen gilt es zu berücksichtigen, wenn man die derzeitigen Bemühungen einer stärker gewordenen Linken gegen den Mythos der Schweiz als ein Eldorado der sozialen Wohlfahrt und Harmonie richtig interpretieren will. Die Werke Jakob Bührers stellen für diese publizistische Aufklärung und Geschichtskorrektur eine wichtige Form gesellschaftlicher Selbstverständigung dar, gerade in ihren nationalen Belangen, auch wenn Bührer über diese bald hinausgelangt. Nicht umsonst ist Bührers Werk – übrigen

durch Anna Siemsen – auf die Formel gebracht worden: „Was ist die Schweiz – was könnte sie sein?“

Zwei Stimmen und Beispiele mögen für die Bedeutung stehen, die Bührer aus seinem Werk zukommt. Es war Walter M. Diggelmann, den ähnliche, wenn auch nicht so einschneidende Erfahrungen mit der Schweizer Bourgeoisie veranlaßt haben mögen, Bührer einen „Genossen und Kollegen, ein verehrtes Vorbild, einen bewunderungswürdigen Streiter für eine menschenwürdigere Welt“¹⁸ zu nennen. Und anlässlich einer Lesung Bührers aus seinem Roman „Yolandas Vermächtnis“ notierte Bührer: „Ich hatte vor achtzehnjährigen Seminaristinnen und Seminaristen vorzulesen (. . .) Die Wirkung war verblüffend. Die jungen Leute waren völlig konsterniert, und übereinstimmend erklärten die Sprecher sowohl der Jünglinge wie der Mädchen, so etwas hätten sie nie gehört. Sie hätten nicht gewußt, daß solche Probleme (bei denen es um Sein oder Nichtsein des Menschen geht), auch bei uns bestünden. Eine Seminaristin schrieb mir später, sie hätten ein harmloses, wenn möglich nach Heimatschutz riechendes Geschichtlein, wie sie eben die schweizerischen Schriftsteller schreiben sollen, erwartet und seien nun erschüttert von der Art, wie sie durch die Erzählung vor unsere Gegenwart gestellt worden seien.“¹⁹

Bührers politische und literarische Position ist nicht einfach zu umreißen; in eine parteipolitische Richtung läßt er sich ebenso wenig einordnen, wie für seine Dramen, Romane, Lyrik und seine theoretischen Arbeiten erklärende Begriffe bereitstünden. Bührer blieb zeitlebens Außenseiter in seiner Partei; wohl aber ist Dieter Fringeli zu widersprechen, wenn er in seinem Buch „Dichter im Abseits“ schreibt, man werde Bührer nicht gerecht, wenn man ihn auf seinen „sozialistischen Gehalt“ untersuche.²⁰ In einem Vortrag, gehalten 1961 vor der Vereinigung sozialistischer demokratischer Erzieher, definierte Bührer den Sozialismus als „Weltbewegung, die die herzhafteste Gemeinschaft aller Völker anstrebt, in der jeder für die geistige und materielle Wohlfahrt aller mitverantwortlich ist. So verstanden, bildet Sozialismus heute das Kern- und Schicksalsproblem der Menschheit“.²¹ In diesem umfassenden Sinn – und Sozialismus ist nur so umfassend zu verstehen – stellt sich das gesamte Interesse und Schaffen Bührers in den Dienst einer solchen Weltbewegung, weil „der Sozialismus an den Menschen glaubt, an die ihm eingeborenen, noch kaum entwickelten, aber zu entwickelnden geistigen und seelischen Kräfte.“²²

Daß sich der Mensch in bezug auf seine sozialen und solidarischen Potentiale gleichsam noch im Puppenstadium befindet, daß er seine wesentlichen sozialen und menschlichen Erfahrungen noch vor sich habe, diese Einsicht ist bei Bührer vorherrschend. Woher kommen wir – wohin müssen wir gehen? – diese Frage ist eine Art literarisches Programm für Bührer. Zugleich aber haben Bührers Vorstellungen gesellschaftlicher Entwicklung eine eigene Problematik. „Bührer postuliert ein universales, Natur und Mensch, Materie und Geist bestimmendes Prinzip, demgemäß das Organische einen höheren Zustand anstrebe und der Sinn des Lebens die Entwicklung des Organischen sei. Damit ist vor allem gemeint, daß das Lebendige die vorhandenen Lebensbedingungen verbessern kann; für den Menschen heißt das: Aneignung der Natur, Entwicklung der Produktivkräfte.“ Der Sozialismus wird damit „nicht nur historische, sondern auch biologisch-naturhafte Notwendigkeit“.²³ Diese weltanschauliche Grundlage hat im literarischen Werk Bührers zahlreiche Entsprechungen bis hin zur reizvoll zu denkenden, aber doch auch gefährlich simplifizierenden Tendenz, aus dem Zustand des Kapitalismus als

einer Art „sozialem Pleistozän“ den Sozialismus als „logische“ Entwicklungsrichtung zu folgern – dadurch „geologisiert“ und biologisiert Bührer die historische Entwicklung. In seinem 1926 erschienenen Roman „Thomas Brack, der Gehilfe des Sternenfliegers“ läßt Bührer den Protagonisten ein Inserat aufgeben, in dem dieser als „Militärflieger (glänzender Akrobat)“ ein Engagement sucht. Er wird von einem Amerikaner angestellt, der nach zahlreichen mißglückten Versuchen in der Weltraumfahrt im Irrenhaus²⁴ gelandet ist. Brack entschließt sich trotzdem, an weiteren Experimenten teilzunehmen und startet zusammen mit einer Frau, die er unterdessen liebt, und einem Mann in einem „Explosionsgeschloß“ ins Weltall. Brack ist beauftragt, Landungen vorzunehmen, und nacheinander landen sie auf Planeten, die eine aufsteigende Entwicklung des Organischen und der Zivilisation kennzeichnet. Während der erste Planet noch keine feste Kruste aufweist, finden sie auf dem nächsten bereits Schachtelhalmwälder vor, bis sie auf Planeten mit Sklavensystemen treffen. Ein vergleichbar atemberaubendes Handlungstempo legt Bührer in dem wichtigen Kapitel „Im Gefängnis“ des Romans „Sturm über Stiffis“ (1934) vor, wo er eine ähnliche Raffung und Biologisierung der gesellschaftlichen Entwicklung vornimmt. Der junge Maron, Held des Romans, schafft sich sozusagen am Modell Einsicht in die gesellschaftsbestimmenden Zusammenhänge und bestimmt danach seinen eigenen Standort: „ . . . und (wurde) vom Gericht zu zehn Tagen Gefängnis ‚unbedingt‘ verurteilt. All das war sehr gut. Am nötigsten hatte ich die Ruhe des Gefängnisses. Sie gab mir ‚Distanz zu den Dingen‘. Nachdem ich mich erst einmal ausgiebig ausgeschlafen hatte, ballte ich noch ohne klare Gedanken aus dem Weichen meines Brotes eine Kugel. Mit einem Male wußte ich: das ist die Erde. Ich fand einen Holzspan, den ich als Achse durch die Kugel trieb und stellte das Ding in einem Brotfuß vor mich hin. Daß die Achse schief stand, war entscheidend, gab Sommer und Winter. Daß sich die Kugel drehte, gab Tag und Nacht. Gab Wechsel in Temperatur, ewigen Wechsel. War Wechsel nicht Leben? Veränderung des Stoffes nicht Leben? Wo ging das am leichtesten vor sich? Im Wasser. Wurden Mond- oder Sternenscheine in Wassertropfen eingeschlossen oder wie entstanden die Urzellen, die selbständig für sich, Sauerstoff in Stickstoff verwandelten, ‚lebten‘? (. . .) Ich formte aus Brot primitive Pflanzen und Tierformen, Schachtelhalme und Saurier und stellte sie vor mir auf. Ich formte ein Geschöpf, das aufrecht ging und einem Affen ähnlich war, und gab ihm eine Art Hacke in die Hand, mit der es die Erde ritzen konnte. Denn siehe, das Organische machte die ungeheure Entdeckung, daß man nicht nur auf den vorhandenen ‚Lebensstoff‘ angewiesen war, sondern daß man ihn künstlich mehren, ‚produzieren‘ könne. Fertig war der Mensch! (. . .) Unendliche Epochen vergingen und neue kamen. Ich hatte Zeit, wunderbar Zeit im Gefängnis, mir alles auszudenken, farbig zu sehen und in seinem Pulsschlag zu erfühlen. Zu erfühlen, wie der eine Sklavenstaat, der da für viele stand, je nach dem Himmel, der sich über ihm ausbreitete, den Pflanzen, dem Vieh, die in ihm gediehen, der Landschaft, ob am Meer, oder einem großen Fluß sich anders entwickelte, sich ein wenig andere Vorstellungen und Gedanken entfalteten, immer aber geboren und bedingt von den Lebensverhältnissen. Und aus diesen Vorstellungen und Gedanken, bedingt und begrenzt durch die Art, wie sie wirtschafteten, und es verstanden, schufen sie sich ihre Götzen und Götter und verstärkten damit die Macht, die unentbehrlichen Sklaven sich gefügig zu erhalten.“²⁵ So materialistisch dieses Weltbild Bührers ist, so mechanistisch erscheint es; in derselben demiurgischen

Pose, wie Bührer das Leben nachschafft, 'erfindet' er Geld- und Zinswirtschaft, die Maschinen, Banken und Börsen, Kriege und Industrialisierung. Ein „Kerlchen“, das den „Untergang des Abendlandes“ prophezeien wollte, ließ Bührer Maron wieder plattschlagen: „Als ob es noch ein Abendland gebe, als ob nicht die Maschine, die Technik dieses Planeten schon längst zu einer wirtschaftlichen Einheit gemacht hätte, wenn auch die Menschen ihr eigenes Werk gar nicht erkennen, gar nicht wahrhaben wollen . . . Aber Unsinn? Mein Planeten hatte sich vermutlich dem Schein nach schon oft rückwärts gedreht, wenn etwas ganz Großes los war auf der Erde! (. . .) Darum ging ich fröhlich daran, das neue und wirkliche Wunder zu kneten. Ein kleines Türmlein. Das setzte ich blindlings auf mein Erdkugelchen (. . .) Das Weltwirtschaftsobservatorium. Auf dem liefen ununterbrochen die Radiomeldungen ein über den Stand der Ernten, über die Gütererzeugung, über den Bedarf der Menschen. Hinaus aber liefen Meldungen, die so über die Güter verfügten, daß nirgends Mangel entstand, nirgends etwas zugrunde ging und nichts Überflüssiges erzeugt wurde (. . .) Genau wie die wirtschaftlichen Einrichtungen des Sklavenstaates die Sitte, Moral und Religion jener Völker bestimmt hatten, so bestimmte die nun neu und einheitlich geordnete Weltwirtschaft eine Sittlichkeit, die es als abscheuliches Verbrechen brandmarkte, wenn jemand sich der überaus kurz bemessenen, aber unumgänglich notwendigen Pflichtarbeit entzogen hätte, darüber hinaus aber spornte eine neuverwaltete Geistigkeit zu einem uns heute ganz unfaßbaren Wettstreit der Lustarbeit auf kulturellem Gebiete an.“²⁶ Was Bührer hier entwirft, ist ein neuer, kosmopolitischer „contrat sociale“, gesetzt durch die Vernunft und eine sittliche Kraft, die – obwohl aus unseren Verhältnissen geboren – zu diesen doch bezugslos bleiben. Freilich ist Bührers Kosmopolitismus kein bornierter; Bührer bleibt bis in die lokalen und regionalen Idiome des Schwyzerdütschen hinein Angehöriger eines bestimmten Landes und als Schweizer will er das Nationale überwinden. Und Bührers Kosmopolitismus dürften auch die Überlegungen zur Geldwirtschaft geschuldet sein, die er in einer eigenen Broschüre²⁷ dargelegt hat und die eine bestimmte Nähe zu utopistischen Freigeldlehren nicht verleugnen können.²⁸ Bührer erblickt in der Zinswirtschaft den Motor unserer Verderbnis („Das Wirtschaftssystem verdirbt uns in den Seelen“²⁹) und setzt dagegen eine „Weltgemeinschaft der Menschheit“, die gestützt ist auf ein „einheitliches Weltgeld und eine alle umfassende Moral (die religiös begründet sein kann)“.³⁰ Bührers politische Ansichten greifen also über ideologische Grenzen hinaus und versuchen auch über festgefügte gesellschaftliche Gruppierungen hinweg einen Diskurs über gesellschaftliche Zukunft zu stimulieren. Die Bedeutung einer solch übergreifenden Bemühung sprach Bührer schon in seinem Brief an die SPS an, als er formulierte, er habe bislang im bürgerlichen Lager für seine Überzeugung gestritten – in der Erwägung, daß auch das vernünftigste Wort nicht mehr gehört werde, wenn es aus dem gegnerischen Lager komme. An anderer Stelle bezeichnete Bührer die bürgerlichen Parteien als „lächerliches Kasperlitheater“ und „Stimmviehzüchtereien (. . .) Die Demagogie ist bei allen unseren Parteien lasterhaft groß. Sie hat es dahin gebracht, daß sich das Volk bereits wieder scharenweise von der Politik abwendet, und das schlimmste ist, daßes gerade die Tüchtigsten sind, die gehen“.³¹ Der Hinweis, daß Parteien nicht der Grund, sondern nur Ausdruck gesellschaftlicher Divergenzen und Antagonismen sind, macht es sich bei aller Berechtigung zu leicht; daß Bührer dies selbst weiß, hater übrigens mit seinem Eintritt in die SPS bewiesen – trotzdem gibt es etwas überaus

Bedenkenswertes in Bührers Einstellung. Eine ästhetische Konsequenz daraus ist Bührers Versuch, sein Werk von ideologischen Festschreibungen weitgehend freizuhalten und in ihm eine literarische Fixierung der Notwendigkeit des Sozialismus vorzunehmen, die nicht allein von einer marxistischen Position aus begründbar und einsichtig ist. Freilich ist Bührer ein politisch zu bewußter Autor, als daß er mit der nach Harmonie riechenden Vokabel „Gemeinschaft“ (die er gern gebraucht) eine Übertünchung antagonistischer Klassenverhältnisse beabsichtigte; Bührer weiß, daß gesellschaftlicher Fortschritt durch den Vorrang des Privaten vor dem Sozialen behindert ist. „Man kann nicht . . .“ (1932) ist vielleicht der Roman Bührers, der schon in seiner auf klare Konsequenzen zielenden Fragestellung (Titel!) am klarsten zeigt, daß sein Autor keiner falschen Harmonisierung aufsitzt. Bereits in seinem ersten Roman „Aus Konrad Sulzers Tagebuch“ (1917) hat Bührer die bestimmenden Widersprüche zwischen Unternehmerprinzip und einer sozialen Problembewältigung aufgezeigt: am Beispiel des Journalismus (Konrad Sulzer ist Redakteur einer Provinzzeitung) geißelt Bührer die allesbeherrschende Unternehmementalität, wo doch allein nach Vernunft und nicht nach Rentierlichkeit geurteilt gehört: „Hier, sage ich zu dem Metteur und gebe ihm ‚Die Verlobung der Baronin‘. Meine Frau hat gesagt, ‚Die Verlobung der Baronin‘ sei hochinteressant, man könne die Füße nicht mehr ruhig unterm Tisch halten vor Spannung. Ich habe sie nicht lesen können, wegen Brechreiz. Aber billig ist das Zeug! Es hilft mir in meinem fürchterlichen Kampf mit den Budgetzahlen (. . .) Am meisten leide ich unter der Art, wie die Rubrik ‚Verbrechen und Gerichtssaal‘ redigiert werden muß. Scheußlich aber wahr: hier findet sich der Zucker, mit dem man die Hündlein lockt. Das Verbrechen, das Äußerliche der Handlung, das muß möglichst durchsichtig und lecker dargestellt sein! Die Entstehung, gewissermaßen der Samen des Unglücks, das interessiert nicht. Und doch müßte jedes Verbrechen von der Allgemeinheit als Mitschuld empfunden werden (. . .) Wie ist mir mein Tagewerk verhaßt! Alles, was aus unserer Redaktion herausgeht, ist immer irgendwie unvollkommen, höchst mangelhaft, es verflacht, statt daß es vertieft, macht zu Schwätzern, statt zu Denkern, zu oberflächlichen Splitterrichtern, statt zu tief innerlich erleidenden Mitempfindern, und das alles nur, weil die Welt voll ist von kleinen rundlichen Kerlen, die schreien: Ja – ja – ja – rentiert denn auch?“³² Was „Gemeinschaft“ bei Bührer heißt, sagt dieser Abschnitt besser als jeder Interpretationsversuch es könnte, und er enthält auch, was alles sich ändern muß.

Bührers literarische Arbeiten sind als „Lehrgedichte“ bezeichnet worden. In der Tat ist eine volkserzieherische Absicht allgegenwärtig; in seinen theoretischen Arbeiten gibt sich Bührer als Propagandist einer neuen Volkskultur im Schweizer Raum, und in seinen Romanen und Dramen kommt er dieser Absicht selbst sehr nahe. Diese Absicht ist es auch, die für Bührers Verkennung und Verdrängung mitverantwortlich ist: „Entschlossen, für das Volk und nicht für einige Kritiker und Intellektuelle zu schreiben, entwickelte Bührer einen volkstümlich-einfachen Stil, der dem Autodidakten nahelag, die verfeinerten Normen spätbürgerlicher Literatur aber nicht zu befriedigen vermochte“.³³ Bührer selbst hat dieses Problem gesehen und dazu angemerkt, es sei ungerecht, in einer Sturm- und Drangperiode vollendeten Ausdruck dessen zu verlangen, um was diese Periode ringe. Die Kunstwerke dieser Epoche müßten notwendigerweise mit den Fehlern dieser Epoche behaftet sein.³⁴ Diese Selbstrechtfertigung darf nicht hindern, die ästhetischen Mängel zu sehen, die

das Werk Bührers kennzeichnen. Diese liegen insbesondere in einer Unfähigkeit Bührers, die geschichtlichen Bewegungsgesetze auf die Epoche des Kapitalismus selbst anzuwenden, der so „nur“ negiert wird, ohne daß Perspektiven seiner tätigen Überwindung erkennbar würden. Dies gilt insbesondere für Bührers Hauptwerk, den dreibändigen Roman „Im roten Felde“,³⁵ der die Zeit vom Ende der 60er Jahre des 18. Jahrhunderts bis zur vorgerückten Französischen Revolution umfaßt und die Geburt der Schweiz als Nation zum Thema hat. Durch sie hindurch wird – wie durch einen Hohlspiegel – die Wirkung der deutschen Aufklärung wie der Französischen Revolution auf die Schweiz erfaßt. Bührer brachte die Frage nationaler Identität mit diesem Roman zu einem Zeitpunkt vor, als die Schweiz sich durch den expansiven deutschen Faschismus – so oder so – herausgefordert sah, und gegenüber den ersten beiden Büchern der Trilogie, die 1938 bzw. 1944 erschienen, mangelt es dem 1951 erschienenen 3. Teil („Auskunft“) an jener historischen Perspektive, die Bührer unter dem Druck der faschistischen Bedrohung viel eher zu vermitteln verstanden hatte.

Entsprechend diesem Mangel der Werke Bührers müßte auch gefragt werden, inwieweit die extensive Verwendung von Science Fiction-Elementen durch diese Unfähigkeit zur Darstellung „der nächsten Schritte“ bedingt ist, insofern gerade die Zukunftsliteratur bei Bührer auch wieder mehr eine bloße Negation darstellt als ein Wissen von der tätigen Überwindung und deren Perspektiven. Die oft als besondere Aktualität Bührers gerühmte SF-Tendenz wäre unter diesem Aspekt neu zu bewerten, denn da ist – bei allem Reiz – zu oft mit Brecht nur zu sagen: „Ja, mach nur einen Plan“. In „Sturm über Stifflis“ gibt es eine Versammlung der Frontisten, die die Bergbauern für ihre Politik zu gewinnen suchen; als Gegenrednerin stellt sich die junge Sozialistin Agninia. Sie, eine Arzttochter und in London mit einer anderen Welt in Berührung gekommen, erzählt von einem Tagtraum, der sie erkennen ließ, daß Bergbauer sein nicht bedeutet, hinter dem Mond daheim zu sein und in der Enge der Gebirge zu verkommen: „Hat ein Bergbauer keinen Verstand, keinen Geist, keine Seele? Glaubst du, wir hätten den Ruf nicht vernommen, der damals durch die Welt brauste vor mehr denn zwei Jahrzehnten (. . .): Niemand kann euch helfen, wenn ihr euch nicht selber helft! (. . .) Hörst auf, selbstsüchtige Kleinbäuerlein zu sein, die mit Teufelskraft Herren auf ihrem Boden sein wollen und doch nur die armseligen Knechte der Geldgeber und der Banken uns ihrer eigenen Armut sind. . .“³⁶ Dieser Angriff zielt auf die mythischen Verbrämungsversuche der Faschisten, die in den schollenverbundenen Bauern ihre treuen Anhänger von morgen erblicken; aber dann setzt Agninia gegen die Wirklichkeit der Bauern heute die Vision einer genossenschaftlichen Organisation der Bergbauern mit terrassierten Anbaulandschaften, riesigen Gewächshäusern, Schutzfenstern, Bewässerungsanlagen, Elektrizitätswerken, Bodenbeheizung, automatisierten Ställen und wissenschaftlichen agrarischen Laboratorien. Als Agninia darauf als Kommunistin bezeichnet wird, ruft jemand: „Wenn das Bolschewismus ist, dann her damit!“³⁷ Der szenisch gute Einfall mag wirkungsvoll sein – aber der herbeigezwungenen Übereinstimmung mit den fortgeschrittensten Positionen der Arbeiterbewegung und des Sozialismus vor einem Bergbauernpublikum ist zu mißtrauen. Weit wirkungsvoller erscheint die bodennahe und verschmitzte Pffiffigkeit eines Bäuerleins aus der ersten Reihe, das auf die distanzverringende Wirkung der Mundart vertraut und auf die Feststellung des Frontisten-Redners, es sei „zehn Minuten vor

zwölf!“, sagt: „Was scho? Dä müemer denk' hei(m)“.³⁸

Auch in dem Zukunftsroman „Andrina Orsetta“ (1927) mutet das Vertrauen Bührers in die Technik naiv an, wenngleich es nirgendwo blind ist. Bührer hat sich früh mit der Schaffung und Ausnutzung von alternativen Energiequellen auseinandergesetzt und ein verblüffendes Abfall-Wiederaufbereitungssystem propagiert sowie – dies wohl wieder eher aufgrund seines Glaubens an die Verbundenheit von Mensch und Natur – für eine naturnahe „sanfte Technik“ plädiert, die erst heute im Zeichen der ökologischen Krise ihre Bedeutung zeigt. Andrina Orsetta jedenfalls, ehemalige Schauspielerin, widmet sich dem Ziel der Behebung wirtschaftlicher Not in den Bergen, und sie versucht ihr mit einer technisch-energiebezogenen Erschließung der Schweizer Berge zu begegnen. Bedeutungsvoll ist dieses Unternehmen im Roman wohl eher in seiner metaphorischen Bedeutung, das heißt der ‚Romanplot‘ ist zu bewerten vor dem Hintergrund der vorherrschenden Einschätzung von Natur, der gegenüber Bührer die Natur des Menschen hervorhebt. Diese zielt auf ein sozial verantwortliches Dienstbarmachen der Ressourcen für eine solidarische Gesellschaft, in der Gemeinnutz vor Eigennutz geht.

Seine weitestgehenden Vorstellungen über die zu schaffende neue schweizerische Volkskultur hat Bührer im Zusammenhang mit seinen Bemühungen um ein nationales Theater entwickelt.³⁹ Aber nicht nur schrieb er eine große Anzahl Dramen, Bührer gründete auch 1917 eine eigene Bühne (die allerdings nicht lange bestand) und beschäftigte sich immer wieder in Aufsätzen und Stellungnahmen mit dem Theater. Dabei ist Bührer zu wichtigen Forderungen gekommen wie der, daß ein Theater für die Arbeitenden die wirklich interessierte Unterstützung der linken gesellschaftlichen Organisationen zu finden hätte, voran der Gewerkschaften und einer starken Sozialdemokratie. An anderer Stelle sprach sich Bührer für eine Orientierung der Theater- und Kulturschaffenden an den Bedürfnissen der Menschen aus, freilich nicht derart, wie sich diese Bedürfnisse auf dem Markt zuerkennen geben, sondern in der Art, daß Literatur und Kunst den „Stimulus“ liefern „für das Selbstbefreiungswerk der Arbeitenden . . . Das heißt, es genügt nicht, genügt nicht mehr, daß die Literatur ganz allgemein für ein soziales Gerechtigkeitsgefühl wirbt und damit die motorischen Kräfte für den ‚Umsturz‘, den Umbau der Gesellschaftsordnung vermehrt, sondern sie hat dafür die geistigen, seelischen Kräfte zu mobilisieren, daß die Arbeitenden zum Selbstbefreiungswerk befähigt sind.“⁴⁰ Im autobiografischen Roman „Aus Konrad Sulzers Tagebuch“ kommt der Journalist und Titelheld zu Festlegungen dieser Volkstümlichkeit, die auch für Bührers literarischen Realismus gelten: „Ich mache jeden Tag die Entdeckung aufs neue: Ich kannte und kenne die Menschen gar nicht. Wie hochfahrend und eingebildet habe ich noch an der Hochschule diese kleinen Leute verneint (. . .) Jetzt, da ich mit ihnen täglich in Berührung komme, erstaune ich oft, wieviel Tüchtigkeit und biedere Bravheit in ihnen wohnt (. . .) Da ist vor allem der Vater Seiler, ein Rebknecht (. . .) Ich glaube, ich habe erst durch ihn erfahren, was eigentlich eine Zeitung ist. Dabei kann der Alte nicht einmal recht lesen (. . .) Seine Bauernschlauheit hatte immer Zweck und Absicht gewittert, wo ich mit kritiklosem Vertrauen nachgeplappert hatte. ‚Verantwortlicher Redakteur‘ zeichnen wir so stolz! Daß nicht eines Tages die Weinbergknechte kommen und uns zur Verantwortung ziehen!“⁴¹ Bührer ist jedoch gegen jede Art der Romantisierung des Proletariats gefeit. Zwar verspürt sein Held nach getaner Redaktionsarbeit das Bedürfnis nach einer „ehrlichen Handarbeit“,

aber Bührer sieht auch die Gefahren falscher Bescheidung, in die die arbeitende Klasse durch ihre Lebenslage hineingedrängt wird. Bührer verarbeitet seine eigenen Erfahrungen mit seiner ersten, gescheiterten Ehe, wenn er Sulzer notieren läßt: „Es geht nicht gut in meiner Ehe (. . .) ich tappe durch Nacht und Nebel, suche und schreie nach Hilfe und Wegrichtung, schreie nach einem Menschen, und neben mir sitzt das Weib, das mir Helferin sein soll, und stopft Strümpfe oder garniert sich einen Hut (. . .) Damit ist allem Anschein nach das Reich ihrer Gedanken erschöpft. In die Weltordnung fügt sie sich mit der Selbstverständlichkeit, mit der sich der Fisch in sein nasses Schicksal ergibt. Es ist nicht wahr, daß diese Frau Religion im Leibe hat. Sie hat einen guten und braven Schulglauben (. . .) Frau Anna geht manchmal in die Kirche, und wenn sie nach Hause kommt, sieht sie mich traurig an und hält mich für einen Heiden. Ich aber liege vor dem Unerkannten, grübele und zerfleische mich: Wo ist der Weg ins Licht? Ist das etwas – eine Nation? Ist das etwas – ein Vaterland? Führt dieser Parteienhaß weiter? Ist Grundbesitz nicht ein Verbrechen? (. . .) Indessen ist meine gute Frau ein gerechter Christenmensch. Gut, gut, ich habe es ja nicht anders gewollt! Ich wollte ja eines dieser schlichten, einfachen Menschenkinder, die das Leben nehmen, wie es ist“⁴².

Es ist kein Zufall, daß bei Bührer die weitergehenden Gedanken und Träume von Angehörigen des Mittelstandes und der Intelligenz kommen. Das bessere Leben ist bei Bührer erst erahnbar, wenn man einen Begriff vom guten hat, und meist sind es überdies Frauen⁴³, die weiterblicken: Agninia; ihre Mutter, die Doktorin Bartholdy; Andrina Orsetta; die Titelheldin des Romans „Die sieben Liebhaber der Eveline Breitingen“; Rita Tosio in „Man kann nicht . . .“; die russische Revolutionärin Vera Sucholnikoff, die – ebenfalls in „Man kann nicht . . .“ – den zum Unternehmer aufgestiegenen Arbeiter Rosio wieder zum Kämpfer für die gerechte Sache des Proletariats macht. Dies hat nichts mit der „Einsicht“ zu tun, daß Arbeiter zur Erkenntnis ihrer Lage nicht fähig seien, aber Bührer weiß als Proletariatskind selbst, daß Leben für die untere Klasse nichts anderes heißt als Überleben, als alle Energien auf die unmittelbar überschaubare Zeit zu richten. „Die Unternehmer sind unsere Feinde“, heißt es in der Skizze „Ultimo“, „auch dann, wenn sie uns ‚recht‘ bezahlen. Was heißt recht bezahlen? Sie geben uns soviel, daß wir unsere Alltagswünsche erfüllen können. Unmögliche haben wir nicht. Aber just die müßten wir haben. Wir sollten nicht kleine, in ihrem Denken und Fühlen beschränkte Angestellte bleiben wollen, sondern ganze Menschen werden, die in ihrem Willen und Fühlen erfassen, was dem Menschen faßbar ist.“⁴⁴

„Wir stehen am Anfang einer Bührer-Rezeption“, resümiert Felix Schneider in einem Aufsatz zu Bührer, „Begeisterung und Ablehnung, Zustimmung und Kopfschütteln wechseln miteinander ab. Selbstverständlich können die Sozialisten der Schweiz einen Autor ihrer unmittelbaren Vergangenheit (. . .) nicht ignorieren (. . .) Bührer kann man nur selektiv rezipieren, man muß ihn nach Brechts Methode kritisch beerben, oder ihn historisch und biographisch vermittelnd betrachten“.⁴⁵ Diese Meinung ist richtig, aber auch ungebührlich hart. Roland Links, Lektor bei Volk und Welt, wo die Bührer-Trilogie „Im roten Felde“ herauskam, hat Bührer „einen Aufklärer im besten Sinne“ genannt und gesagt, er strebe „ein Leitbild moralischer Existenz an, eine Persönlichkeit, die ihrerseits den Leser zur moralischen Auseinandersetzung provoziert“.⁴⁶ In der Tat ist das Werk Bührers außerordentlich dialogintensiv. „Bringen wir künftig den Mut zum Mißerfolg auf! Den Mut

zu Werken, von denen wir uns keinen Erfolg versprechen können. Es geht nicht um den Erfolg, es geht um die Verantwortung“⁴⁷, rief Bührer seinen Kollegen 1943 auf der Basler Schriftstellertagung zu. Jakob Bührer gehört zu den Autoren, die es wert sind, daß man sie in die Richtigstellung dieser Empfehlung einbezieht: daß nämlich gerade Verantwortung erfolgreich werden muß und schriftstellerischer Erfolg nicht verantwortungslos zu machen braucht.

Anmerkungen:

- ¹ Dies ist der Titel eines erfolgreichen Theaterstücks von Bührer.
- ² Oprecht spielte später eine wichtige Rolle für die Exilanten in der Schweiz.
- ³ Max Frisch: Partei ergriffen. In: D. Zeller (Hg): J. B. zu Ehren, Basel 1975 S. 42
- ⁴ J. B. stellt sich vor. In: D. Zeller (Hg): a. a. O., S. 37
- ⁵ Zit. nach: J. B. stellt sich vor. In: D. Zeller (Hg): a. a. O., S. 37
- ⁶ Vgl. hierzu: Niemals vergessen. Betroffene berichten über die Auswirkungen der Ungarn-Ereignisse 1956 in der Schweiz. Zürich 1976 (Rote Welle 2), insb. S. 27 ff und A. Tanner: November 1956. Eine Schweizer Chronik. Lenos Presse Basel (Litprint 66)
- ⁷ Nach: J. Bührer – Lesebuch, Basel 1976, S. 165
- ⁸ So u. a. Adolf Muschg: Die Schweiz 1930. In: D. Zeller (Hg): a. a. O., S. 45
- ⁹ Vgl. hierzu: Roland Links: Bührer – ein Aufklärer. Brief aus der DDR. In: Dreipunkt, Basel 1975, H. 28, S. 41.
- ¹⁰ Als eines der wichtigsten Bücher dieser Richtung sei genannt: Arbeitsgruppe für Geschichte der Arbeiterbewegung Zürich (Hg): Schweizerische Arbeiterbewegung. Dokumente zu Lage, Organisation und Kämpfen der Arbeiter von der Frühindustrialisierung bis zur Gegenwart. Zürich: Limmat Verlagsgenossenschaft 1975
- ¹¹ Zit. nach: Kurt Marti (Hg): Stimmen zur Schweiz. Lenos Presse Basel 1976, S. 10
- ¹² Zit. nach Kurt Marti (Hg): a. a. O., S. 94
- ¹³ Zit. nach Adolf Muschg: Von Herwegh bis Kaiseraugst. Zürich 1975, S.
- ¹⁴ Helmut Zschokke: Die Schweiz und der Spanische Bürgerkrieg. Zürich Limmat Verlagsgenossenschaft 1976 (= Rote Welle 3)
- ¹⁵ Hans Teubner: Exilland Schweiz 1933–1945. Frankfurt: Röderberg 1975.
- ¹⁶ Jean Ziegler: Eine Schweiz, über jeden Verdacht erhaben. Neuwied: Luchterhand 1976; Max Schmid: Demokratie von Fall zu Fall. Repression in der Schweiz. Zürich: Verlagsgenossenschaft 1976
- ¹⁷ Zit. nach H. Teubner, a. a. O., S. 18
- ¹⁸ Walter M. Diggelmann: Kämpfer, Vorbild. In: D. Zeller (Hg): a. a. O., S. 40
- ¹⁹ In: J. Bührer – Lesebuch, S. 167
- ²⁰ Dieter Fringeli: Dichter im Absichts. Zürich/München: Artemis 1974, S. 139
- ²¹ In: J. Bührer – Lesebuch, S. 169
- ²² In: J. Bührer – Lesebuch, S. 169
- ²³ Felix Schneider: Bührers Vorstellungen der gesellschaftlichen Entwicklung. In: dreipunkt 28 (1975) S. 37
- ²⁴ Diese Metapher ist für Bührer bezeichnend; u. a. ist auch Maron, einer der Helden von „Sturm über Stifflis“, in einer geschlossenen Anstalt, wo er zum Revolutionär wird; Vgl. hierzu die Sentenz Bührers aus „Im Roten Felde“: „Jede Zeit hat ihre besonderen Verrückten. Oder, um es richtiger und gütiger zu sagen: Vorgerückten.“
- ²⁵ Zit. nach der Neuherausgabe im Z-Verlag Basel 1977, S. 140–142
- ²⁶ Ebda, S. 145 f
- ²⁷ J. Bührer: Das kleine abe der Wirtschaft. Selbstverlag o. O. 1945
- ²⁸ Vgl. hierzu D. Zeller: Geld und Geist. In: ders. (Hg): a. a. O., S. 19–21
- ²⁹ In: Ein öffentlicher Brief an Dr. Korrodi von der NZZ (1932). Nachdruck in: dreipunkt 28 (1975), S. 16
- ³⁰ Zit. nach Dieter Fringeli: Dichter im Absichts, S. 143
- ³¹ Zit. nach D. Zeller: Gemeinschaft oder Parteien? In: ders. (Hg): a. a. O., S. 16
- ³² Zit. nach der Neuherausgabe des Z-Verlags Basel 1975, S. 78 f
- ³³ Editorial in: dreipunkt 28 (1975) S. 2
- ³⁴ J. Bührer: Literatur und Politik. In: dreipunkt 28 (1975) S. 19
- ³⁵ Zur Kritik daran vgl. Dietrich Simon: Die Trilogie „Im roten Felde“. In: dreipunkt 28 (1975) S. 43 f
- ³⁶ Zit. nach der Neuherausgabe Z-Verlag Basel 1977, S. 85
- ³⁷ Ebda, S. 86
- ³⁸ Ebda, S. 79
- ³⁹ Vgl. hierzu das Kapitel: „Theater für das Volk“ in: D. Zeller (Hg): a. a. O., S. 10–14
- ⁴⁰ J. Bührer: Literatur und Politik. In: dreipunkt 28 (1975) S. 19
- ⁴¹ Zit. nach der Neuherausgabe des Z-Verlags Basel 1975, S. 64 f
- ⁴² Ebda, D. 83 f
- ⁴³ Vgl. hierzu: Frauen. In: D. Zeller (Hg): a. a. O., S. 27–30
- ⁴⁴ Zit. nach dem Abdruck in: J. B. Lesebuch, S. 139
- ⁴⁵ In: dreipunkt 28 (1975) S. 40
- ⁴⁶ Roland Links: Bührer – ein Aufklärer. Brief aus der DDR. In: dreipunkt 28 (1975) S. 42
- ⁴⁷ J. Bührer: Das Schweizer Schrifttum und die Gegenwart. In: dreipunkt 28 (1975) S. 23

Von Jakob Bührer erhaltene Werke:

- „Im Roten Felde“. Trilogie. Volk und Welt, Berlin 1972 f
- Jakob Bührer-Lesebuch. Hrsg. von R. Bussmann und D. Zeller. Basel: Lenos Presse 1977 (Litprint 63)
- „Der ‚Anarchist‘“. Erzählungen, hg. H. P. Gansner. GS-Verlag Basel 1978
- Der Z-Verlag Basel plant unter der Herausgeberschaft von Dieter Zeller eine 25bändige Werkausgabe Bührers. Jährlich erscheinen 2–3 Bände. Bereits erschienen:

Bd. 1: „Aus Konrad Sulzers Tagebuch“, Roman. Neuausgabe 1975
 Bd. 2: „Kilian“, Roman. Neuausgabe 1978
 Bd. 6: „Man kann nicht . . .“, Roman. Neuausgabe 1976
 Bd. 7: „Sturm über Stiffis“, Roman mit Illustr. von Fritz Pauli. Neuausgabe 1977
 Bd. 8: „Das letzte Wort“, Roman. Neuausgabe 1979
 In Vorbereitung:
 Bde. 9–12: „Im roten Feld“, Roman. Neuausgabe in vier Bänden

Über Jakob Bührer liegen vor: Dieter Fringeli: Gegen die Fäulnis unserer Zeit. Der Weltbürger J. B.
 In: ders.: Dichter im Absichts. Schweizer Autoren von Glauser bis Hohl. Artemis 1974 (S. 137–146)
 Dieter Zeller (Hrsg.) Jakob Bührer zu Ehren. Mit Beiträgen von W. M. Diggelmann, M. Frisch, A. A. Hässler, A. Muschg.
 H. Schneider, R. Wespe. Eine Dokumentation mit ausführlicher Bibliographie von R. Wespe. Z-Verlag Basel 1975
 Jakob Bührer. Sondernummer der Schweizerischen Literaturzeitschrift DREHPUNKT Heft 28/1975 (44 S.)

Roman Ritter Nur Sterben ist schöner

*Da weinte ich. Ich legte mich auf
das Bett und weinte. Dann lag ich
eine Weile reglos. Wieder wollte
diese Traurigkeit über mich kommen,
doch ich widerstand. Das Unglück
ist schön.*

Peter Rosei, Von Hier nach Dort

*Einsam und unterwegs
knabbert er den letzten Keks.
Der letzte Cowboy kommt aus Gütersloh
und sucht die Freiheit irgendwo.
Deutscher Schlager*

Der deutsche Dichter sei wieder zu sich selbst zurückgekehrt. Also zum Eigentlichen. Zum Wesentlichen, letztlich zum Letztlichen. So tief ins Bodenlose fühlen sich einige von denen, die in den Kulturfeuilletons das Richten und Trachten haben, durch die einfühlsame Lektüre belletristischer Werke aus den letzten Jahren hinabgestoßen.

Sie genießen den Schwindel der Tiefe; das Bad im Urschlamm wirkt auf sie offenbar wie eine Verjüngungskur: Gerade jene, denen die Ergriffenheit vor der ersehnten Rückkehr der Dichter zur Selbstbeschauung aus der elektrischen Schreibmaschine träuft, geraten ganz außer sich. Der Mitvollzug des Versenkens ins fast schon Unsagbare steigert sich zum Nachvollzug: Ihre Rezensionen lesen sich, als gelte es, den ersten Preis in einem Wettbewerb für neoromantische Poesie zu erringen. Überschwänge in Wort und Gefühl tun sich kund, als ob in die nüchternen Redaktionsstuben trunkene Musen eingebrochen wären. Verspürt ein Poet die Gnade der Einsamkeit, weil er zu Hause allein mit dem Gluckern der Spülmaschine ist, so widerfährt diesen Liebhabern der Kunst in Betrachtung solcher Gnade wahrhaft die Erlösung – ein Gefühl, das sich dann in die Spalten der Sonntagsbeilagen ergießt. Nicht selten tut sich statt einer Rezension nur noch die Persönlichkeit des Rezensenten mit all ihren Höhen und Tiefen, vor allem mit ihren Tiefen, vor uns auf, und schaudernd erleben wir, wie diese Ergießungen ihren literarischen Anregungen sogar noch um eine Dimension voraus sind, nämlich um die der unfreiwilligen Satire. Ein exemplarisches Beispiel dafür bietet Ariane Barths Essay im SPIEGEL Nr. 35, 1979. Der Titel lautet: „Reise ohne Ziel“, zitiert aus dem literarischen Werk von Peter Rosei. Jene distanzierende Ironie, die sonst die Diktion des Magazins ausmacht, wird hier bald aufgezehrt von der Beschäftigung und schließlichen Identifikation mit dem Gegenstand; unversehens und durch die Hintertür, aber keineswegs ziellos, schleichen sich Ideologeme ein, die zunehmend in der Literaturszene ihr gespenstisches Unwesen treiben.

„Am wunderbarsten ist immer das Unsägliche“

Um würdigen zu können, welchen besonderen Urschlamm die SPIEGEL-Redakteurin dort schaumig schlägt, muß man sich einige Phasen der Literaturinterpretation der letzten Jahre vergegenwärtigen.

Nach den tollen und studentenbewegten Jahren 68–72 und einer anschließenden symbolischen Grablegung sei die Literatur wieder von den Toten auferstanden und habe die Gestalt der Neuen Subjektivität angenommen. Die Dichter hätten sich wieder auf ihr individuelles Dasein, auf die Komplexität menschlicher Existenz anhand des Beispiels ihrer eigenen Person besonnen und sich nicht mehr nur als entseelte Sprachrohre für Aufklärung und Agitation verstanden. Der Alltag, das Konkrete, Besondere und Eigen-Artige habe wieder Eingang gefunden ins dichterische Werk; das gesellschaftliche Engagement sei, aus höherer Einsicht oder tieferer Resignation, zurückgetreten.

Daraus erwachse die Literatur der Neuen Innerlichkeit, in der schon der Riß zwischen Innen- und Außenwelt konstituierend sei. Der Dichter neige dazu, sich selbst genug zu sein und von sich als Inkarnation des Weltgeistes zu künden; nur mit den schreckhaften Fühlern der Sensibilität taste er noch widerwillig nach außen. Nun aber, um Ariane Barth zu folgen, ist jene Literatur, die „Ein Eigentliches“ im Roseischen Sinn zu suchen trachtet, quasi noch eine Stufe tiefer emporgeklommen. Tiefer, weil nunmehr die Dichter von allen Oberflächlichkeiten und Marginalien, die da heißen Gesellschaft, Realität, Politik, Krieg und Frieden, Vergangenheit und Zukunft, sich endgültig freigemacht hätten, um die wahren Gründe des Seins, des Selbst und des wesenden Wortes zu ergründen. Zunächst hinabgestiegen nur in das eigene Ich, steigen sie neuerdings mitsamt dem zerfließenden und „zerlösten“ Ich noch tiefer ab: ins Mysterium. „So Da Sein in seiner ganzen Menschlichkeit als einzelner“, wie Rosei munkt.

Empor geht es mit dieser Literatur, weil sich darin ein modernes Lebensgefühl ausdrücke und sie sich am weitesten von den Konventionen wegbewege. So ist denn auch in dieser SPIEGEL-Rezension in besonders heftig bewegten Worten die Rede von der „Bewegung an sich als Lebensinn“ und der „Ziellosigkeit des Lebens“, von der gesellschaftlichen Verweigerung und insbesondere der „intellektuellen Zielverweigerung“, der „Philosophie des Aussteigens“, die massenhaft junge Menschen ergriffen habe und offensichtlich ständig weiter grassiert wie der Schnupfen beim Wettersturz. Die „gewaltige Zielsetzerei“ der alten Ordnungsmächte gerät – in was? – in Bewegung natürlich, statt dessen breiten sich alternative Lebensformen aus, auch die „Flucht zur Gefühls- und Phantasiewelt“ – statt der „gewaltigen Zielsetzerei“ lockt nun offenbar die nicht minder gewaltige Zielverweigerung.

Wie wäre diese neue Literatur des „So Da Seins“ und der marktfesten Mystik zu nennen, die möglicherweise auch „die Stimmung im deutschen Kulturbetrieb trifft?“ Nach der Neuen Innerlichkeit vielleicht die Allerneueste Innerlichkeit, oder besser noch die Neue Allinnerlichkeit?

„Ein Durchwehtes“

Um ihren Thesen von der „Aussteiger-Szene“ und der entsprechenden Neoromantik in der Literatur Beine zu machen, zieht Ariane Barth Peter Rosei an den Haaren herbei.

Roseis Schilderungen Aus dem Leben eines Taugenichts – er nennt sein Buch allerdings „Von Hier nach Dort“ – bewegen sich, anders als frühere Werke von ihm, auf dem schmalen Grat zwischen Kitsch und Kunst, zwischen Schlichtem und Ergreifendem, mit einer schweren Schlagseite zum schlichten Kitsch auf Kosten der ergreifenden Kunst. Die blaue Blume der Romantik schießt mächtig ins Kraut, überreif, schon mit einem Stich ins Lila-Verwelkte hinein; „ein Durchwehtes, Geisterhaftes“ (Rosei) kommt uns bei der Lektüre an. „Von Hier nach Dort“ ließe sich so beschreiben: Ein ausgeflippter Gemütsmensch fährt auf dem Motorrad ziellos gen Süden, genießt die Landschaft und seine Fremdheit unter den Menschen, kehrt wieder zurück, um mit seinem Freund Perkins Rauschgifthandel zu treiben, geht mit dem wohlverdienten Geld erneut auf Reisen, diesmal im Jet, mietet sich in einem First-class-Hotel ein und wird vermutlich weiter ziellos herumreisen.

Pardon, natürlich ist alles ganz anders. Der Gemütsmensch ist ein empfindsamer Fremdling, die Reise ist eine Parabel für die „Totalansicht menschlichen Lebens“ (*Die Zeit*), so wie Rauschgift eine Metapher für geistige Genüsse ist, die Phantasie des Fremdlings erfüllt die Landschaften mit schönerem Leben (und das ist wirklich schön), und seine Wehmut verwandelt alles Irdische in ein Gleichnis des Vergehens: „Das ist ja das Schöne am Leben, daß es vergeht. – Darüber wurde ich traurig. Sollte alles Glück im Unglück liegen? Es schien so.“

Das sind Sätze, aus denen es zartbitter, schmerzlichschön und süßsauer zugleich trieft. Ein gefundenes Fressen für Feuilletonisten, die ihrerseits solche Sätze vor den Leser werfen: „Die Drogen, sie sind geistiger Stoff für Geschichten vom Aussteigen aus jeder Art von Materialismus und dazu Symbole für die Literatur als Rauschmittel.“ (A. Barth)

Literatur als Nervengift also, als künstliches Paradies, als alternative Religion; Bücher, die man nur noch durchschreiten kann wie eine Kirche, Vernunft ab zum Gebet. Da fault dann sogar jener fruchtbare Kern der Literatur, ihre utopische Dimension, ihr auch und gerade in der Darstellung des Leidens enthaltener Gegenentwurf zum Gewicht der Welt, der Welt allerdings in ihrer konkreten gesellschaftlichen Ausformung.

Ist man als Leser out, wenn man sich nicht über mystische Märchenbücher beugt, über entrückte Beschwörungen, literarische Zettelkästen von vereinzelt Beobachtungen, über denen sich die Fiktion einer der Sprachlosigkeit entgegentreibenden Sensibilität wölbt? Schreitet die Literatur wirklich fort von der Empfindsamkeit zur Gefühlsduselei, von der Neuen Subjektivität zum Neokitsch, von der Auseinandersetzung mit sich und der Welt zum wesenden Wort, von der Literatur zur Mysteratur?

Schon ist schwer zu sagen, wer in diesem neuesten Mythodrom des Literaturbetriebs Schrittmacher ist und wer dicht an der Rolle hinterherfährt – fassungslos raunende Rezensenten oder die Jünger der neoromantischen Innerlichkeit.

Die Pappkameraden

Aber vielleicht ist es übertrieben, solche Fragen zu stellen, wo doch schon der theoretische Boden, aus dem solche Nebelschwaden wallen, verseucht ist vom Gift des Vorurteils.

Kein Zweifel, daß unter einer wachsenden Zahl vor allem junger Leute aus

bestimmten Schichten die Faszination der Privatisierung im kleinen Kollektiv, Desinteresse am öffentlichen Leben, Versuche von eigenen, den offiziellen Forderungen gegenläufigen Lebensformen an Anziehungskraft gewinnen und standhaft erprobt werden. Ob das in mancher Hinsicht nur eine neue, pink und blau eingefärbte Variante der alten himmelblauen Romantik der „Zivilisationsflucht“ ist, sei dahingestellt. Wer beobachtet, wie bierernst manche an der biodynamischen Ziegenmilch nuckeln und wie verbissen sie Fladenbrot kauen, der mag erstaunt darüber sein, zu welchen Mutationen der Kleinbürger fähig ist. Aber es werden hier doch nicht schlichtweg nur Ziele verweigert, sondern es werden neue, sogar sehr anspruchsvolle Ziele gesetzt – nicht „Zielverweigerung“ als Lebenssinn, sondern neue Zielsetzung ist die Triebkraft: Die Welt als Wohngemeinschaft, als zwangloses Kommunikationszentrum wird ersehnt, Wohlbefinden statt Streß und Konkurrenz, Menschen statt Macher.

Dies ist eine Antwort auf unsere gesellschaftlichen Zustände, wenn auch keine radikal politische Antwort; ob es eine zukunftssträchtige und langfristige Alternative zur autoritär-privatwirtschaftlich verfaßten Gesellschaft ist, wäre freilich sehr die Frage.

Aber was hat es denn mit der „intellektuellen Zielverweigerung“ überhaupt auf sich? Auffallend ist doch eher, wie viele die abverlangten Ziele verinnerlichen, sich auf das Prokrustesbett von Konkurrenz und Karriere, Profit und Proporz zwängen lassen und zu allem bereit sind, um nicht in die Rolle von Außenseitern zu geraten. Nicht Opposition, sondern Opportunismus steuert allenthalben Taten und Worte, und dies auch in besagtem Essay.

Welcher Aufwand an Mystifikationen, welches Jonglieren mit griffigen Sprachregelungen, welch lockender Tanz mit den sieben Schleiern, um nur die naheliegende Frage zu verdecken, was denn die reale Ursache, der konkrete Anlaß einer von Minderheiten praktizierten Verweigerungshaltung ist; wie der Fluchtpunkt heißt; welche Gesellschaft da wen schreckt. Ach ja, die Konsumgesellschaft. Ach ja, die Gesellschaft als solche. Ach ja, der Staat an sich. Ach ja, das Leben.

Abstrakta sind es demnach, die Umwelten und Lebensmöglichkeiten zerstören. Begriffe haben den Konsum fetischisiert. Worthülsen zwängen uns ein. „Die Wirklichkeit ist stets eine Illusion . . .“ An diese Illusion, daß die Wirklichkeit stets eine Illusion sei, klammert sich Ariane Barth.

Es ist die Sprache der Herrschenden, die uns aus ihrem Mund entgegensäuselt. Das zeigt sich daran, daß in dieser Sprache die Herrschaft niemals beim richtigen Namen genannt wird. Und auch in der Literaturtheorie wird die alte Gebetsmühle, in der nur noch papierene Dogmen rascheln, selig weitergeleiert. Der unüberbrückbare Abgrund zwischen Wirklichkeit und Ich – als ob nicht auch noch das allerzerrissenste oder unfäßlich scheinende Ich Teil einer Wirklichkeit wäre, und sei sie noch so atomisiert und entzöge sich zusammenhängendem Denken. Weiter: Selbst wenn als einzig faßbare Reaktion eines schon ins Fiktive gekünstelten Ich dessen Sprachverhalten auf die Zudringlichkeiten der äußeren Welt bliebe – auch dieses Sprachverhalten gewinnt nicht jenseits von Zeit und Raum Gestalt. Pappkameraden von Aporien werden da aufgebaut, die gar nicht stehen können, weil sie durch den dialektischen Widerspruch, den sie ungelöst in sich tragen, schon zusammengeknickt sind: Die Wirklichkeit sei pure Fiktion – das darf als wirkliche Annahme gar nicht ernst genommen werden, da die Annahme selbst sonst zur Fiktion hoch zwei wird; in

sich geschlossene Urteilssysteme – und wahrhaftig, da werden in ausgewogener Weise Kapitalisten und Marxisten ins gleiche Töpfchen geworfen – seien abzulehnen: aufgrund welchen geschlossenen Urteilssystems? Wenigstens verschont uns Ariane Barth mit dem sonst üblichen Trick, die Negation der Kategorie des Gesellschaftlichen zum ausnehmend Hochpolitischen einer solchen Literatur falsch-zumünzen.

Der Nicht Anwesende auf dem Moped

Nur folgerichtig scheint es, daß eine Literatur, die von sich selbst sagt „Dorthin geht mein Wünschen: Alles abtun“ (P. Rosei) von Autoren verfaßt wird, in denen das alte Dichtertum aus monchischer Askese und freiwilliger Spitzweg-Idylle wiederaufsteht. Jedenfalls wird uns Peter Rosei stilisiert als einer, der „nur ein billiges Zimmer, Bett, Stuhl, Tisch, Kasten“ braucht, wo dann auch „wenig zusammenzukehren“ ist; selbstverständlich ohne Telefon und Zeitung, gelesene Bücher werden weitergegeben – wir verstehen: Kann man sich einen romantischen Jüngling vorstellen, der im Wirtschaftsteil der Zeitung blättert oder mit der Einwohnermeldebehörde telefoniert? Während der Held in „Von Hier nach Dort“ noch auf einem schweren Motorrad fährt, ist „das teuerste Ding, das Rosei besitzt, ein Moped“.

Aber vielleicht gibt es eine naheliegendere Erklärung für solch unzeitgemäße Bescheidenheit als Roseis Vorhaben „Der Welt freundlich sein als Nicht Anwesender“? Denn zu den vielen Verweigerern unter uns zählt Ariane Barth auch den „Geschäftsmann“ und Inhaber des Residenz-Verlags Wolfgang Schaffler. Traut man ihren Auskünften, so muß sich der Schluß aufdrängen, daß Schafflers Kunst der Verweigerung vor allem im Verweigern angemessener Autorenhonorare besteht. Im SPIEGEL heißt es:

„Zum Beispiel haben sie (die Autoren) mit ihrem Verleger noch nie um Prozente gehandelt. Schaffler: „Sie leben ja in großer Bescheidenheit, sie beschäftigen sich viel mit dem Tod, und sie schreiben für sich selber.“

Aha. Das wirft ein ganz neues Zwielicht auf die „Philosophie der Ziellosigkeit und des Amateriellen“, die Schaffler seinen Autoren andichtet. Entspringt etwa, die boshafte Frage drängt sich auf, die Bedürfnislosigkeit dieser Autoren, ihr schmerzliches Hinneigen zum Tod, der sozial schlechten Lage, die der Residenz-Verlag zielstrebig fördert, um den richtigen Boden zu bereiten für die Literatur des Weltschmerzes? Müssen diese Autoren „Abschied von der kleinen Welt der vielen besitzbaren Dinge“ (SPIEGEL) nehmen, weil sie Telefongebühren und eine neue Garnitur Socken nicht zahlen können? Muß sich Peter Rosei mit einem Moped begnügen, weil sein Verleger ihm eine Honda verweigert? Dann käme selbst sein Wunschtraum, daß „auf den Deckeln seiner Bücher gar nichts stünde“, den Kalkulationen des Residenz-Verlags entgegen, weil Druckkosten gespart würden. Und auch Roseis Einsicht: „Mit dem, daß die Arbeit schwer, das Ergebnis gering ist, weise ich darauf hin: Mühe Dich, aber Du kommst nicht weit“, bekäme einen ganz eigenen Sinn.

Welch ein prosaischer, von der Wirklichkeit kapitalistischen Gewinnstrebens gesättigter Zusammenhang zwischen Kunst und Kommerz wird hier von Ariane Barth hergestellt, und das mit dem Anschein von Naivität, der die ganz großen Satiriker auszeichnet.

Es sollen hier, mit Verlaub, nicht die literarischen Verdienste des Residenz-Verlags geschmälert oder gar in Abrede gestellt werden. Er hält das copyright von wichtigen und bedeutenden Büchern. Aber in einem Atemzug zu sagen, daß der Inhaber eines Verlagshauses „finanziell erfolgreich“ sei und gleichzeitig zu verschweigen, daß er vom österreichischen Staat subventioniert wird, ihn dann zu präsentieren als einen, der sich „jedenfalls nie mit den Herrschenden arrangieren“ (Schaffler) will, ihn zu beweihräuchern als kunstsinnigen und selbstlosen Mäzen der „Philosophie der Ziellosigkeit und des Amateriellen“, und dann den Geschäftsmann, der sich wahrlich nicht durch autorenfreundliche Verträge einen Namen gemacht hat, über die Selbstbescheidung und Todeslust seiner Autoren schwadronieren zu lassen – das darf man nicht mehr als unfreiwilligen Witz nehmen, das ist zumindest unfreiwilliger Zynismus, vor dem man auch Autoren in Schutz nehmen muß, die einem nicht immer sehr viel zu sagen haben.

Sand schaufeln statt Schreiben

Man kann diese Art der Literaturpolitik, belustigt oder betroffen, weiterdenken: Schriftstellergewerkschaften werden wegen ihrer zielgerichteten Interessenvertretung und ihres Materialismus abgeschafft. Wer wird denn, der die Kunst und die Schlichtheit liebt, mit den Verlegern um ein paar Prozent handeln wollen? Warum sollen die Dichter überhaupt Geld bekommen? Denn von „Träumen in zerstörter Umwelt“, dem „Gelächter in tautologischer Hoffnungslosigkeit“ kann doch am intensivsten aus dem letzten Loch gedichtet werden.

Um den Autoren das „Aussteigen aus jeder Art von Materialismus“ (SPIEGEL) zu erleichtern und damit die schöpferische Freiheit zu gewährleisten, stellen die Verlage billige Zimmer, Bett und Kasten zur Verfügung. Kleidung und Essen werden einfach gehalten, Telefon und Zeitung braucht es nicht. Könnte doch der Dichter beim Ausbrüten von wehmütigem Edelkitsch durch Telephongeklingel gestört werden, oder gar in der Zeitung lesen, wie sein Verleger reist, oder daß gerade ein Krieg ausgebrochen ist. Alkoholika und Rauschmittel aller Art werden großzügig angeboten, damit der „Trip von irgendeiner in irgendeine andere Wirklichkeit“ (SPIEGEL) leichter fällt und die rechte Morbidität und „Zerlösung“ sich einstellt.

Der Börsenverein stellt jedem Autor ein Mofa zur Verfügung, damit die Jungs auch mal an die frische Luft kommen und ihre Elegien mit Landschaftsschilderungen anreichern können, sowas mögen die Leute. Wenn den Autoren nichts mehr einfällt, können sie ja „Sand schaufeln oder Fabrikhallen auskehren, so wie er (Peter Rosei) es schon als Jura-Student getan hat“ (SPIEGEL). Vielleicht läßt sich bei reichlichem Genuß von Lesefutter, das auf solch kargem Boden gewachsen ist, auch das Publikum so erziehen, daß es nicht nur nichts auf den Buchdeckeln, sondern auch zwischen den Buchdeckeln erwartet? Peter Rosei ahnt es voraus: „Was sollen die Bücher? Die Literatur ist doch nur ein Hilfsmittel, ein Umweg zu dem richtigen Leben. Jemand, der wirklich das Glück gefunden hat, der will darüber kein Buch schreiben, der lebt dann einfach.“

Die Chefs

Aber so weit sind wir noch nicht. So schwärmerisch in diesem SPIEGEL-Essay aus

einem gutdotierten Sessel, nicht etwa Stuhl, hinter einem Redaktionsschreibtisch voll Schlagzeilen und Elektronik die Mysterien der Ziellosigkeit und des Amateriellen besungen werden, so zielgerichtet nach rückwärts, sozusagen tendenzgewendet, ist eben die Intention: der Schriftsteller als Märchenerzähler, blauäugiger Romantiker oder sprachtrunkener Mystifikator ist gefragt. Ab mit ihm ins Alternative, ins Laufstallchen der FdGO, damit dieser Staat seine erwachsenen Kinder, die Konzerngiganten der Konsumproduktion, der Kernkraftwerke und der Hochrüstung liebevoller umhegen kann.

Noch stehen allerdings ein paar kritische Geister störend im Weg herum und wollen in der Bewegung an sich nicht ihren Lebenssinn sehen.

So nimmt es nicht wunder, daß in Ariane Barths Essay „links“ buchstäblich in Anführungszeichen gesetzt wird, wie anderswo die DDR, und die peinlichsten Vorurteile herhalten müssen gegen jene armen Irren, die angeblich „noch wissen, wie die Welt werden soll“. Da bricht scheinheiliges Erstaunen aus über eine „Literatur der Linken“, die „in einem intensiven Verhältnis, wie zwischen Schläger und Geschlagenen, zu Staat und Gesellschaft stand“ (Hervorhebung R. R.). Ei der Daus! Es müssen wohl Phantomschmerzen gewesen sein, die wir spürten, als Phantompolizisten ihre Phantomknüppel schwangen . . . und die heute neben vielen anderen sogar biedere Naturfreunde aus der „Aussteiger-Szene“ zu spüren bekommen, wenn sie ihr Blümchen gegen Kernkraftwerke recken.

Und was wird aus den „Gesellschaftsveränderern mit diesem Durchsetzungswillen“? (SPIEGEL) Peter Rosei gestand es Ariane Barth: „Ein Chef sind seine Kommilitonen, die geistig mit den deutschen Studenten demonstrierten, alle geworden.“

Da wird es mit den hiesigen Linken wohl auch nicht anders gekommen sein. Also war der sogenannte Radikalerlaß eine Fürsorgemaßnahme dieses Staates, um seine schärfsten Kritiker in die Aufsichtsräte zu befördern. Die Opfer der Berufsverbote lassen schön aus den Chefetagen grüßen.

Wir haben begriffen. Statt der „Religion des Marxismus“ wird uns Literatur als Opium angepriesen. „Am wunderbarsten ist immer das Unsägliche.“ Nur Sterben ist schöner.

Oskar Neumann Liebe auf Tod und Leben

Das Gemeinsame und das Andere bei Rolf Hochhuth – „Eine Liebe in Deutschland“ – und Max Walter Schulz – „Der Soldat und die Frau“.

Zwei Autoren behandeln ein großes menschliches Thema aus den unmenschlichsten Jahren unserer Geschichte: Liebe hinweg über die Fronten des letzten Krieges. Die Beziehung von Pauline, der deutschen Frau, zu dem polnischen Kriegsgefangenen Staniek, von der Rolf Hochhuth berichtet, endet mit Mord und KZ. Von dem deutschen Soldaten Martin Röder läßt uns Max Walter Schulz wissen, daß er mit Olga Petrowna zusammengeblieben ist, der Frau, die den Gefangenen damals nach Stalingrad anstelle eines Pferdes als Zugtier für den Aufbau ihres verbrannten Dorfes reklamiert und so vor dem Erschießen wegen geheimen Waffenbesitzes gerettet hat. Die Geschichte dieses Wunders, die Legende dieser Menschwerdung erzählt Schulz in der Form der Novelle; er tut es meisterhaft, und die Resonanz dieses Werkes ist seit der ersten Veröffentlichung in der Zeitschrift des Schriftstellerverbandes der DDR *Neue Deutsche Literatur* ganz außerordentlich. Im Interesse einer adäquaten Wirksamkeit seines Buches in der Bundesrepublik hat sich Hochhuth zu einer völlig anderen Art der Darstellung gezwungen gesehen; er konnte nicht einfach die Geschichte dieser zwei Menschen so erzählen, wie schon viele andere Geschichten von Liebe und Tod erzählt worden sind.

Um die Umstände dieser Liebe zwischen der Deutschen und dem Polen im faschistischen Deutschland verständlich und damit seinen Bericht davon für den Leser heute folgenreich zu machen, mußte Hochhuth auch die Spuren des damaligen Geschehens aufzeichnen, wie er sie jetzt bei seiner Nachsuche in dem badischen Dorf Brombach vorfand. Und weil schließlich der Fisch zuerst am Kopf stinkt, hat Hochhuth – wider Willen, wie er sagt – noch eine dritte Ebene hinzugenommen: die „Krankenblätter“ der Machthaber, dieser in der Sicht des Autors vom Wahnsinn Gezeichneten.

Über die Effektivität dieses Verfahrens ist nicht mehr zu diskutieren. Sie ist bestätigt schon dadurch, daß wir als Antwort auf einige Sätze Hochhuths von einem seinerzeit noch amtierenden Ministerpräsidenten zu hören bekamen, was damals Recht gewesen sei, könne heute nicht Unrecht sein, und daß wir diesen furchtbaren Juristen Hitlers in der Folge dann wenigstens als Regierungsspitze des Landes Baden-Württemberg losgeworden sind. Wann gelingt schon einem Autor ein Text, von dem sich ähnliches sagen läßt in diesem Land. Dabei bin ich überzeugt, daß sich die Wirkung des Buches durchaus nicht in diesem einmaligen spektakulären Politikum erschöpft. Sie reicht weiter, geht tiefer, und zwar wegen der hohen ideellen und ästhetischen Qualität, die Hochhuths „Liebe in Deutschland“ vor allem dort erreicht und durchhält, wo er an der Person, am konkreten Ort, am exakten Zeitpunkt des Geschehens bleibt.

Da werden auf der ersten Erzählebene in Menschen, die der faschistische Rassismus, mit vielfältig anhaltenden Folgen bis heute, als „Untermenschen“ zu betrachten und als „Tiere“ zu behandeln gelehrt hat, Eigenschaften aufgewiesen, wie man sie sich in unserer kalten Welt für die eigenen Beziehungen nur wünschen möchte: Hilfsbereit-

schaft, Freundlichkeit, Solidarität. Es ist Stanieks alle Grenzen durchbrechende Liebesfähigkeit, und eben nicht das bloße Bedürfnis nach einer Frau (was auch schon verständlich genug wäre), das ihn so stark, so kühn macht, Pauline für sich zu gewinnen. „Schuld sind nicht wir Menschen, daß Ehebruch geschieht, sondern ist der Krieg, der uns zu Gefangenen macht und Ehen trennt – und gäbe es weit und breit ein Mädchen, das nicht verheiratet ist, wäre irgendwo eins erreichbar für mich, ich ginge nicht zu Pauline – doch, doch, zu ihr ginge ich . . . Und deshalb müßte ich selbst dann heute zu ihr, wenn ich noch einmal durchs gleiche Schußfeld zu robben hätte wie bei Kowno, als mich die Deutschen in die Schulter schossen . . .“

Dagegen steht, nicht weniger scharf und überzeugend gezeichnet, was die nazistische „Volksgemeinschaft“ aus deutschen „Herrenmenschen“ gemacht hat: verkrüppelte Figuren wie diese Maria, die den Druck ihres SS-uniformierten Bruders nutzt, um sich einen Ehemann zu angeln, der ihr dann, als sie aus schäbigsten egoistischen Motiven die Liebenden zu denunzieren droht, beim letzten Heimaturlaub sagen muß: „Ich hab aber keine Lust, eine Frau zu haben, die ihr Geschäft einem Mord verdankt!“

Ebenso stark hat mich berührt, was Hochhuth auf der zweiten Erzählebene von den Personen heute berichtet, die damals Handelnde gewesen sind. Er findet sie in Gesinnungen und Haltungen vor, die zur einzigen Anklage dagegen werden, was hierzulande nach 1945 an Nichtbewältigung und Verdrängung der Vergangenheit geleistet worden ist, und das nicht nur durch weitgehende bis völlige Strafflosigkeit von Mördern, sondern auch in der mangelnden Vermittlung besserer Einsichten, menschlicher Maßstäbe an Mitgelaufene, Mitschuldige. Wie wäre es sonst möglich, daß eine „anständige“ Frau von den Umständen der grausigen Mordtat an Staniek bis heute eigentlich nur soviel im Gedächtnis behalten hat, daß ihrem Mann, damals Ortsgruppenleiter, hinterher einige Tage lang das Mittagessen nicht so recht schmecken wollte. Und sie ist keine Ausnahme. Den Altbürgermeister erschreckt noch immer der Gedanke, der Pole hätte nicht draußen im Steinbruch, sondern auch an dem Baum am Marktplatz gehängt werden können: „. . . da wäre womöglich heute noch eine Tafel.“

Auch auf der dritten Ebene gelingen Hochhuth eindrucksvolle Abschnitte, etwa in der Gegenüberstellung der Briefe des Gefreiten Dr. phil. Hartlaub mit den Tagebucheinträgen des Ministers Dr. phil. Goebbels oder in der Charakterisierung deutscher Generale als jener Gruppe, die voll verantwortlich war für die Massakrierung Europas und dann, als ihr Krieg verloren war, alle Schuld sogar im militärischen Sektor auf Hitler und die Nazispitze abzuschieben versuchte. Ich möchte das, obwohl die Bindung ans Ganze schwach bleibt, nicht missen. Was in diesen Abschnitten indes nicht geleistet wird, ist das Aufdecken, erst nicht zu reden vom sinnlichen Erfahren, der höchst realen Interessen und der tatsächlichen Triebkräfte, die diesen Faschismus und diesen Krieg herbeigeführt haben und deren Kontinuität über 1945 hinaus ja erst die Kontinuität der Speidel und Heusinger, Oberländer und Filbinger, Lübke und Carstens, Breker und Padua ermöglicht. Mit „Hitleritis“, mit „Räuschen“, noch dazu unter Gleichsetzung unterschiedlichster Motivationen, bleibt man da an der Oberfläche, wo es doch darauf ankäme, gegen die Legendenbildungen der Fest und Diewald gerade jetzt anhand der harten Sprache der Konzernherren und der Konzernbilanzen vor dem Krieg, während des Krieges und nach dem Krieg den Dingen auf den Grund zu kommen.

Es gibt bei Rolf Hochhuth eine Stelle, die als Gedankenbrücke hinüberführt zu der Hauptperson in der Novelle von Max Walter Schulz. Da die Naziführer, so steht bei Hochhuth, durch anfängliche Siege recht zu behalten schienen – Zweifler ließen sie überdies als „Defaitisten“ umbringen –, „löste ihr Siegerwahn Annexionsgelüste aus noch im simpelsten Volksgenossen, der Knecht auf einem Bauernhof nur noch war in der festen Zuversicht, nach Kriegsende vom Führer einen riesigen Erbhof in der Ukraine geschenkt zu bekommen . . . Der Fisch stank an den Flossen nunmehr ebenso widerlich wie am Kopf.“

Er stank, weiß Gott, und auch der frühere Gutsknecht und nachmalige Kriegsknecht Martin Röder ist alles andere als frei davon. Man merkt es mit Erschrecken, etwa wenn man liest, wie er sich die letzten Gedanken sowjetischer Partisanen vor ihrer Erschießung vorstellt. Aber stinkt es bei dem Knecht darum schon „ebenso“ wie bei den Herren? Da setzt die Novelle vom Soldaten und der Frau mit ihrem Spannungsfeld von Mitschuld und Nichtschuld an. Gewiß geschieht dem Röder nicht unrecht, als der Starschina, der ihm eben die versteckte Pistole – letztes Fundstück bei der Leiche des toten Sohnes – abgenommen hat, ihn anbrüllt: „Faschist!“. Und doch ist schon im Augenblick, da der Russe ihn trotz Recht und Gesetz nicht erschießt, auch ein Stück ausgleichender Gerechtigkeit für den, der im Leben immer zu kurz gekommen ist, mit im Spiel. So versteht er um diese Zeit immerhin soviel von der Vergangenheit, daß es sein „gnädiger Herr“ gewesen ist, der ihm die Frau, Maria, in die Giftbude der Rüstung gesteckt hat, wissend, sie mußte dort mit ihrer schwachen Lunge kaputtgehen. Auch von der Gegenwart hat er, wenn nicht viel, so doch etwas bald begriffen: „ . . . wer sonst führt der Herren Krieg, wenn nicht ich, der kleine Mann. Was für einen Krieg wollten denn die Generale anfangen, wenn sie keine fänden zum Mitmachen.“ Und wenn er gar von der Zukunft träumt, dann so, daß er nicht an ein Gut in der Ukraine, sondern an ein Zuhause denkt, wo er nie mehr im Leben gnädigen Herrschaften die Pferde satteln und die Steigbügel halten würde. Was dieser Kopf denkt, hat allemal mit dem zu tun, was die Hände, ehe sie Werkzeuge der Vernichtung wurden, ein Leben lang gut gemacht haben: Selten genug, daß sie die Frau streichelten. Oft genug, eigentlich immer, daß sie arbeiteten. Da beginnt seine winzige Chance, soweit unten wie nur möglich, als ungewollter Ersatz für das Pferd, das die Frau nicht bekommen kann, weil die Rote Armee es braucht. „Gut, hat die Frau gesagt, dann gib mir einen von diesen deutschen Hengsten. Er soll sein Fressen haben. Und die Kandare. Sie wolle ihn auch wieder umtauschen, hat die Frau gesagt, gegen ein anständiges Pferd.“ Und er? „Hilf mir, Maria, sag mir, was ich denken soll. Ich will nicht durchdrehen. Ich will auch nicht sein wie ein Pferd, nicht sterben und nicht leben so. Ich bin doch ein Mensch.“ Das ist leichter gesagt als getan. Denn: „Dann mußt du dir einfallen lassen, wer du bist.“ Und dahin ist es noch weit.

Nächst der Erinnerung an Maria sind es die neuen Begegnungen, die ihm helfen, Mensch zu werden. Dabei können die Sowjetbürger nicht vergessen, was für sie alle die erste Berührung mit den Deutschen bedeutet hat: Zerstörung ihrer Aufbauarbeit, Raub ihrer Habe, Mord an ihren Angehörigen. So ist es der Stabsveterinär, der zuerst auf den Haß trinkt, „Auf den Haß des Menschen, der Mensch ist. Auf den Haß, der das Leben sauber hält!“, und der dann die vertrackte Situation um diesen Röder soweit in Ordnung bringt, daß er den Deutschen – nicht mehr den Kriegsknecht, sondern den Gutsknecht – zum Aufbau des Vorwerks und als

„Spezialisten zu neuer Ingangbringung der Pferdezucht“ in den verwüsteten Kolchos abkommandiert. So ist es die Babuschka, von der Röder meint, sie wollte ihm den Schädel einschlagen, die ihm das Beil zum Holzspalten in die Hände drückt und die deutsche Mütze vom Kopf schlägt, um ihm eine Tuchkappe mit abgewetztem Fell und dicken Ohrenschützern draufzusetzen. Tamara, das Mädchen mit der Großmutter, die eine Deutsche von der Wolga war, und mit dem Schandfleck, daß alle im Dorf glauben, sie habe es mit den Okkupanten getrieben, wird gewissermaßen zur Bewährung von den Kolchosfrauen zur Wächterin Martin Röders bestimmt; gerade sie hat allen Grund, ihm nichts an harter Wahrheit zu ersparen, und doch gibt diese Tamara, als sie ein Stück Brot für sich und ihren Gefangenen bricht, ihm die größere Hälfte. Schließlich ist es immer wieder Olga Petrowna, der die Deutschen den Mann genommen haben, die nach dem Wunder der Lebensrettung das größere Wunder an Röder vollbringt, angefangen von dem Augenblick, da sie ihn nicht mehr als Zugtier behandelt und ihm als Zeichen der aufkeimenden Menschenbeziehung die Reibfläche einer Zündholzschachtel, fünf Streichhölzer dazu, das Ganze mit einem Zwirnfaden umwickelt, hinwirft. So kann auch er anfangen, das Wichtigste zu begreifen: „Der Mensch kann sich nur auf eins verlassen: daß einer den anderen braucht.“ Er besteht die Probe auf dem Prüffeld der gemeinsamen Arbeit, die Frau bewahrt und verwandelt ihn für eine gemeinsame Zukunft.

Spricht nun das Übereinstimmende bei Hochhuth und Schulz für eine nach wie vor einheitliche deutsche Literatur oder bestätigt das jeweils Andere in diesen beiden Büchern das Bestehen von zwei Nationalliteraturen? Gerade bei der Einheitlichkeit des geschichtlichen Hintergrunds und bei so viel Übereinstimmung auch in der antifaschistischen Intention der Autoren ist das Entstehen von zwei doch so unterschiedlichen Werken nicht zufällig. „Eine Liebe in Deutschland“ ist für die Bundesrepublik so bedeutsam geworden, weil das Buch für uns hier geschrieben ist – und darum ganz anders als die Novelle von Schulz. „Der Soldat und die Frau“ konnte so nur in der DDR entstehen, aus allgemein gesellschaftlichen und aus speziell literarischen Gründen. Die Überwindung des Faschismus, die im Gegensatz zur Bundesrepublik dort von Grund auf geleistet wurde, war eine Aufgabe, die nur mit der Beseitigung der ökonomischen Wurzeln zu lösen war, aber sich zugleich darin nicht erschöpfte. So entwickelten sich auch schon früh auf den neuen Grundlagen drüben und auf den alten hier durchaus unterschiedliche bis gegensätzliche Literaturgesellschaften. Hans Mayer und Stephan Hermlin haben seinerzeit die Literatursituation im Osten und Westen Deutschlands anhand von Leselisten und Leserbefragungen aus den Jahren 1947 bis 1949 eingeschätzt und dabei schon zum Zeitpunkt der Gründung beider deutscher Staaten eigentlich das Vorhandensein zweier deutscher Literaturen gefunden: Im Osten dominierten Thomas und Heinrich Mann, Anna Seghers, Becher und Brecht, Friedrich Wolf und Hermann Hesse, und das nicht nur beim traditionellen Leserpublikum, sondern sehr viel breiter, für die Schichten, „die insgesamt den Tenor der gesellschaftlichen Selbstverständigung bestimmten“. (Sigrid Bock und Dieter Schiller, Gespräch über Exilliteratur in „Sammlung 2“, Röderberg 1979, Seite 161 ff.) Für den Westen stellte die Untersuchung – bei völligem Fehlen von Heinrich Mann und ganz geringem Bekanntheitsgrad von Seghers und Becher – zunächst das Vorherrschen von Carossa, Bergengruen und Ernst Jünger fest; diese Hauptrichtung wird dann mit der Gründung der Bundesrepublik noch einseitiger und extremer – neben Jünger tritt

der andere „Edelfaschist“, Gottfried Benn. Diese herrschende Kultur isolierte uns zugleich auf Jahre hinaus mehr oder minder von der neueren sowjetischen Erzählliteratur über den Zweiten Weltkrieg. Gerade sie wird in der DDR von Anfang an besonders aktiv aufgenommen – neben der deutschen antifaschistischen Tradition eine weitere unerläßliche Voraussetzung für das jetzige Erscheinen und die Rezeption des Buches von Max Walter Schulz. Sicher trifft das ganz besonders auf Simonow zu, der mit seiner Person und seinem Werk für Schulz „als Angebot und Herausforderung gewirkt haben“ muß, einen entsprechenden deutschen Beitrag zu einem Thema zu versuchen, das „noch immer so viel Ungesagtes enthält“ (Hans Kaufmann, *NDL* 6/79).

Bedeutet nun die Zugehörigkeit zu getrennten Nationalliteraturen ein Abgeschlossen sein jeweils nach draußen? Bisher Ungesagtes so zu sagen, wie Hochhuth es auf seine und Schulz auf andere Weise getan haben, – solch ein Buch ist durchaus für Leser in beiden deutschen Staaten und darüber hinaus fesselnd und aktuell. Haben doch die Völker eben jetzt allen Grund, sich gegen akute Gefährdungen zu wehren, die uns dorthin zurückzubringen drohen, wo wir 1945 noch einmal – zum allerletzten Mal – davongekommen sind.

Ansgar Hillach

Die Jetztzeit und die Sprengkraft der Wahrnehmung

Zu den Gesammelten Schriften Walter Benjamins

Die Aktualität einer geschichtlichen Erscheinung bewährt sich nach Benjamin darin, daß diese zur Gegenwart in eine Konstellation tritt, in der sich, über den Abgrund der Zeit hinweg, eine Ähnlichkeitserfahrung von existentiell Rang einstellt. Solches geschieht in der Zeitform des Momentanen, in einem der Transzendenz zum bloßen Hier und Jetzt allein fähigen Nu des gelebten historischen Augenblicks. Seinem Subjekt stellt sich das Bild des Vergangenen ebenso notwendig wie absichtslos ein. Benjamin faßt diesen Vorgang metaphorisch als „Einfall des erwachten Bewußtseins“ oder als im Augenblick einer Gefahr aufblitzende Anweisung zur Rettung. Alles kommt darauf an, daß das Bild festgehalten und entziffert werden kann, daß dem, der eben noch träumte oder im Vertrauen auf die Dauer des Gegebenen dahinlebte, die Geistesgegenwart nicht fehlt, das unversehens Aufblitzende sich nutzbar zu machen. Diese Fähigkeit ist aber eine dialektische in dem materialistischen Sinne, daß sie im Aufsprengen des zeitlichen Kontinuums, welches die Vergangenheit okkupiert und die Zukunft vorwegbestimmt, praktisch wird. Dialektisch ist sie deshalb, weil das Bild des Vergangenen an seine Erkennbarkeit und seine Einlösbarkeit, an eine geschichtliche Zeiterfahrung geknüpft ist, und weil die Erfüllung nicht zufällt, sondern praktisch ins Werk gesetzt werden muß. Der Einfall des erwachten Bewußtseins, das Bild der Rettung wird dialektisch durch seine Aufhebung als Moment von Theorie, durch seine konstruktive Bewahrheitung, welche Lösung angesichts des geschichtlichen Kontinuums von Herrschaft eben die revolutionäre ist.

Erinnert man sich der Vorgeschichte, welche eine erreichbar vollständige und textkritische Benjamin-Ausgabe dringlich machte, also die Zeit der Studentenbewegung, so wird deutlich, wie sehr Benjamin damals selbst unter dem Stern stand, den er geschichtsphilosophisch aufgehen ließ. Erwachte nicht wirklich damals eine Generation – und nicht allein die ihr Zugehörigen –, und war nicht Benjamin, den man bis dahin als Esoteriker von Adornos Gnaden anhand zweier Werkauswahlen nur kontemplativ rezipiert hatte (wenn überhaupt, – war er nicht im Moment, da der Traum einer Effizienz antiautoritärer Aktionen zerfiel, tatsächlich der Einfall des zum dialektischen Materialismus erwachenden Bewußtseins dieser Generation, die, wie es schien, in Bruchstücken zu lesende Anweisung, „die Revolte an die Revolution zu binden“ – ? (II, S. 307). Daß Benjamin von einer „unterdrückte(n) Vergangenheit“ sprach (I, S. 703), deren rettende Wahrnehmung eine revolutionäre Chance für die Zukunft darstelle, schien auch auf ihn selbst zuzutreffen, wurde doch offenbar, wie sehr Horkheimer dem vom exilierten „Institut für Sozialforschung“ materiell abhängigen Benjamin aus politischen Rücksichten Einschränkungen der Publikationsform auferlegt hatte, und wie insistent Adorno noch an den Schriften des Toten eigene Intentionen zur Geltung brachte, nachdem er in den Diskussionen der dreißiger Jahre nicht allein als kritischer Freund, wie es freilich stets gemeint war, im Interesse einer durchgebildeten Dialektik und der Benjaminschen Ursprungsinten-

tionen aufgetreten war, sondern faktisch eben auch als Instanz, die in Sachen ästhetischer Theorie den Reflexionsstandard der Kritischen vertrat und damit eine Torhüterfunktion vor dem Publikationsorgan der ‚Zeitschrift für Sozialforschung‘ übernahm.

Das mochte damals noch im Hinblick auf die Ausnahmesituation der Exilierten, den prekären Status ihrer Institutionen und Publikationsorgane und das ideologische Spannungsfeld der Gastländer, auf das man Rücksicht zu nehmen hatte, gerechtfertigt erscheinen. In den sechziger Jahren aber stieß man sich mit Recht an der durch nichts mehr zu rechtfertigenden Arkanpraxis der Adornoschen Nachlaßverwaltung und Editionsgebarung, die unablässig schien von einer bestimmten Interpretation, mit der der Jüngere schon in den dreißiger Jahren die oft berufene „Gemeinsamkeit“ hatte stiften wollen. Das gab dem hinsichtlich der editorischen Einzelheiten, die aber nicht den Kern der Sache ausmachten, sicherlich überzogenen Streit erst seinen Stellenwert, erklärt aber auch die Empfindlichkeit, mit der die Herausgeberseite, nicht zuletzt der beste Nachlaßkenner Rolf Tiedemann (der mit seiner Dissertation eine Fülle von sonst zurückgehaltenem Textmaterial in eine Interpretation im Geiste seines Lehrers eingebunden und damit freilich auch „zugänglich“ gemacht hatte) auf die Angriffe reagierte. Das vordergründige Aufspießen partiell unzutreffender Einwände der „alternative“-Redaktion, die den Angriffen breite Resonanz verschafft hatte, wich ihrer wesentlichen Zielrichtung aus: daß nämlich ein privilegierter Kenntnisstand aufgrund zufälliger Besitzverhältnisse monopolisiert, institutionalisiert und der Durchsetzung einer bestimmten Lesart dienstbar gemacht werden konnte. Hinzu kam, daß Benjamin in einem Testament von 1932 u. a. seinen Sohn, nicht aber Adorno zum Nachlaßverwalter bestimmt hatte. Obzwar der Nachlaß heute verstreut ist und auch von anderen Instanzen und Privatpersonen unzugänglich gehalten wird, wurde aufgrund der Auseinandersetzungen um das Frankfurter Archiv und seine Sachwalter die Ankündigung einer vorläufigen Gesamtausgabe notwendig.

Sie liegt nun bis zum IV. Bande vor, enthaltend mit relativer Vollständigkeit die abgeschlossenen Schriften.¹ Der ursprüngliche Editionsplan sah vor, daß das schon jetzt rund 3 900 Druckseiten umfassende Werk innerhalb von zwei Jahren hätte erscheinen sollen, die Bände V und VI mit den unfertig nachgelassenen und den autobiographischen Schriften sollten dann 1974 und 1975 vorliegen. Verwundert liest man angesichts dessen in der Verlagsankündigung: „Größte editorische Sorgfalt wird auf die Herstellung kritischer Texte verwandt. Der kritische Apparat legt darüber im einzelnen Rechenschaft ab. Außerdem bringt er für jede Arbeit eine knappe Entstehungsgeschichte mit brieflichen Selbstzeugnissen des Autors.“ Zur Ehre der Herausgeber verdient festgehalten zu werden, daß sie sich strikt an das damit gegebene Versprechen und nicht an eine von vornherein unrealistische Zeitplanung, die wohl allein im Hinblick auf Subskribenten erfolgt ist, gehalten haben.

So bedauerlich vor allem das weitere Ausstehen der Benjaminschen Aufzeichnungen zu seinem zentralen Arbeitsvorhaben, dem ‚Passagenwerk‘, ist – das „saturnische Tempo“ (Benjamin) der Edition ist nicht nur gerechtfertigt, es kommt der – in ihrer Aufwendigkeit damals wohl kaum abschätzbaren – materialen Erschließung der Schriften zugute, die die Voraussetzung einer jeden interpretatorischen ist. Man muß die Umsicht und den selbstlosen Einsatz bei der Entzifferung und Zuordnung

von Vorstufen, Varianten und Paralipomena, der Verifizierung von Verweisen und Zitaten, der Recherchierung und Auswertung von Briefen und anderen Zeugnissen um so mehr bewundern, als diese Arbeit in dem Bewußtsein geschieht, auf längere Sicht zwar, aber doch Vorläufiges zu leisten, da vorhandene und lokalisierbare Nachlaßteile den Herausgebern nicht oder nur ausnahmsweise zugänglich sind. Nicht wenige Originalmanuskripte, von denen nur Abschriften existieren, sind verschollen, andere z. T. nur dem Titel nach bekannte Schriften müssen überhaupt als verloren gelten. Ein umfangreicher ‚Editorischer Bericht‘ in Band I gibt über den vermuteten Umfang solcher Nachlaßteile Auskunft, ferner über die Publikationsbedingungen, denen der Publizist Benjamin unterstellt war, über die postume Editions-geschichte sowie über die eigenen Editionsprinzipien und die Schwierigkeiten, denen sie begegnen. Zur Frage von Emendationen heißt es etwa: „Da nur in wenigen Fällen die Druckvorlage, die Benjamin einer Redaktion einsandte, erhalten ist, andererseits aber in den von ihm handschriftlich korrigierten Drucken in der Regel nur die größten Versehen sich vermerkt finden, ist anzunehmen, daß die Anzahl solcher Korruptelen, die die Herausgeber nicht rückgängig machen konnten, erheblich ist“ (I, S. 782).

Eine solche Textverderbnis, die offensichtlich ist, aber nicht durch Einsichtnahme in das von Benjamin angezogene Buch emendiert wurde, findet sich im ersten ‚Pariser Brief‘, wo es mit Bezug auf Maulniers ‚Mythes socialistes‘ fraglos heißen muß: „Kollektivismus der Russen“ (statt „der Rassen“, III, S. 491). Im übrigen sind die einzelnen Bände durchaus mit unterschiedlicher Sorgfalt bearbeitet; im selben Band (herausgegeben von Hella Tiedemann-Bartels) findet sich noch ein besonders grotesker Druckfehler: in ‚Rückblick auf Stefan George‘ wird in den eingeschalteten Strophen aus dem ‚Siebenten Ring‘ die Metapher der Natur dadurch unverständlich, daß „die große Nährerin“ als „Näherin“ erscheint (III, S. 397). Neben solch unfreiwillig eingebauten Rätselstellungen (die auch an Benjamins eigenen Texten, wo keine Nachprüfung weiterhilft, manche Nuß zu knacken geben) sind Auslassungen im Inhaltsverzeichnis dieses Bandes (S. 725 unter 1933) schon eher als Beeinträchtigung der Benutzbarkeit anzusehen. In diesem Falle ist freilich Abhilfe geschaffen durch das dem zuletzt erschienenen Band II beigegebene ‚Vorläufige Inhaltsverzeichnis‘, das die vier Bände umfaßt und auch ein auf den neuesten Stand gebrachtes chronologisches Werkverzeichnis enthält. Es wäre zu überlegen gewesen, ob man diesem mit Tiedemannscher Akkuratess gearbeitetem Hilfsmittel nicht bereits eine Liste der Errata und evtl. neuerer Emendationen hätte beigegeben können.

Eine große editorische Leistung stellt insbesondere Band I dar, der in seinem 470 Seiten umfassenden Anmerkungs- und Vorstufen-, Varianten- und Paralipomena zur Wahlverwandtschaftenarbeit, zum Trauerspielbuch, zum Kunstwerkaufsatz, zum Baudelairekomplex und zu den Thesen ‚Über den Begriff der Geschichte‘ enthält, sowie sehr detailliert, soweit möglich, die jeweilige Entstehungs- und Publikationsgeschichte nachzeichnet. Solange das Passagenwerk unpubliziert ist, bietet dieser Band den tiefsten Einblick in Benjamins Arbeitsweise, in die Genese seiner ausformulierten Arbeiten und die gewaltige Umwälzung, die das Gedankenmassiv seiner sprachphilosophisch fundierten Ästhetik von den frühen bis zu spätesten Werken genommen hat. So lange wird auch unentschieden bleiben müssen, ob die editorische Ausgliederung des Baudelairekomplexes aus dem

Passagenprojekt, die für Benjamin selbst schließlich nur eine Notlösung darstellte, zu Recht erfolgt ist. Eine schwer zu verschmerzende Lücke ist die – mit Umfangsrücksichten begründete – Vorenthaltung einer 41 Seiten starken Entwurfsfassung der Wahlverwandtschaftenarbeit, der frühesten erhaltenen, die lediglich „für die Textrevision vielfach genutzt“ wurde (dazu I, S. 823 f.), während die handschriftliche Reinschrift, das sog. Julia Cohn-Manuskript, das von der Druckfassung nicht unerheblich differiert, in einen umfangreichen und schwerfälligen Lesartenapparat eingeht. Eine synchrone Darbietung der drei Fassungen hätte die „faszinierende Bemühung um höchste Prägnanz des gedanklichen und namentlich des sprachlichen Ausdrucks“, „die Stufen dieser Stilisierungsarbeit“ (ebd.) deutlich machen können. Natürlich haben die Herausgeber nicht versäumt, zu den seinerzeitigen Zensurvorwürfen verschiedentlich, nicht ohne Retour-Polemik, Stellung zu nehmen. Soweit sie dabei, im Hinblick auf die „Korrekturen“ an der französischen Version des Kunstwerkaufsatzes, auf gewisse räumlich und zeitlich bedingte Zwänge bei der Redaktionsarbeit und auf die Abwendung einer dem Institut ungünstigen Resonanz und deren mögliche Folgen hinweisen, ist ihnen sicherlich zuzustimmen und wird ihre Argumentation durch die in extenso abgedruckte Korrespondenz (die freilich auch für sich sprechen kann) weitgehend gestützt. Dennoch kann nicht übersehen werden, daß die vielberufene „wissenschaftliche und redaktionelle Kooperation in ‚neuen organisatorischen Formen‘“ (I, S. 1018) in diesem Falle nicht funktioniert hat; der Anspruch Benjamins auf Einholung seines Einverständnisses zu den Eingriffen in seinen Text, wenn schon nicht auf kooperative Beteiligung, bestand zu Recht und ist auch durch sein späteres Kleinbeugeben (wie anders soll man seine „Dankbarkeit“ in diesem Falle werten, die doch niemals die Form der Eingriffe einschließen konnte?) nicht aus der Welt zu schaffen. Warum nicht zugeben, daß in diesem Falle autoritär verfahren wurde? Horkheimer spricht selbst von „Zensur“, als nachträgliche Änderungswünsche Benjamins auf ihre politische Tragbarkeit hin überprüft werden sollen (I, S. 1015). Man mag im übrigen in Zweifel ziehen, ob es ein plausibles Argument sein kann, daß die „Termini ‚Faschismus‘, ‚Kommunismus‘, ja noch ‚Sozialismus‘“ (der denn freilich erhalten blieb), „in der damals vorgezeichneten Situation eher als politische Reizworte denn als theoretische Begriffe sich auswirken“ mußten (I, S. 1019), da die damit bezeichneten Weltanschauungspositionen doch gerade auf ihre wissenschaftliche Fundierung Wert legten (der Faschismus vor allem in seiner Rassentheorie und einer biologistischen Gesellschaftslehre). Andererseits hat das kommunistische Lager sich systematisch um eine ökonomistische Bestimmung von Begriff und Erscheinung des Faschismus bemüht. „Theoretische Begriffe“ in der von den Herausgebern anscheinend reklamierten traditionellen Theoriebedeutung waren es freilich nicht. Gerade die Einheit von theoretischer und politischer Zuständigkeit im Bedeutungsumfang dieser Begriffe – eine Einheit, deren Kenntnis den Lesern der Zeitschrift wohl zugemutet werden konnte – machte diese Begriffe für Benjamin unverzichtbar. Ob es politisch mit Rücksicht auf die Gastländer möglich gewesen wäre, den unzensierten Text zu drucken, ist im nachhinein schwer zu entscheiden. Horkheimer und Pollock waren der Überzeugung, sie würden ihre Arbeit gefährden. Das – und nicht mehr – ist ihnen zugute zu halten.

Da auch Adorno, wie früher schon Sholem, teilweise in beschwörender Form seinen Einspruch gegen Benjamins Parteinahme für einen dialektischen Materialismus, wie

dieser ihn verstand und wie er ihn bei Brecht in schriftstellerische Arbeit umgesetzt fand, vorbrachte, ergab sich insgesamt für Benjamin eine recht breite und zunehmend massiver werdende Front der Abwehr gegen die Ausformulierung einer schriftstellerischen Position, die ihm angesichts des Faschismus als die einzig verantwortbare sich aufdrängte. Ideologischer Hintergrund aller jener Rektifizierungsbemühungen war der dogmatische, ontologisch verfaßte Marxismus-Leninismus der stalinistischen Ära sowie das damit scheinbar kompromittierte „plumpe Denken“ Brechts, mit dessen Solidarisierung Benjamin eine seiner wehrhaftesten Positionen bezogen hatte. Was er 1935 zu dieser Brechtschen Denkhaltung anmerkt, klingt heute wie eine Absage an die Adoptierbarkeit einer hegelsch geschulten Dialektik, die im negationsversessenen Durchdialektisieren ihrer Inhalte jeglichen Praxisbezug verliert: „Es gibt viele Leute, die unter einem Dialektiker einen Liebhaber von Subtilitäten verstehen. Da ist es ungemein nützlich, daß Brecht auf das ‚plumpe Denken‘ den Finger legt, welches die Dialektik als ihren [!] Gegensatz produziert, in sich einschließt und nötig hat. Plumpe Gedanken gehören gerade in den Haushalt des dialektischen Denkens, weil sie gar nichts anderes darstellen als die Anweisung der Theorie auf die Praxis . . .“ (III, S. 446). Adorno hat, als die Studenten der 60er Jahre praktische Solidarisierung in wichtigen Teilaspekten ihres politischen Engagements von ihm erwarteten, sich auf eine Dialektik zurückgezogen, die, aus der Einsamkeit des autonomen Denkers heraus, ihren sehr vermittelten Weg in die Praxis finden werde. Es hat sich gezeigt, daß er damit zugleich sich der Möglichkeit einer Einwirkung darauf begab, was aus seinen Gedanken wurde. Die Arbeit des Instituts für Sozialforschung in den 30er und 40er Jahren hatte, insoweit sie auf die Analyse des Faschismus gerichtet war, noch einen bestimmteren Nexus zur Praxis: sie war ein organisatorisches und theoretisches Kräftesammeln im Blick auf eine bestimmte Zielgruppe, die bürgerlichen Intellektuellen, das mit der Einsicht in deren ideologische Verstrickung in das, was den Faschismus hervorgebracht hatte, zugleich die Mittel zu seiner Überwindung für den Moment seiner militärischen Niederlage bereitstellen sollte. „Wir waren samt und sonders einfach besessen von dem Gedanken, Hitler und den Faschismus besiegen zu müssen“, erinnert sich Alice Maier, Horkheimers Sekretärin in New York.² Dennoch stellte sich schon damals Resignation ein, und zwar deshalb, weil der Faschismus kein isolierbares, nationales oder epochenspezifisches Problem war, sondern mehr und mehr als eine Herrschaftsform sich darstellte, die Kapitalismus und technokratischer Staat in der Konsequenz sich zuspitzender Wirtschaftskrisen aus sich produzierten. In dieser Perspektive konnten dann auch die potentiellen Siegermächte, vor allem USA und Sowjetunion, keine wirkliche Alternative zum Faschismus bieten, sondern waren tendenziell oder tatsächlich selbst „autoritärer Staat“ auf der Basis des „Staatskapitalismus“, mit allen Konsequenzen, die das für die Liquidierung der Substanz bürgerlicher Freiheiten hatte und die der Faschismus nur grobschlächtiger vorexerzierte. Diese Faschismus-Auffassung war schon damals nicht unbestritten.³ Sie bildet aber ein ideologisches Kernstück der Differenzen zwischen Horkheimer, Pollock und Adorno auf der einen, Benjamin und Brecht auf der anderen Seite. Für diese wie für jene war der Faschismus nur durch Abschaffung des Kapitalismus an seiner Wurzel zu besiegen, Benjamin und Brecht aber waren zugleich der Auffassung, daß eine Ablösung der liberalistischen Bewußtseinsstruktur stattfinden müsse, daß also nicht primär der „autoritäre Charakter“, den Erich Fromm, Horkheimer

und Adorno dingfest zu machen suchten,⁴ den Faschismus sozialpsychologisch fundierte, sondern die liberalistisch verantwortete Privilegienstruktur, deren letzte Schlupfwinkel das „autonome“ Denken und Dichten des beschädigten Intellektuellen darstellte.

Die damit vorgezeichneten Kontroversen sind bis heute nicht ausgestanden. Waren sie seinerzeit durch die Konstellation Faschismus, Marxismus-Leninismus und den offenbar gewordenen Zerfall bürgerlicher Kultur und Subjektivität gekennzeichnet, die die existentielle Selbstbehauptung gerade der jüdischen Intelligenz noch schwieriger machten als die Position einer „freischwebenden“ angesichts totalitärer Bedrohung ohnehin war – so war die Ausgangslage der neu entfachten Diskussionen der 60er Jahre über den politischen Geltungsanspruch Kritischer Theorie der rekonstruierte und scheinbar stabilisierte Nachkriegskapitalismus und die Einschätzung seiner „weichen“ Formen der ideologischen Lenkung, wie sie im ‚Kulturindustrie‘-Kapitel der ‚Dialektik der Aufklärung‘ sowie von Marcuse – als Phänomene des Amerikanismus – analysiert worden waren. Diese Analysen konnten angesichts des Grauens von Vietnam, das die andere Seite des scheinbar gezähmten, dem Imperialismus abschwörenden Kapitalismus offenbarte, nicht mehr genügen. Die Motive, die an Benjamin um 1967 aktualisiert wurden, sind in der Wendung von der Ideologiekritik der Frankfurter Schule zu einer politisch-ökonomischen Analyse der bundesrepublikanischen Verhältnisse begründet. Diese wurden gesehen einmal in ihrer Verflechtung mit dem internationalen Kapitalismus, insbesondere seinem Verhältnis zur Dritten Welt, zum anderen unter der Folgelast eines restaurativ verdrängten und damit, wie es schien, in eine Bewußtseinslatenz getretenen Faschismus, dessen warnend konstatiertes „Nachleben“ (Adorno) zur bloßen Beschwörungsformel einer Elite und zum Erweis dessen zu werden drohte, was man im Kapitalismus „alles sagen dürfe“. Man durfte, solange nur allgemein Symptome eines „Ungeists“ aufgespießt wurden. Die Studenten wollten es genauer, nämlich in seiner politisch-ökonomischen Kontinuität verstanden wissen. Diesem Bedürfnis konnten allgemeine Totalitarismus-Theorien zur Erklärung des Faschismus nicht mehr genügen, zumal sie faktisch apologetische Funktionen für die Unverdächtigkeit eines ‚gesunden‘ Kapitalismus übernahmen. Benjamins kämpferischer Antifaschismus unterschied sich von den konvergenztheoretischen Konzepten eines wirtschaftspolitischen Staatsautoritarismus, die das technokratische Prinzip im Verein mit steigender Wirtschaftsmacht für das allgemeine Anwachsen politischer Herrschaft verantwortlich machten,⁵ durch den Aufweis systemsprengender Tendenzen der Technologie sogar da, wo sie eigens eingesetzt wurde, um gefügig zu machen: in den Medien. Er war auf die Produktivkräfte Masse/Proletariat und Technik rekurriert, die er bewußtseinsstrategisch zusammenführen wollte, und er hatte die Rolle des bürgerlichen Intellektuellen und der Theorie im marxistischen Sinne als erklärende im Hinblick auf prognostizierbare, latent revolutionäre Prozesse bestimmt. Das schien auch für die 60er Jahre die Perspektive auf eine mögliche Umwälzung der Verhältnisse zu eröffnen, wenn es gelang, die neuen Erfahrungen mit den industriellen Produktionsmitteln der Medien im politischen Bündnis mit der Arbeiterschaft (als dem unmündig produktiven Massensubjekt) organisierend einzusetzen. Die Versuche, Benjamin in diesem Sinne theoretisch zu aktualisieren, setzten daher häufig an den Arbeitsbedingungen der Überbauproduzenten (Schriftsteller, Journalisten, Filmemacher) und der Möglichkeit an, deren

Produktionsmittel, die in der Hand der Konzerne waren, in die Verfügung aller (die schreiben, filmen wollten) zu überführen. Gegenüber dieser aktualisierenden Intention, die durchaus im Sinne des Benjaminschen Aktualitätspostulates war, und die zugleich verschüttete Intentionen Benjamins zur Geltung bringen wollte, trat die exegetische Bemühung um den „ganzen“ Benjamin erklärtermaßen zurück.

In der emphatischen Aneignung durch die studentische Linke wurde Benjamins marxistische Wendung erstmals deutlich herausgehoben, die immanenten Schwierigkeiten seines Denkens aber nach der Seite der aktuellen Theoriebedürfnisse und eines kulturrevolutionären Praxiskonzepts, das von der Voraussetzung einer agitierbaren Arbeiterklasse ausging, eingebeutet.⁶

Fritz Vilmar sprach 1956 von einem „messianischen Materialismus“ Benjamins,⁷ und ein der Studentenbewegung nahestehender Autor, Burkhardt Lindner, schrieb, daß „ein esoterischer Dingbegriff vielleicht der Schlüssel zu seinem Werk“ sein könne.⁸ Die spezifische Fassung dieser in Benjamins Werk sich durchhaltenden „Esoterik“ entscheidet darüber, ob seine Wendung zur Theorie einer zu den Massen offenen, politisch handhabbaren Kunst bloß eine „Verlegenheit“, die „umstandslose“ Übernahme eines vorgefundenen Konzepts (Habermas)⁹ genannt werden muß, oder wie die „so gespannte und problematische Vermittlung“ (Briefe, S. 523) eines zugleich semantischen und messianischen Materialismus zum dialektischen bei Marx zu bestimmen wäre.

Anstößig für Adorno war, daß Benjamin die Marxsche ökonomisch-politische Geschichtsdiagnostik und Warenanalyse in Bereiche des Überbaus hineintrug oder sie mit sinnfälligen Phänomenen der Kulturproduktion scheinbar kurzschloß, anstatt Basis und Überbau durch den gesellschaftlichen Gesamtprozeß vermittelt sein zu lassen.¹⁰ Das materiell-geschichtliche Fundierungsverhältnis von Basis und Überbau schien derart einen metaphorischen, in Teilbereichen analogisch wiederkehrenden Charakter anzunehmen. Hannah Arendt hat, in kritischer Distanz zu den „Frankfurtisten“ (Brecht) und ihrer Dialektik-Vergötzung, solchen Einwand positiv gewertet und, wie er aus Adornos Feder immer auch Brecht treffen sollte, auch diesen in das Licht eines im Grunde undialektischen Phänomenal-Marxismus gerückt: „Beiden kam es immer auf das unmittelbar, real nachweisbare Konkrete, auf ein einzelnes an, das seine ‚Bedeutung‘ sinnfällig in sich trägt“ – wobei der materielle „Unterbau“, wie Arendt meinte, schlicht das sinnlich Gegebene oder auch der semantische Ursprung eines Wortes sein konnte.¹⁰ Wenn Benjamin selbst in solcher Materialität eine Anweisung zur Praxis gesehen habe, so sei es ihm doch mehr auf die „Wirklichkeit“ als solche, also die Konkretion des Lebens, wie man wohl verstehen muß, angekommen. Es liegt auf der Hand, daß hier von einem Materialismus allenfalls in dem Sinne die Rede sein kann, wie etwa Georg Simmel Marxsens politisch-ökonomische Dialektik als einen Spezialfall einer allgemeinen Lebensbewegung ansah, – nämlich in einem metaphysischen. Nun läßt sich im Hintergrund des Benjaminschen Materialismus sicherlich Goethes Spinozismus ebenso ausmachen wie eine mystische Sprachtheorie, die seit je aus der Kabbala geschöpft hat und die die Dingwelt, anders als etwa in der christlichen Tradition (wo die Schönheit als Abglanz Organon der Erkenntnis war), unmittelbar in die Transzendenz der Sprache (ihre Offenbarungsgehalte) einstellte. In einer Konzeption der Geschichte als Verfallsgeschichte, die zunächst vom sprachphilosophisch verstandenen Sündenfall-

mythos ihren Ausgang nahm (II, S. 140 ff.), mußte damit die Dingwelt eine verborgene messianische Intensität gewinnen.

Nun hilft es wenig, auch bei Marx sicherlich vorhandene messianische Impulse auszumachen und diese zu einem Brückenschlag oder genauer zu einer Verbindung kommunizierender Röhren zu nutzen. Bei Hermann Schweppenhäuser liest sich solcher Versuch so, daß er Benjamins Theorem von einer unverfügbaren Beziehung zwischen „historische(r) Dynamis“ und „messianische(r) Intensität“ (II, S. 203 f.) nicht nur auf diesen selbst, sondern auch auf Marx anzuwenden sucht und beide in ihr Spannungsfeld stellt. Eine „unterirdische [historische] Triebkraft“ habe sich beiden als Diskontinuitätsvorstellung der Geschichte mitgeteilt und habe Benjamin „auf eigenen Wegen zu der dialektischen Physiognomik (gelangen lassen), wie Marx sie an der gesellschaftlichen Ökonomie entwickelt hatte.“ Das „Erbe der mit dem genuinen Marxismus verknüpften Intentionen“ sei Benjamin „untergründig, durch den mimetischen Kontakt mit der historischen Triebkraft (zugefallen), ehe er es schließlich doch mit Bewußtsein antrat“, schreibt Schweppenhäuser mit impliziter Wendung gegen Sholem und Adorno.¹² Er bringt damit eine neue Nuance in die Diskussion: Schweppenhäuser akzentuiert das materialistische Zurückgehen hinter die Phänomene bei Marx, namentlich in der Warenanalyse, als „dialektische Physiognomik“, um den Marxismus für Benjamin zu retten, für den die gesellschaftliche Tiefe der Phänomene an ihrer Oberfläche lag.

In welchem Sinne Benjamin dennoch materialistisch verfahren konnte, wird erst deutlich, wenn man seinem Interesse an den historischen Bedingungen der Wahrnehmung nachgeht. Er hat es geschichtsphilosophisch in der „Lehre vom Ähnlichen“ (II, S. 204 ff.), als aktuelle historische Ortsbestimmung in seinem Kunstverkaufsatz formuliert. Geschichtsphilosophisch ist es ein Interesse an der Selbstproduktion des Menschen als eines zum Glück fähigen, mit Erkenntnisorganen ausgestatteten sprachlichen Wesens, das die „Sprache“ der Dinge, ihr als Natur zunächst vorausgesetztes Wesen, in geschichtliche Lebenswelt nur dann und insoweit zu übersetzen vermag, wie dieser Vorgang zugleich seine Sinne aufschließt und die mythisch produzierten Verdinglichungen tendenziell ablöst. Als Gegenwartsbestimmung ist es ein Interesse an der Funktionseinheit von Technik, Kunst und sinnlich-ästhetischer Wahrnehmung als einer Tendenz, die im Film eine Schwelle ihrer gattungsspezifischen Transformationsleistung, die sensorialen Fähigkeiten betreffend, erreicht hat. Das hat Konsequenzen für den Menschen als Zöon politikon, die u. a. in der Möglichkeit bestehen, die Wirkung der modernen medialen Reproduktionsapparate, wie sie von der faschistischen Propaganda erstmals systematisch eingesetzt wurden, zu unterlaufen; und zwar deren ideologisierende Inhalte durch die sich im Produktionsmittel ausdrückende Formbestimmtheit des geschichtlich angeeigneten Materials. In ihm ist die „Sprachlichkeit“ der Dinge, ihr Wesen, das ursprünglich in der Ähnlichkeitserfahrung angebildet wurde, derart bestimmt, daß es nunmehr die Seite der „unsinnlichen Ähnlichkeiten“ (II, S. 207 ff.) dem Menschen zukehrt und in dieser Form seinem Aneigner neue Aufgaben stellt. Das wird deutlich an der schockförmigen technologischen Umwelt, die, indem sie die Möglichkeit von Ähnlichkeitserfahrungen verhindert, tendenziell zugleich neue Bereiche der menschlichen Wahrnehmungsfähigkeit erschließt. Dieser Vorgang kann erst dann in seiner krisenhaften Ambivalenz begriffen werden, wenn sein zerstörerisches Extrem, die Produktionsbedingungen und der moderne Krieg, in

ihrer ökonomischen Entwicklungslogik mitgedacht werden.

Es dürfte sich zeigen, daß hier die eigentliche Aktualität Benjamins liegt.¹³ Denn damit sind Fragen der modernen Ästhetik ebenso angesprochen wie der Politisierbarkeit und Manipulierbarkeit des Menschen, seiner Naturgeschichte als Gattungswesen wie seiner langfristigen Zielsetzungen, die traditionellerweise in Geschichtsphilosophien ihren Ausdruck fanden und heute eher in Reduktionsformen einer neuen Mensch-Umwelt-Spekulation, die doch auch neue Praktiken hervorbringt, zu finden sind. Das kann hier nicht ausgeführt werden. Hier soll abschließend nur eine Skizze versucht werden über den Zusammenhang von Geschichtsphilosophie und Ästhetik bei Benjamin, ein Zusammenhang, der den tendenziellen Rückfall der Menschheit in „Natur-Geschichte“, ein Grundtheorem der im Geiste Kritischer Theorie Zusammenarbeitenden, als Bedingung der Entfaltung einer scheinlosen Apperzeptionsfähigkeit zu konstruieren erlaubt, welche schließlich, mit der Kunst als Übungsmaterial, die „Umordnung der menschlichen Verhältnisse“ aufgrund ihrer handlungsbedingenden Konstitutionsleistung ermöglichen kann.

Benjamin impliziert einen doppelten Begriff von Naturgeschichte: einmal den einer Rhythmik des naturhaften Lebens, in welcher eine messianisch-heilsgeschichtliche Intensität sich ausdrückt, zum anderen den einer Urgeschichte des Bedeuten bzw. der Subjektivität, die von der thetischen Herrschaft des Begriffs ihren Ausgang nimmt (Mittelbarsetzung der Dingwelt und Diktat von Zweckhaftigkeit, von „Sinn“) und in der barocken Allegorie ihren frühbürgerlichen ästhetischen Ausdruck findet; in materialistischer Begründung die Entwicklung einer Technik, in die Natur nur als Mittel eingegangen ist zur Produktion von Waren, und deren abstraktives System zur Basis einer gesellschaftlichen „zweiten Natur“ wird. Die damit abgebrochene Dialektik von Natur und Geschichte (Gegenständlichkeit und Arbeit) wird zum Schein von Fortschritt, derart, daß die zum Mittel für anderes, für Kapitalakkumulation und Stimulierung von Bedarf gewordenen Dinge immer wieder in die Beziehungslosigkeit des Materials (nicht in „erste Natur“) zurückfallen und dann entweder aus dem Produktionsprozeß ausscheiden oder in den ökonomischen Kreislauf wieder eingefüttert werden können (Allegorie: neu konstelliert werden). Thetische und ökonomische Herrschaft schließen sich mit entqualifizierter Natur zur „Natur-Geschichte“ zusammen, zu einer scheinbaren Bewegung, die den organischen Rhythmus von Werden und Vergehen auf einer abstrakt-gesellschaftlichen Ebene, als Agglomeration und Zerfall, nachahmt. Wenn „der Rhythmus der messianischen Natur (. . .) Glück“ ist (II, S. 204), so ist „die intermittierende Rhythmik eines beständigen Einhaltens, stoßweisen Umschlagens und neuen Erstarrens“, als welche Benjamin die Allegorie im Trauerspiel beschreibt (I, S. 373), ist die Rhythmik von Warenausstoß, Absatz und vermehrter Reproduktion des Gleichen die Katastrophe in Permanenz, die den Trümmerhaufen der Geschichte zum Himmel türmt (I, S. 698).

Im Innern dieser als Verfallsgeschichte konzipierten scheinbaren Fortschrittsbewegung bereitet sich aber zugleich der apokalyptische Umschlag vor, und zwar in ihren Bruchstücken, in unscheinbaren geschichtlichen Konkretionen, deren messianische Struktur nur dem „stillstellenden“ Blick erkennbar und als „dialektisches Bild“ zu lesen ist. Es ist ebenso Aufgabe des Historikers wie des politischen Menschen, die Gegenwart in diesem Sinne als „Jetztzeit“ zu erkennen, d. h. die in ihr eingesprengten „Splitter“ einer messianischen Zeit konstruktiv aufzuheben (I, S. 704). Diese

Aufgabe ist aber nicht sowohl an eine Antizipation der Zukunft gebunden, als sie vielmehr den Einsatz unserer „schwache(n) messianische(n) Kraft“ erfordert (I, S. 694) zur Einholung dessen, was der Vergangenheit an Uneingelöstem abging, die damit, indem ihre Überlieferungsgestalt gesprengt wird, zum revolutionären Potential für die Zukunft wird. Indem der materialistische Historiker den bisherigen Verlauf der Geschichte als einen allegorischen, Bruchstücke häufenden erkennt und ihre messianischen Splitter, wiederum allegorisch, konstruiert, ist doch seine „Witterung“ für das Vergangene, für die Konstellation, in die mit ihr die Gegenwart tritt, vor allem ein mimetisches Vermögen. Es ist dem des avantgardistischen Künstlers analog, der sich kraft dieser Fähigkeit zum Medium des in seinem Materiale als „unsinnliche Ähnlichkeit“ aufblitzenden „sprachlichen Wesens“ der Dinge macht, das derart, als geschichtlich vermitteltes, nur allegorisch zu haben und als solches zu konstruieren ist. Indem entqualifizierte Natur, die ökonomischen Produkte und Warenreste von gestern, zum Material semantischer und publizistischer Konstruktion werden, setzen sie „revolutionäre Energien“ frei, schlagen „die versklavten und versklavenden Dinge in revolutionären Nihilismus um“ (II, S. 299). Die von Benjamin positiv, als „messianisch“ gefaßte „erste Natur“ rebelliert gegen ihre Entwürdigung. In Gestalt von Technik und Technikmaterial rückt diese Rebellion auf der Höhe der kapitalistischen Produktivkraftentwicklung auch in die Künste ein und beginnt, die Wahrnehmungsstruktur der bürgerlichen Subjektivität umzuwälzen.

Die Möglichkeit einer philosophischen Ästhetik erscheint hier insofern in einem neuen Licht, als Kunst nicht mehr mit dem Postulat normativer oder residualer Wahrheit belastet wird. Die Bestimmung der Kunst nicht als Erkenntnis, sondern als der unmittelbaren Lebensreproduktion enthobene Vergegenständlichung von Wahrnehmungsbedürfnissen und Gebrauchswerten im Prozeß der Naturaneignung ermöglicht einerseits die radikale Historisierung der Kunst und erlaubt andererseits, die Positivität der subjektiven und objektiven Natur als unterdrückte Konsequenz des geschichtlichen Verfallsprozesses festzuhalten.

¹ Walter Benjamin, *Gesammelte Schriften*. Unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem herausgegeben von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main. Band I: Abhandlungen, 1275 S., 1974; Band II: Aufsätze, Essays, Vorträge, 1540 S., 1977; Band III: Kritiken und Rezensionen, hrsg. von Hella Tiedemann-Bartels, 727 S., 1972; Band IV: Kleine Prosa, Baudelaire-Übertragungen, hrsg. von Tillmann Rexroth, 1972; 1148 S.

² Nach Martin Jay, *Dialektische Phantasie*. Die Geschichte der Frankfurter Schule und des Instituts für Sozialforschung 1923–1950. Frankfurt/Main 1976, S. 175.

³ Vgl. dazu M. Jay, a.a.O., S. 175–208.

⁴ in *Studien über Autorität und Familie*, Paris 1936.

⁵ Vgl. die einschlägigen Aufsätze von Friedrich Pollock, jetzt in: ders., *Stadien des Kapitalismus*. Herausgegeben und eingeleitet von Helmut Dubiel, München 1975; sowie: Max Horkheimer, *Autoritärer Staat*. In: ders., *Gesellschaft im Übergang*. Hrsg. von Werner Brede, Frankfurt/Main 1972 (= FAT 4004).

⁶ Zur Rezeption Benjamins durch die Studentenbewegung vgl. meinen Aufsatz: Walter Benjamin – Korrektiv Kritischer Theorie oder revolutionäre Handhabe? In: *Literatur und Studentenbewegung*. Hrsg. von W. Martin Lüdke, Opladen 1977 (= Lesen 6).

⁷ Fritz Vilmar, *Messianischer Materialismus*. In: *Frankfurter Hefte*, 11 (1956), S. 623–632.

⁸ Burkhardt Lindner, „Natur-Geschichte“ – Geschichtsphilosophie und Welterfahrung in Benjamins Schriften. In: *Text + Kritik* 31/32 (1971), S. 55.

⁹ Jürgen Habermas, *Bewußtmachende oder rettende Kritik – die Aktualität Walter Benjamins*. In: *Zur Aktualität Walter Benjamins*. Hrsg. von Siegfried Unseld, Frankfurt/Main, S. 212 u. 215.

¹⁰ Vgl. die Briefe Adornos an Benjamin in: Th. W. Adorno, *Über Walter Benjamin*. Frankfurt/Main 1970.

¹¹ Hannah Arendt, Benjamin, Brecht. Zwei Essays. München 1971, S. 22 f.

¹² Hermann Schweppenhäuser, *Physiognomie eines Physiognomikers*. In: *Zur Aktualität Walter Benjamins*, a.a.O., S. 142 u. 144.

¹³ Vgl. den Hinweis Alfred Schmidts auf die „noch nicht rezipierten Aspekte“ von Ansätzen einer „historischen Theorie der menschlichen Sinneswahrnehmung und Wahrnehmungswelt“ im Werke Benjamins. Schmidt scheint die Bedeutung dieser Aspekte allerdings auf ihre Verwertbarkeit im Rahmen einer „Erkenntnistheorie des dialektischen Materialismus“ beschränken zu wollen. Alfred Schmidt *Die „Zeitschrift für Sozialforschung“ – Geschichte und gegenwärtige Bedeutung*. In: ders., *Zur Idee der Kritischen Theorie*. München 1974, S. 116 (= Reihe Hanser 149).

Einige Anmerkungen anlässlich einer mißglückten Benjamin-Biographie

Zugegeben, die Benjamin-Renaissance ist verblaßt. Zwar dient sein Werk weiterhin der Qualifikation junger Akademiker, es meldet sich aber in der aktuellen Debatte um eine materialistische Ästhetik und die Möglichkeiten einer zweiten Kultur nur noch gedämpft aus dem Zettelkasten zu Wort. Dabei erhält das philosophisch-esoterische Benjamin-Bild entscheidende Korrekturen, als Ende der sechziger Jahre eine Gruppe engagierter Literaturwissenschaftler sich um eine Alternative gegen Adornos problematische Lesehilfe bemüht. Die Auseinandersetzungen um die erste zweibändige Werkausgabe (1955) wie die Briefausgabe (1966), der Streit um Auslassungen, Kürzungen und Anordnungen ist von Beginn an mehr als ein philologischer Kleinkrieg. Es ist der Versuch, Benjamin aus dem luftigen Reich ideologiekritischer Melancholiker ins vernachlässigte Diskussionsfeld „materialistische Kunsttheorie“ zu holen. Dieser versuchte Positionswechsel ist fruchtbar. Das Werk wird jetzt nicht mehr ausschließlich mit erkenntnistheoretischer und geschichtsphilosophischer Brille gelesen. Sein Autor erscheint nun als Antifaschist und kämpferischer Publizist, als Literaturkritiker und Vertreter einer radikalen Materialästhetik. Dadurch gewinnt das Benjamin-Bild an Nuancen, aber nicht an konturvoller Klarheit. Auf eine griffige Formel läßt es sich nicht bringen. Die Mischung aus Metaphysik und Materialismus, aus Kabbala und Kapital verwirrt offenbar die Etikettenkleber. Zudem überdeckt eine schöne, aber sperrige Sprache mit allegorischem Faltenwurf eindeutige Sinnlinien.

War Benjamin Marxist? Unser Biograph macht es sich da einfach. Er packt sein Objekt in eine Zwangsjacke, um es „zwischen den Stühlen“ – so der Titel – aufzustellen, und übersieht, daß sein Opfer den bürgerlichen Weißwäschern längst die Tischgemeinschaft aufgesagt hat.

Bei Fuld gerät Benjamin dagegen durch eine kühne Projektion zum Schutzheiligen aller bürgerlichen Ideologieagenten: „Das Kapital Benjamins, mit dem er zu wuchern hatte, war die subtile Kenntnis der Kulturgüter seiner Klasse; es lag mithin nicht in seinem eigentlichen Interesse, eine Situation zu verändern, die die Lehre über diese Dinge entbehren könnte. Wenn er dennoch alles tat, um die kenntnisreiche Information über Mythen der Bourgeoisie mit dem Salz materialistischer Erkenntnis zu würzen, dann tat er dies bewußt und riskierte alles.“ (114) Benjamin als Würzmeister am Weltanschauungsbüffet der Bourgeoisie? Und materialistische Erkenntnis als pikante, hier gern geschmeckte Zutat? Unser Biograph mißbraucht offenbar seinen Gegenstand als Sprachrohr. Denn der lehnte eine linksradikale Intelligenz, die glaubte, ihre Kritik ohne Kontakt mit der revolutionären Arbeiterbewegung vorbringen zu können, vehement ab. Das gesamte widersprüchliche Werk ist auch heute noch mit Gewinn lesbar, weil sein Autor dieser korumpierenden Wucherei entriet. Auf der Suche nach Erlösung und Glück kann bei Benjamin kompensatorische Spielerei mit gängigen Kulturgütern nicht aufkommen. So verwirft er trotz aller Esoterik die artistische l'art-pour-l'art-Variante und erwägt

nicht einmal die Möglichkeit, seine Kenntnisse einträglich wuchernd als chauvinistischer Kunstwart einzusetzen. Also weder Georgkreis noch Dürerbund. Vielmehr in den zwanziger Jahren zunächst wachsende Distanz und schließlich bissige, ja bisweilen ungerechte Polemik gegen die linksbürgerlichen Produzenten einer schnoddrigen poetischen Konsumware: „Die linksradikalen Publizisten vom Schlage der Kästner, Mehring oder Tucholsky sind die proletarische Mimikry des zerfallenden Bürgertums. Ihre Funktion ist, politisch betrachtet, nicht Parteien, sondern Cliques, literarisch betrachtet nicht Schulen, sondern Moden, ökonomisch betrachtet nicht Produzenten, sondern Agenten hervorzubringen.“ Diese Intelligenz trete vom Aktivismus über den Expressionismus bis zur Neuen Sachlichkeit als Agent aller geistigen Konjunkturen auf. Sie biete nur Zerstreuung und Amusement. Sie genieße sich selbst in negativer Ruhe, und ihren Haß, den sie gegen das kleine Bürgertum proklamiere, kennzeichne selbst ein zu intimer Einschlag. Diese Kritik an linker Marktorientierung erhält ihren aggressiven Drall aus einem geheimen Angstreservoir. Schließlich gehört auch Benjamin politisch betrachtet keiner Partei an; vertritt auch er, literarisch betrachtet, keine Schule und dürfte wohl selbst mit der Betonung von neuer Reproduktionstechnik und obsoleten auratischen Kunst neu-sachlichen Modetrends entgegenkommen. Und schließlich beliefert auch er, ökonomisch betrachtet, einen Apparat, über den andere verfügen. Also noch ein Agent? Wenn ja, dann ein unzufriedener und subversiver. Denn Benjamin erliegt weder technikfeindlicher Kulturkritik noch übt er marktorientierte Genügsamkeit gegenüber den neuen ideologischen Produktionsmitteln. Er stellt die Frage nach Besitz und Verfügung, nach Funktion und Wirkung. Er kann so revolutionärperspektivisch im technischen Stand der Kulturindustrie revolutionäre Tendenzen freilegen. Benjamin fühlt sich als „Verräter seiner Ursprungsklasse“ als Vertreter einer „revolutionären Intelligenz“, die eine doppelte Aufgabe zu erfüllen hat, nämlich „die intellektuelle Vorherrschaft der Bourgeoisie zu stürzen und den Kontakt mit den proletarischen Massen zu gewinnen“.

„Ursprungsklasse“, das heißt konkret: Jüdisches Großbürgertum in stabiler Vorkriegszeit, die Atmosphäre einer wohlbehüteten Kindheit mit prächtiger Grunewaldvilla, Parkspaziergängen und Aufsichts-„Fräulein“. Der Vater lebt vom Handel mit Teppichen und Antiquitäten, der studierende Sohn lebt vom Handeln des Vaters. Wie Bloch und Lukács gehört Benjamin zu jenen Intellektuellen aus dem Großbürgertum, denen die stabile Goldmark produktive Mühe garantiert, ohne ihre Empfänger ideologisch zu korrumpieren. Benjamin schließt sich unter dem Einfluß Gustav Wynekens, mit dem er wegen dessen Hurratriotismus nach Kriegsbeginn bricht, der Jugendbewegung an. 1917 übersiedelt er in die Schweiz, wo er mit einer Arbeit über „Der Kunstbegriff in der deutschen Romantik“ 1919 promoviert. Seine Habilitationsschrift „Ursprung des deutschen Trauerspiels“ lehnen 1925 bornierte Fachwissenschaftler ab. Die akademische Laufbahn wird blockiert und das väterliche Vermögen ist nach der Inflation offenbar zu schwach, um weiterhin als Torhüter einer ungestörten Privatgelehrtenexistenz zu dienen. Mit Krieg, Revolution und Nachkriegskrise dringt unmittelbar Zeitgeschichte in den Lebenskreis der bürgerlichen Intellektuellen ein. „Machtgeschützte Innerlichkeit“, die in individualistischem Seelengarten alle Freiheiten auskostet und auf Wirklichkeitsaneignung verzichtet, ist nun gestört. Typisch wird jetzt eine forcierte Zeitgenossenschaft, eine oft erzwungene Hinwendung zum sozialen Prozeß, eine bisher unbekannte Politisie-

rung und Polarisierung im literarischen Leben, das nun nicht mehr durch wilhelminische Zensur geknebelt wird, aber immer durch reaktionäre Kräfte bedroht bleibt. Deshalb kann in der nachexpressionistischen Katerstimmung keine Rückkehr zu Innerlichkeit und Ästhetizismus stattfinden. Benjamin lebt nun als Wissenschaftler, der sich nach den gegebenen Publikationsmöglichkeiten ausrichtet, ohne sich ihnen anzupassen. Er arbeitet u. a. für die „Frankfurter Zeitung“, die „Literarische Welt“ und den Rundfunk. Im Gegensatz zu den Produkten jener alerten neusachlichen Dichtertypen, dieser, wie Joseph Roth ironisch bemerkt, „Mischung von einem Piloten, einem Marxisten und einem Reporter“, fehlt den literaturkritischen und essayistischen Schriften Benjamins die geschäftige Kurzatmigkeit des Feuilletonstrichs. Seine Beiträge laden zu geschichtsphilosophischen, erkenntnistheoretischen und sprachphilosophischen Exkursionen ein. Kant, die Romantiker und der Marxismus, talmudische Schriften und mittelalterliche Traktate speisen einen Bildungsfond, der einer scheinhaften Unmittelbarkeit und ideologischen Moden mißtraut. So zeigt seine Aphorismensammlung „Einbahnstraße“ 1928 die Auflösung des schalen bürgerlichen Individualismus an. So sieht Benjamin im technischen Standard der Massenmedien nicht lamentierend wie Adorno ausschließlich ein Instrument der Unterdrückung, sondern auch revolutionäre Tendenzen; nämlich dann, wenn Film, Radio und Presse in der Allianz mit dem Proletariat auftreten. Die alte Frage, ob nun Benjamin in Capri 1925, wo er die Kommunistin Asja Lacis kennenlernt, sein Damaskus erlebt, ist unfruchtbar. Wichtig erscheint dagegen ein durch Erfahrungen in der SU und durch die Freundschaft mit Brecht geförderter Entwicklungsprozeß von der schönggeistigen Esoterik zur modernen Massenkunst, zu Film, Revue und Radio. Das Antiquariat begrenzt Ende der zwanziger Jahre offenbar nicht den Horizont des bibliomanen Intellektuellen. Wie Brecht, Eisler, Heartfield und Grosz mißtraut auch Benjamin dem etablierten Kunstbetrieb und der blanken Zerstreuung. Er mißtraut aber auch Autoren, die als Produzenten bedenkenlos einen kapitalistischen Apparat bedienen, ohne seine Veränderbarkeit zu erwägen. Im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit sehen die Vertreter einer Materialästhetik die Möglichkeiten eines Zusammenrückens von künstlerischer Produktion und Konsumtion. Als Ansatz erscheinen die kulturpolitischen Bemühungen der revolutionären Arbeiterbewegung mit ihren Arbeiterkorrespondenten, ihren Revuetrupps und Fotografgruppen. Die Betonung von neuer Technik und Funktionswechsel der Künste, die Ablehnung einer auratischen, d. h. kultischen Kunst erhält auch ihren agitatorischen Schwung durch den Blick auf die junge Sowjetkunst, auf Majakowski, Meyerhold, Eisenstein und Tretjakow. Man sucht übrigens diese Namen in der Biographie vergebens. Dabei nennt Brecht Tretjakow seinen Lehrer, gründet Benjamin seine theoretischen Vorstellungen vom „Autor als Produzent“ auf dessen Gedanken. Der Einfluß Tretjakows, der 1931 ähnlich wie G. Lukács zu Vorträgen nach Deutschland kommt, lebt weniger aus dem künstlerischen Werk, sondern mehr aus dem kunsttheoretischen Denken, das um eine „Literatur des Fakts“ und eine „Biographie der Dinge“ kreist. Die angestrebte neue Beziehung von künstlerischer Konsumtion und Produktion geht aus von der veränderten Struktur des Kunstwerks und der damit bedingten veränderten Wahrnehmungsstruktur. Sie zielt auf die Aktivierung des Zuschauers, des Lesers wie des Betrachters. Der Kontemplation des kunstbetrachtenden vereinzelt Individuums wird die reizstimulierte wie aktivierende Zerstreuung im

Kollektiv gegenübergestellt. Der Einsatz neuer Techniken wie Verfremdung, Montage oder Dokumentation soll zu eingreifendem Denken führen. Insofern soll die traditionelle Grenze zwischen Autor und Rezipient verwischt werden, da Leser und Zuschauer als Eingreifende und Mitwirkende auftreten. Diese Techniken im entaurisierten Kunstwerk lösen nach Benjamin eine feine Folge von chokhaften Erfahrungen aus, die beim esoterischen Kunstwerk in der Versenkung bleiben. Also keine ausstrahlende, sondern eine anregende Kunst. Die neue Art der Rezeptionsweise glaubt Benjamin an den Reaktionen eines entspannten und doch aufnahmebereiten Filmpublikums aufzeigen zu können: „Man vergleiche die Leinwand, auf welcher der Film abrollt, mit der Leinwand, auf welcher sich das Gemälde befindet. Das letztere lädt den Betrachter zur Kontemplation ein; vor ihm kann er sich seinem Assoziationsablauf überlassen. Vor der Filmaufnahme kann er das nicht . . . In der Tat wird der Assoziationsablauf dessen, der diese (Film)bilder betrachtet, sofort durch ihre Veränderung unterbrochen. Darauf beruht die Chokwirkung des Films, die, wie jede Chokwirkung, durch gesteigerte Geistesgegenwart aufgefangen sein will. Kraft seiner technischen Struktur hat der Film die physische Chokwirkung, welche der Dadaismus gleichsam in der moralischen noch verpackt hielt, aus dieser Emballage befreit.“

Als ein zentrales Mittel zur Beförderung des heilsamen Choks sieht Benjamin die Montage, welche naturwüchsig-vertraute Zusammenhänge zerreißen kann und so defetischisierend echte Zusammenhänge freilegt. Dieses Verfahren erinnert natürlich an Brechts Verfremdung, die ja das routiniert Vertraute umbaut und im befremdenden Blick des Zuschauers einsichtig und erkennbar macht.

Aus dieser Perspektive erscheint den Vertretern der Materialästhetik die oft konstatierte gesellschaftliche Ohnmacht der Kunst als klassenspezifisches Delirium, aber nicht als Entschlafen der Kunstproduktion schlechthin. Eine Kunst, die nur noch im seelischen Fernbild sinnvolles Leben und hoffnungsfrohe Zukunft anzudeuten vermag, kann für Benjamin und Brecht keine wichtigen revolutionären Impulse ins Hier und Jetzt ausstrahlen. Im Gegensatz zu Vertretern der Frankfurter Schule lehnt Benjamin die neuen Reproduktionstechniken nicht schroff ab. Kulturindustrie ist nicht per se schlecht, und ihre massenhaften Produkte werden nicht degoutant mit wehmutsvollem Rückblick aufs Handwerklich-gediegene abgelehnt. Zu ihrer Einschätzung bedarf es der dialektischen Analyse. Sie kann für Benjamin die kapitalisierte Perfektionierung der Herrschaftstechniken bedeuten, sie kann aber auch im Auftrag der Arbeiterbewegung der Selbstverständigung der Massen dienen. Im Gegensatz zu Adorno und Marcuse will Benjamin die Versprechen der Kunst nicht im esoterischen Himmelreich konservieren. Ihn ängstigt nicht die Zurücknahme der Kultur in den materiellen Lebensprozeß, und er sieht ein, daß im elitären Arsenal autonomer Höhenkunst Menschheitsideale in barbarischen Zeiten nicht überwindern, sondern schrumpfen und verstauben. Benjamin mißtraut den Bedürfnissen der bürgerlichen Intellektuellen. Die Berufung auf die autonome Kunst und ihre gerettete Reinheit im elitären Vakuum nennt er die „negative Theologie“ der Kunst. In die Frontlinie gegen ausstrahlende Kunst und profanen Schönheitsdienst stellt Benjamin den idealisierten Typ des operierenden Schriftstellers. Er beruft sich dabei auf Tretjakow, der zwischen operierendem und informierendem Schriftsteller unterscheidet: „Seine Mission ist nicht zu berichten, sondern zu kämpfen; nicht den Zuschauer zu spielen, sondern aktiv einzugreifen. Er bestimmt sie durch Angaben,

die er über seine Tätigkeit macht. Als 1928, in der Epoche der totalen Kollektivierung der Landwirtschaft, die Parole: ‚Schriftsteller in die Kolchose!‘ ausgegeben wurde, fuhr Tretjakow in die ‚Kommune kommunistischer Leuchtturm‘ und nahm dort während zweier längerer Aufenthalte folgende Arbeiten in Angriff: Einberufung von Massenmeetings; Sammlung von Geldern für die Anzählung auf Traktoren; Überredung von Einzelbauern zum Eintritt in die Kolchose; Inspektion von Lesesälen; Schaffung von Wandzeitungen und Leitung der Kolchoszeitung; Berichterstattung an Moskauer Zeitungen; Einführung von Radio und Wanderkinos usw.“ Offenbar schränkt der operierende Schriftsteller Arbeitsteilung im Schnellverfahren durch eigenen Entschluß ein, überspringt er den Graben zwischen Kunst und Leben. Diese Projektion bezieht ihre Anziehungskraft aus den verborgenen Wünschen eines Intellektuellen aus dem Großbürgertum. Die Störung des funktionalen Zusammenhangs zwischen Bürgertum und Intelligenz, die im Gegensatz zur Frühphase bürgerlicher Literaturproduktion keinen wesentlichen Beitrag zum Selbstverständnis der Bourgeoisie leisten kann, spricht dem Intellektuellen eine idealisierte oder perhorreszierte Außenseiterrolle zu. Benjamin hat diese durchlebt und sich in einem vielschichtigen Politisierungsprozeß konsequent der revolutionären Arbeiterbewegung angenähert. Mit der Projektion vom operierenden Schriftsteller erliegt er einer revolutionären Ungeduld, die im illusionären Wunschdenken auf nüchterne Analyse verzichtet. Die Projektion überblendet eine notwendige kalkulierte Arbeitsteilung im revolutionären Kampf, um Arbeitsteilung gesamtgesellschaftlich abzubauen. Wer die „intellektuelle Vorherrschaft der Bourgeoisie“ stürzen möchte, bedarf der optimalen Kräfteverteilung. Brecht am Projektor und Benjamin im Kassenhäuschen? Welch eine Verschwendung!

Die Theoreme der Vertreter einer Materialästhetik wirken heute abstrakt, wenn nicht utopisch. Nach der Machtübergabe an den Faschismus fehlt offenbar das Korrektiv Wirklichkeit; eine adäquate Umsetzung der künstlerischen Modelle ist nicht mehr möglich. Die Überbetonung des operativen Charakters der Kunst und die Ablehnung bürgerlicher Einfühlung erklären sich auch durch die zugespitzten Klassenkämpfe gegen Ende der Republik und die schroffe Frontstellung gegen eine sozialdemokratische Kulturpolitik, die der Arbeiterklasse das bürgerliche Erbe en bloc, also auch mit allen ideologischen Hypotheken aufgedrängt.

Die angedeutete Entwicklung mag zeigen, daß eine Benjamin-Biographie, Leben und Werk verknüpfend, sich nur als Gesellschaftsbiographie denken läßt. Der breite Strom der gesellschaftlichen Verhältnisse, d. h. Imperialismus und Krise der bürgerlichen Intelligenz, darf nicht zum biographischen Rinnsal verkümmern, das nur private Histörchen und individualistische Selbstbehauptung zu tragen vermag. Aber nicht deswegen sträubt sich unser Biograph, Benjamins Privatleben zu schildern. Im fehlen offenbar notwendige Informationen. Als Hauptquellen reichen der Apparat der „Gesammelten Schriften“ und G. Scholems Erinnerungsbuch nicht aus. Benjamins Hauptarbeit, das sogenannte „Passagenwerk“, ist noch nicht veröffentlicht, und von den 1 200 Briefen scheinen für Fuld nur 600 zu existieren. Ein gewagtes Unternehmen also. Und trotzdem kann der Versuch Wohlwollen erwarten. Allerdings bietet die Biographie einige überraschende Neuigkeiten: Die Reichspräsidentenwahl von 1925 erklärt Fuld einfach zur letzten Reichstagswahl, bei der die Kommunisten sich angeblich weigerten, an einer ominösen Wahlkoalition teilzunehmen (155). Wir erleben eine wundersame Verwandlung und erfahren, daß

sich das Proletariat „durch politischen Streik um höhere Tarife selbst abschaffte“ (112). Aber das ist ja verständlich, sind doch Marxisten der Ansicht, der Imperialismus sei die „Blüte einer Gesellschaft“ (175). Solch blühender Unsinn verrät mehr über den Biographen als über Benjamin, der blaß bleibt. Fuld vermag seine Arbeit nicht zu ordnen. Er springt in Jahren und Jahrzehnten herum. Aber der verwirrte Leser erkennt doch zwei Konstanten: Da sind einmal die Nachlaßverwalter um Adorno, mit denen unser Biograph jederzeit zu einem philologischen Scharmützel bereit ist. Und da sind die Kommunisten, die „kulturellen Erbschleicher“ (174), gegen die Benjamin abgegrenzt werden soll. Die Wahrheit bleibt dabei oft auf der Strecke. Daß die Kommunisten Hitler in die Hände spielen, natürlich „auf Befehl Moskaus“ (201, 230), wird behauptet, aber nicht bewiesen. Dabei muß aber Benjamin mitgeholfen haben (auch ferngesteuert?), denn die „Thesen über den Begriff der Geschichte“ erscheinen als „radikale Abkehr vom existierenden Kommunismus“ (283), was im Klartext doch nur heißen kann, daß ihr Autor sich zuvor ihm zugewandt hat. Die vertraute Koalition von Antikommunismus und Dummheit führt sogar zu offenen Verdrehungen. Die „Geschichtsphilosophischen Thesen“, häufig als der Focus des Benjaminischen Denkens bezeichnet, geraten so zum antimarxistischen Traktat. Wenn Benjamin in der 11. These gegen einen Vulgärmarxismus, der die Technik zur Lokomotive der Geschichte erklärt, anspricht und sogar noch die Sozialdemokratie und Joseph Dietzgen als Träger eines mechanischen Materialismus benennt, dann erscheint dies bei Fuld – ungewollt auch grammatikalisch falsch – als „Kritik des Marxismus“ (286). Überhaupt hat unser Biograph ein Verständnis von Materialismus wie Pater Leppich. So behauptet er besserwisserisch, für das materialistische Passagenwerk wäre London angemessener als Paris gewesen, denn dort fände man eine hochentwickeltere Ökonomie. Vielleicht müßte man das „Passagenwerk“ echt „materialistisch“ in „Walzstraße“ umbenennen? Hier schreibt offenbar ein Wichtigtuer mit angeblicher philologischer Kompetenz und mit historischer Ignoranz. Trotz dieser Kritik – das Buch hat auch seine Stärken. Sie sind dort zu suchen, wo Benjamin ungekürzt zitiert wird; stilistisch markiert der Klappentext den Höhepunkt. Jeder Schreiber einer Biographie rekonstruiert sein Objekt von einem bestimmten gesellschaftlichen Standpunkt aus. Fleiß und Talent garantieren noch keine gelungene Biographie. Jeder biographische Gegenstand erwartet einen Bearbeiter, der ihm gewachsen ist. So wird verständlich, daß Biographen ihre Opfer umschminken. Zu diesen Verwandlungskünstlern zählt auch Fuld, der uns einen isolierten und scheiternden Intellektuellen vorstellt, und der das Werk nicht vor dem kontrastierenden Hintergrund kollektiver kunsttheoretischer Klärungsprozesse beleuchtet. – Marx als notorischer Neurotiker oder als enttäuschter Karrierist, Rosa Luxemburg gelegentlich als wilde Furie und heute als sozialdemokratische Gemeindeschwester, August Bebel als Opa von Willy Brandt: Offenbar ist der bürgerliche Horizont für ein wachsendes Ensemble herausragender Persönlichkeiten zu eng. Insofern verweisen schlechte Biographen auf eine gute Tendenz. Oder?

Damit keine Mißverständnisse entstehen: Biographen sollen keine Denkmäler errichten. Jede falsche Heroisierung entmutigt den Leser, läßt ihn im angestrengten Aufblick erstarren. Benjamins Leben bietet dazu auch geringen Anlaß. Es läßt sich nicht zur Aufstiegsgeschichte zurechtbiegen, die dem Helden den Marschallstab in den Tornister legt. Behütete Kindheit und eine angestrenzte Gelehrtenexistenz

mögen eine charakteristische Unbeholfenheit in den Dingen des Alltags erklären. Hinzu kommt eine produktive Unfähigkeit zur bürgerlichen Laufbahn, eine beinahe romantische Weigerung, sich im geschäftigen Treiben des kapitalistischen Alltags zu verlieren. Zudem erlauben die verletzbar Außenseiterrolle und die breite Kenntnis fortschrittlicher bürgerlicher Kultur eine empfindliche Opposition, deren politische Wachsamkeit bereits das Schweigen im hurrapatriotischen Taumel zu Kriegsbeginn ausdrückt. Aus der Not der Isolation macht Benjamin allerdings keine Tugend. Die Forderung an die bürgerlichen Intellektuellen, die eigene Klasse zu verraten und den Kontakt mit den proletarischen Massen zu gewinnen, zeigt, daß für ihn die oft beklagte gesellschaftliche Ausgliederung nur durch die Eingliederung in die Reihen der Revolutionäre überwunden werden kann. Im gelebten Leben vermag Benjamin diese Forderung nicht einzulösen. Daher die gedoppelte Einsamkeit im Exil und der tragische Freitod in Port Bou.

An Benjamins Werk vermag sich keine materialistische Kulturtheorie hochzuranken. Die ideologischen Verästelungen sind zu verschlungen. Andererseits sollte das Werk von einer materialistischen Kulturtheorie mit feinen Filtern aufgesogen werden. Die liebevolle Vorsicht gegenüber dem bürgerlichen Erbe mit seinen ideologischen Hypothesen, die Erweiterung des ästhetischen Gegenstands, die Analyse der Massenmedien als Faktor der Herrschaftssicherung, aber auch ihr möglicher Einsatz im demokratischen Kampf – dieser Themenkatalog mag die aktuellen Impulse des Werkes andeuten.

Das quasi religiöse Insistieren auf Glücksansprüche und Hoffnungen, die zentralen Denkmotive des „Nicht-paktierens mit der Armut“ und der „Sinnrettung für den Umsturz“ verhindern eine mißbräuchliche Reklamation Benjamins für jenen Fortschritt auf Raten, bei dem die arbeitende Bevölkerung für schludrige Ausbesserungen einen zu hohen Preis zahlt. Statt dessen versucht man, Benjamin in akademischer Esoterik zu mumifizieren oder übel umgeschminkt für antikommunistische Ausfälle zu aktivieren. Dazu ist er zu schade. Und jetzt nochmals: Oder?

Werner Fuld, Walter Benjamin. Zwischen den Stühlen. Eine Biographie. München/Wien 1979. 332 S. Hanser Verlag. DM 38,-.

Thomas Armbruster Vom Armen Conrad, dem Spartakus und anderen Kalender- männern der deutschen Arbeiterbewegung

In diesem Jahr erscheint zum dritten Mal der Badische Volkskalender. Dieser „besinnlich-heitere Kalender für Demokraten in Stadt und Land“ fand über Baden hinaus nicht wenige Freunde, dazu Beachtung und Anerkennung in Presse, Funk und Fernsehen. Auch die Deutsche Presseagentur (dpa), sonst der Linken nicht gerade wohlgesonnen, beschäftigt sich mit dem von der Freiburger DKP herausgegebenen Kalender: „Auf 160 Seiten wurde zusammengetragen, was interessant oder kurios, was politisch oder unterhaltsam ist. Daß dieser Kalender einen politischen Akzent besitzt, wird an keiner Stelle verhehlt: Er will ein Kalender für die große Mehrheit der ‚kleinen Leute‘ sein, sich der arbeitenden Bevölkerung annehmen.“ (1) Das offene Eintreten für die Interessen des Volkes erschien dem Rezensenten offenbar als etwas Besonderes und Neues. Ein Streifzug durch die Vergangenheit führt den Kalenderfreund indes auf die Spur einer langen Tradition fortschrittlicher Volks- und Arbeiterkalender.

Ursprünglich beschränkte sich der Kalender auf das schlichte Verzeichnis der Zeitabschnitte. Erst die Erfindung des Buchdrucks im 15. Jahrhundert erleichterte das Kalendermachen und eröffnete neue Möglichkeiten, ein größeres Publikum anzusprechen. Schon bald wurde die neue Technik genutzt, um mit dem Kalendarium auch Wettervorhersagen, Gesundheitsregeln, Rezepte und Ratschläge aller Art und nach und nach auch belehrende Aufsätze, Erzählungen, Schwänke, Jahreschroniken und manches mehr unter das Kalendervolk zu bringen. Die Verbindung des Nützlichen mit dem Angenehmen verhalf dem Kalender zu großer Beliebtheit in weiten Kreisen der Bevölkerung. Zwei Kalendermacher aus Baden zählen zu den Pionieren unter jenen Kalendermännern, die volkstümlich und zugleich aufklärerisch ans Werk gingen: In „Des abenteuerlichen Simplicissimi Ewigwährendem Kalender“ hat Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen im 17. Jahrhundert seinen Lesern unterhaltsam-lehrreiche Geschichten aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges erzählt. Mit der gleichen aufklärerischen Absicht hat zu Beginn des 19. Jahrhunderts Johann Peter Hebel den *Rheinländischen Hausfreund* gemacht und dabei die eigentümliche Form der Kalendergeschichte bis heute entscheidend mitgeprägt.

Die Popularität des Kalenders machte sich die deutsche Arbeiterbewegung schon vor über einhundert Jahren zunutze. Ab 1867 erschienen die ersten deutschen Arbeiterkalender. Franz Mehring schrieb über sie: „Nicht minder klug berechnet war die Massenwirkung von Kalendern, die bis tief in Kreise dringen, in die vielleicht niemals ein Zeitungsblatt gelangt. Sie waren und sind bis in den kleinsten Vers, bis in die unbedeutendste Anekdote von der kommunistischen Weltanschauung getränkt.“ (2) Einer der ersten Kalender dieser Art war „A. Eichhoff's Deutscher Arbeiterkalender auf das Gemeinjahr 1869. Zum Vertrieb im Ausland bestimmt und daher von der Stempelsteuer befreit geblieben“, der sich im Anschluß an das Kalendarium mit Fragen des Freihandels, mit der entstehenden Gewerkschaftsbewegung, mit dem Wirken Liebknechts und anderer Arbeitervertreter im sächsischen Parlament befaßt. Daneben enthält er erzählerische und anekdotische Beiträge

sowie Informationen über neue Gesetze. Diese Zusammenstellung entspricht dem Grundrezept fast aller Volks- und Arbeiterkalender. Die Hauptzutaten sind: das Kalendarium, die Unterrichtung über politische, geschichtliche und weltanschauliche Themen, Informationen über verschiedene Sachgebiete, Ratschläge und Unterhaltung. Unterschiede gibt es in der Gewichtung und Qualität der einzelnen Bestandteile und in der Würze des Ganzen: so war der offizielle Kalender der „Eisenacher“ Sozialdemokraten, der Volksstaat-Kalender, schärfer gepfeffert, politisch radikaler als der Deutsche Arbeiterkalender, den die Lassalleaner herausgaben. Nach dem Zusammenschluß der deutschen Sozialdemokraten zu einer einheitlichen Partei erschien ab 1875 „Der Arme Conrad – Illustrierter Kalender für das arbeitende Volk“ als zentraler Parteikalender. Benannt nach einem revolutionären Bund des Bauernkrieges, wollte der *Arme Conrad* nun die Unterdrückten des 19. Jahrhunderts aufrütteln. In der Leipziger Genossenschaftsdruckerei hergestellt, brachte er es im Jahr 1878 zu einer verkauften Auflage von 60 000 Exemplaren. Sämtliche Ausgaben des „Armen Conrad“, aber auch etliche Jahrgänge des „Neuen Welt-Kalender“, des „Arbeiter-Kalender“, des „Norddeutschen Volkskalender“, des „Freien Land“ und anderer Arbeiterkalender können im Archiv der Hamburger Thälmann-Gedenkstätte eingesehen werden. Gleichzeitig mit dem „Armen Conrad“ erschien in Braunschweig von 1875 bis 1879 Wilhelm Brackes „Volkskalender“. Ihm ging es darum, die Ideen der Arbeiterbewegung vor allem der Landbevölkerung näher zu bringen – offenbar mit Erfolg. Der Düsseldorfer Pfarrer Hermann Stursberg malte in einem Vortrag, den er 1878 vor dem Christlich-Sozialen Verein in Barmen hielt, seinen Zuhörern den Volkskalenderteufel wie folgt an die Wand: „Auf dem Titelblatt ‚Bibel‘, ‚Verfassung‘, beide zerrissen, Fahne, Gewehr mit Bajonett, Reichsadler, päpstliche Tiara mit den Schlüsseln des Petrus sinken über einem gräulichen Krater samt einer zerbrochenen Krone in einen Abgrund, aus dem Blitze zucken und Rauchwolken aufsteigen. Über allem stehen ein kräftiger Mann und ein Jüngling und hämmern auf einem Amboß einen Anker. Im Inhalt sind treffliche Holzschnitte . . . Mirabeau, Danton, Marat, Hebert, Robespierre, Desmoulins, St. Simon, Darwin, Büchner . . . Mit großer Geschicklichkeit werden auf diesem Wege sozialdemokratische Anschauungen in die Familie gebracht und planmäßig der Boden für spätere Agitation bereitet.“ (3) Friedrich Engels half mit, diesen Boden zu beackern und veröffentlichte im „Volkskalender“ erstmals seine kurze Marxbiographie. 1876 stritt sich der sozialdemokratische Parteikongreß in Gotha darüber, ob Brackes Kalender wegen einer möglichen Konkurrenz zum „Armen Conrad“ sein Erscheinen einstellen sollte. Der „Volkskalender“ überstand den Streit. Wohl nicht zuletzt, weil er in August Bebel einen Fürsprecher fand. Parteitagdiskussionen entzündeten sich auch an der Frage, ob in den Parteikalendern Inserate abgedruckt werden sollten oder nicht. „Lassalle wollte die bürgerlichen ‚Annoncen‘ verbannen, Bebel dagegen hielt es für töricht, die ‚materiellen Machtmittel‘ dem Bürgertum zu überlassen.“ (4) Auch in dieser Frage setzte sich schließlich die Position Bebels durch.

Der Einfluß der Sozialdemokratie wuchs und damit auch die Popularität und Verbreitung ihrer Kalender. Regionale Arbeiterkalender fanden großen Anklang: 1906 druckte die zentrale Vorwärtsdruckerei 146 000 für Pommern, 98 000 für Mecklenburg, 55 000 für Ostpreußen, 25 000 für Westpreußen, 20 000 für Posen und 15 000 für Hessen-Waldeck. Hinzu kamen Kalender, die von den Bezirksverbänden

der Partei herausgegeben wurden. In Württemberg lasen Arbeiter und Bauern in den Jahren 1895 bis 1932 den „Schwäbischen Tagwacht-Kalender“. Clara Zetkin steuerte einen Artikel zum Thema „Politik – Frauensache“ bei, Martin Andersen-Nexö war mit „Bigum Stelzfuß“ in diesem Kalender vertreten. Badische Arbeiterhaushalte hielten sich den „Badischen Volkskalender“. Außer dem obligatorischen Kalendarium stellt er seinen Lesern die sozialdemokratischen Abgeordneten vor, vermittelt einen alljährlichen politischen „Rückblick und Ausblick im Lande Baden“, unterrichtet über „Sozialistische Weltanschauung“ und unterhält mit Geschichten aus dem Arbeiterleben, Gedichten und der Rubrik „Humoristisches“. In den späteren Jahrgängen vollzieht er den Rechtskurs der SPD-Führung mit, den er gegen Kritik von USP und KPD zu rechtfertigen sucht.

Nachdem die SPD Stück für Stück die politischen und ideologischen Grundpositionen der Arbeiterklasse verlassen hatte, übernahm die KPD das revolutionäre Erbe der deutschen Arbeiterbewegung, und das auch im Kalenderwesen. Bereits 1920 hatte die Landbevölkerung mit „Spartakus“ im KPD-Kalender „Das freie Land“ einen neuen Kalendermann. 1925 brachten die Kommunisten 25 000 Stück dieses Bauernkalenders an die Frau bzw. an den Mann. „Die Umschläge tragen das Signum bekannter Künstler, so der Jahrgang 1920 den Namen Hans Baluschek. Jeder Jahrgang beginnt mit einem Kalendarium mit Gedenktagen der Arbeiterbewegung. Die dazugehörigen Grafiken haben stets Klassenkampf und Ausbeutung zum Thema. Die Beiträge sind immer bestrebt, Bauern und Landarbeiter mit der Arbeiterbewegung zu verbinden. Auch die Kommunistische Partei will mit der Darstellung der Kämpfe der Unterdrückten aus den Jahrhunderten das Geschichtsbewußtsein wecken und die Kontinuität des Klassenkampfes zwischen Junkern und Bauern zeigen . . . Der Kalender wird jetzt auch dazu benutzt, um vom Aufbau in Sowjetrußland zu sprechen, wo die Arbeiterklasse und die Kommunistische Partei dem Bauern Land gaben und Freiheit von den Grundherren durch die siegreiche Oktoberrevolution.“ – schreibt Dilruba F. Becker über „Das freie Land“. (5) Die Arbeiter- und Volkskalender, die stets Partei für das Volk, für die Arbeiter, Bauern und kleinen Handwerker ergriffen und sich gegen Kapitalisten, Junker und Großgrundbesitzer wandten, blieben von Verboten und Verfolgung nicht verschont. Im Zuge der Bismarckschen Sozialistengesetze wurden zum Beispiel Brackes „Volkskalender“ und der „Arme Conrad“ auf die Liste verbotener Druckerzeugnisse gesetzt und konnten nicht mehr erscheinen. Spätere Arbeiterkalender fielen den faschistischen Bücherverbrennern zum Opfer.

Die Geschichte des Volks- und Arbeiterkalenders nach 1945 scheint bisher nicht erforscht zu sein. Zumindest aber für die Zeit bis 1956, in der die KPD legal wirken konnte, gibt es Hinweise auf Kalender, die von der Partei oder von anderen progressiven Organisationen und Verlagen herausgebracht wurden. So erinnert sich der weit über seine Heimat am Oberrhein hinaus bekannte Fischer und Umweltschützer Balthasar Ehret, daß er nach 1945 Beiträge für einen fortschrittlichen Bauernkalender verfaßt hat. Leider gingen die von ihm aufbewahrten Exemplare im Gefolge des KPD-Verbots verloren.

In seinen Lebenserinnerungen schildert Richard Scheringer, wie die Polizei während der fünfziger Jahre bei ihm das Haus durchsuchte und dabei auch den Kalender des „Gesamtdeutschen Arbeitskreises für Land- und Forstwirtschaft“ mit dem Titel „Das Land“ beschlagnahmte. (6) Die Arbeiter- und Volkskalender sind ein Stück

Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und seit über einhundert Jahren Bestandteil einer an Demokratie und Sozialismus orientierten Kultur. An diese Tradition knüpft heute der „Badische Volkskalender“ an. Er wünscht sich noch viele Gleichgesinnte, die selber als Kalendermacher oder als Kalenderverkäufer und -leser mit dazu beitragen, die konservativ-bürgerliche Vorherrschaft im bundesrepublikanischen Kalenderwesen zurückzudrängen.

Anmerkungen:

1. Drei „K's“ bestimmen zahlreiche Kalendermotive. In: Badische Zeitung vom 23. 12. 1978.
2. Franz Mehring, Die deutsche Sozialdemokratie. Zit. nach Cäcilia Friedrich (Hrsg.), Kalendergeschichten. Berlin 1975, S. XIV/XV.
3. Hermann Stursberg, Die Weltanschauung der Sozialdemokratie im Kleide sozialdemokratischer Poesie. Barmen 1878, zit. nach Cäcilia Friedrich, a. a. O., S. XVIII.
4. Ludwig Rohner, Kalendergeschichte und Kalender. Wiesbaden 1978, S. 68.
5. Dilruba F. Becker, „Kalender der deutschen Arbeiterbewegung bis 1933“. Der Aufsatz ist erschienen in: Die Bibliothek des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin 1969, S. 141–160.
6. Richard Scheringer, Das große Los. München 1979, S. 59 f.

Beilagenhinweis:

Einer Teilaufgabe dieses Heftes liegen eine Bestellkarte der Deutschen Volkszeitung, Düsseldorf, und ein Prospekt des Damnitz Verlags, München, bei. Wir bitten unsere Leser um Beachtung.

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann, Roman Ritter. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Damnitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Damnitz, Maler, Grünwald, 1/5; Carlo Schellemann, Maler und Grafiker, München 1/5; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, 2/5; Hannes Stütz, Lektor, Düsseldorf 1/5; Geschäftsführer und verantwortlich für Anzeigen: Otto Schmidl. Anschrift Verlag: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Satz: F. C. Mayer Verlag, Kunigundenstraße 19, 8000 München 40. Druck und Fertigstellung: Plambeck & Co. Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, 4040 Neuss.

Einzelheft DM 8,50, Jahresabonnement DM 32, – inkl. MwSt. + Porto, Studentenabonnement DM 27, –. Postscheckkonto München 3088 22-806. Deutsche Bank München, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto-Nr. 35/18008.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KÜRBISKERN, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40, Telefon (089) 30 10 15 und 30 10 16

ISSN 0023-5016

Ein kleines Heft von großem Format und großer Tradition

Der „Weltbühne“ geht es um klare progressive Standpunkte, sachkundige, exklusive Information wie um ein hohes Niveau von Sprache und Stil. Ohne aufdringlich zu wirken, vermittelt sie journalistische und literarische Kostbarkeiten. Probleme der Weltpolitik, der Wirtschaft und Kunst werden in Kommentaren, Reportagen, Feuilletons und Satiren treffend behandelt. Wir würden uns freuen, auch sie bald zu den „Weltbühne“-Freunden zu zählen.

Die Weltbühne

Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft

Sichern Sie sich den Bezug dieses Blattes durch ein Abonnement. Senden Sie den Kupon als Bestellung an Brücken-Verlag, Ackerstraße 3, 4000 Düsseldorf oder Ihre nächste collectiv-Buchhandlung. Direktversand ab Verlag – daher immer aktuell! Ein Probeexemplar kann vom Verlag direkt angefordert werden, senden Sie den Kupon an Verlag der Weltbühne, Karl-Liebknecht-Straße 29, DDR-1056 Berlin

Ich möchte „Die Weltbühne“

☐ zum Jahresabonnement von 26,40 DM zuzüglich 10,60 DM Portogebühren beziehen.

☐ Ich bitte um Zusendung eines kostenlosen Probeexemplares

Name, Vorname _____

Straße, Hausnummer _____

PLZ, Wohnort _____

Der Landbote

Zeitschrift für Lyrik und Kritik

Der Landbote ist bemüht, ein dezentralisiertes Projekt aufzubauen, wobei die herrschenden Schranken Autoren, Interessierte/Redaktion aufgehoben werden sollen. Individuelle Erfahrungen, kritisch reflektiert und diskutiert, sollen die gemeinsame Basis bilden. Interessenten wird eine Redaktionskorrespondenz zugesandt.

Der Landbote Nr. 1 enthält lyrische Kritik & kritische Lyrik, Texte von Günter Buchholz; Michael Hiltl; Robert Kappel; Eugen Köberlein; Heinz Mees; Susanne Meilinger; Hans Joachim Mundscha; Anna Rheinsberg; Martin Selingré; Maren Walla; Christine Weiland; Elisabeth Zubair.

Nr. 2: noch mehr Lyrik, noch mehr Kritik, erscheint im Januar 1980.

Bestellungen an den Verlag, bei gleichzeitiger Überweisung von DM 5,50 auf Postscheckkonto München 3220 01-809.

Einzelpreis DM 5,- zuzüglich DM -,50 Versandkosten.

Bei Subskription von vier Exemplaren DM 20,- bei freiem Versand.

Verlag

DER LANDBOTE

Winfried Richter

Wörthstraße 24

8000 München 80

Telefon (089) 4 48 33 03

Klaus Briegleb Literatur und Fahndung

1978 - ein Jahr Literaturwissenschaft konkret.

216 Seiten. Paperback 14.80 DM

Klaus Briegleb, Professor für Literaturwissenschaft in Hamburg, hat - in Form eines Jahresberichts - Thesen, Polemiken und Dokumente zusammengestellt, die mehr als die Übersicht über ein beliebiges Jahr darstellen: An konkreten Beispielen werden Literatur und Gesellschaft, das Wissen um historische Erfahrungen mit der unmittelbaren Reflexion über den eigenen politischen Standort vermittelt.

Hanser

eco-verlag zürich • Postfach • CH-8021 Zürich • Reihe: neue scene Nr. 10



Hendrik Bicknaese - Leben in Fallen

Hendrik Bicknaese

LEBEN IN FALLEN

Gedichte
Szenen
Dokumente



N. 224 20682-1 DEUTSCHE POLIZEI SIGNALISIERT DASS FOLGENDE DEUTSCHE BÜRGER - BEKANNT ALS UNTERSTÜTZER VON TERRORISTEN DIE IM UNTERGRUND LEBEN - WAHRSCH. HEINLICH IN DIESEN TAGEN AUS DEUTSCHLAND ZUR EINREISE IN ITALIEN ADRESSEN WERDEN () SCHEINBAR MIT ZIEL MAILAND () ES FOLGEN VIER NAMEN, DIE ANGEFÜHRT WERDEN: d. Vorl. 1. DIE REISE KOENNTE MIT EINEM DER DREI FOLGENDEN PERSONENKRAFTWAGEN AUSGEFÜHRT WERDEN () VW-CAMPER () FARBE ROT MIT WEISSEM DACH KENNZEICHEN: (angegeben d. Vorl.) VW-KLEINER FARBE HELLBLAU () KENNZEICHEN (angegeben d. Vorl.) VW-KLEINER FARBE ORANGE () KENNZEICHEN (angegeben d. Vorl.) PUNKT ES WIRD UM DRINGENDE ANORDNUNG FÜR ÜBERWACHUNGSMASSNAHMEN ZUR AUFFINDUNG DER OBERGENANNTE GEBETEN ZUM ZWECKE DER VERFOLGUNG VON AKTIVITÄTEN UND KONTAKTEN WÄHREND DES AUFTENTHALTES AUF NATIONALEM TERRITORIUM () DER GRENZSCHUTZ WIRD GEBETEN DIE EINREISE ZU SIGNALISIEREN PUNKT

Mit einem Dossier:
FÜR EINEN EINHEITLICHEN EUROPÄISCHEN
RECHTSRAUM DEUTSCHER NATION
Von Ingeborg Drewitz, Giuseppe Zambon,
Solidaritätskomitee H. Bicknaese u.a.

eco-verlag zürich

eco-verlag zürich

LEBEN IN FALLEN • Gedichte/Szenen/Dokumente • Mit einem Dossier: Für einen einheitlichen europäischen Rechtsraum Deutscher Nation • 94 S. • DM/Fr. 9.50
Auslieferung: BRD - PROLIT, 6304 Lollar • Schweiz - Buch 2000, 8910 Affoltern

DAS ARGUMENT

Argument-Vertrieb
Tegeler Str. 6
1000 Berlin 65



Marx, Engels, Lenin. Lukács. Gramsci.
Althusser.
Bürgerliche Ideologietheorie,
Luhmann, Berger/Luckmann.
Eigene Position des PIT.
Projekt Ideologie-Theorie (PIT).
15,50; 12,80 f. Stud. (Abo: 12,80/11,-).

118

Umwelt-Politik (II)
Gewerkschaften, Staat, Kosten,
Ressourcen. Kommentierte Bibliogra-
phie. — Alternative Lebensformen.
K. Krusewitz, M. Massarrat, S. Hall
u.a.
9,80; 8,50 f. Stud. (Abo: 8,50/7,-).



Realitätsbezug, Politisches Denken,
Utopie und Bürgertum in Shakespea-
res Dramen.
Unterrichtseinheit Hamlet.
Bremer Shakespeare-Projekt u.a.
15,50; 12,80 f. Stud. (Abo: 12,80/11,-).

literatur

5 MARK HERBST 1979

BUKOWSKI UND
GANZ ANDERE:
Die 2001 Kultur

MARTIN WALSER:
Gallistls Rede
vom Fernseher
herab

PETER BICHSEL:
Literaturkritik
als Fußball-
Reportage

INTERVIEW MIT:
Hermann Kant,
Präsident des
Schriftsteller-
Verbands
der DDR

WALTER BOEHMICH:
Zwerenz'
Tucholsky

H.C. BUCH UND
PETER SCHNEIDER:
Gespräch
über Kritik

UMERAGE:
Zehn Jahre
nach der
»Kultur-
Revolution«

VOIKER V. TORNE:
Enzensberger
zum Fünfzigsten

BEITRÄGE VON
Günter Herburger
Ursula Kreehel
Klaus Wagenbach
Yaak Karsunke
Peter Hamm
Michael Schneider
Claudia Wolff
Paul Kersten
Roland Lang
Ludwig Fels
Gunter Schmidt
Bodo Zeuner
Elmar Altvater
Winfried Thomsen
Hugo Dittbner
Martin Buchholz
Peter Rühmkorf

SEIT 10.
OKTOBER
IM BUCHHANDEL
UND AN ALLEN
KIOSKEN

konkret

Das linke Auge von Horus dem Mond Halluzinationen



Reiner
Gödtel

Reiner Gödtel ist in die Hölle des schizophrenen Mädchens Karin S. hinabgestiegen. Er macht die verschlüsselte Symbolsprache transparent und läßt uns die vielfältigsten geistigen und körperlichen Vergewaltigungen miterleben.

„Es gelingt Reiner Gödtel in seinen 159 Augenblicken Erlebnismöglichkeiten zu beschreiben, welche die allgemeine Vorstellungskraft weit überflügeln“. Peter Geisler.



Leinen, 160 S.
19,80 DM
BLÄSCHKE
A 9143 St. Michael

In jeder
Buchhandlung

„Hier ist der seltene Fall eingetreten, daß aus Wissenschaft Literatur wurde“. Werner Hanfgarn, Südwestfunk.

Georg Maurers immerwährender

Dreistrophenkalender

umrahmt mit Bildern von zwölf Künstlern

(248 S., Leinen, Breitformat, DM 28,-)

Ein Buch für Alte und Junge, für Verliebte und Verheiratete, für heitere und schwere Stunden – kurzum, ein Buch, mit dem man täglich umgehen kann.

Damitz Verlag GmbH

Deutsche Volkszeitung

ein
demokratisches
Wochenblatt –
unentbehrlich
für
den
kritischen
Zeitgenossen

Probeexemplare unverbindlich und
kostenlos durch MONITOR-VERLAG
GmbH, Düsseldorf, Oststraße 154,
Postfach 57 57 – Anforderungskarten
liegen dieser Ausgabe bei –

roteblätter Nr. 12/Dez. 1979.

1,50



● Angeklagt: Kurt Lischka

● Gefährliche NATO-Pläne

● DDR-Serie, 4. Teil

● Kein Einstein mehr...

Zur Buchmesse in Frankfurt veröffentlichte der Aachener Autor Michael Springer seinen ersten Roman. Thema seiner Arbeit ist die persönliche und politische Entwicklung eines jungen Wissenschaftlers. In einer Kernforschungsanlage wird er mit den Plänen zu einem neuen Typ von AKW konfrontiert. Franz Sommerfeld sprach mit dem Autor.

Zu den Autoren

ARMBRUSTER THOMAS, geb. 1950 in Triberg/Schwarzwald, lebt in Freiburg. Volksschule, Gymnasium, Abitur; ziviler Ersatzdienst, Pädagogikstudium, Beruf Diplom-Pädagoge. Veröffentlichungen in verschiedenen Lokalblättern und im **BADISCHEN VOLKSKALENDER** (Redaktionsmitglied). (Der **BADISCHE VOLKSKALENDER** für 1980 ist in der Friedrich-Hecker-Buchhandlung, An der Mehlwaage, 7800 Freiburg, für DM 4,- erhältlich.)

ARZ ASTRID, geb. 1958. Studiert in München Germanistik und Skandinavistik. Mitherausgeberin der Zeitschrift „federlese“. Veröffentlichungen im Bayerischen Rundfunk und verschiedenen Literaturzeitschriften.

BINDER-GASPER CHRISTIANE, geb. 1935 im Rheinland, lebt in Berlin und Griechenland. Schriftstellerin, Journalistin, Mutter von fünf Kindern, Fischerin, Tavernenbesitzerin, Verlagsangestellte, arbeitslos. Veröffentlichungen in Zeitschriften, Anthologien, so u. a. „Für ein freies Deutschland“ im ASSO-Verlag.

BITTNER WOLFGANG, siehe **KÜRBISKERN 1/79** und in „Dazu gehört Mut“, Band 37 in der Reihe **KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK**. Letzte Veröffentlichungen: „Der Aufsteiger oder ein Versuch zu leben“, Roman, Edition Büchergilde, Frankfurt 1978; „Alles in Ordnung“, Satire-Verlag, Köln, 1979.

BOLLENBECK GEORG, geb. 1947. Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie in Bonn. Wiss. Assistent an der Gesamthochschule Siegen. Veröffentlichungen: Zur Theorie und Geschichte der Arbeiterlebenserinnerungen, Kronberg/Ts. 1976; Armer Lump und Kunde Kraftmeier. Ver Vagabund in der Literatur der zwanziger Jahre, Heidelberg 1978; mit Rihe (Hrsg.), Gustav Schwab, Die deutschen Volksbücher, 3 Bände, Frankfurt 1978. Außerdem Beiträge zur Triviallyrik des 19. Jahrhunderts, zur Gegenwartsliteratur u. a.

BOSCH MANFRED, siehe **KÜRBISKERN 4/78** und Bosch/Hossfeld „Geschichten aus der Provinz“, Band 46 in der Reihe **KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK**. Letzte Veröffentlichung: „Mundart-Literatur. Texte aus sechs Jahrhunderten“ (Hrsg.), 1979. Bodensee-Literaturpreis 1978.

DEICHMANN DORIS, geb. 1944, lebt in Gießen. Lehrerin für Deutsch und Kunsterziehung. Veröffentlichungen in Tageszeitungen und Zeitschriften. Schreibt Lyrik und Erzählungen.

EISENBERG URSULA, siehe **KÜRBISKERN 3/79** und „... und ruhig fließt der Rhein“, Band 60 in der Reihe **KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK**.

FELS LUDWIG, siehe **KÜRBISKERN 2/79**, „Dazu gehört Mut“, Band 37 in der Reihe **KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK** und Zeit-Gedichte 3/1979. Letzte Veröffentlichung: „Mein Land“, Geschichten, 1978. Kulturpreis der Stadt Nürnberg 1974.

HERBIG JOST, geb. 1938, lebt in Irschenhausen/Obb. Freier Schriftsteller. Letzte Veröffentlichung: „Die Gen-Ingenieure“, Hanser Verlag, 1978.

HILLACH ANSGER, geb. 1934. Studium der Literatur- und Theaterwissenschaft in Frankfurt/Main, Wien und Madrid. Lehrbeauftragter an der Universität Frankfurt. Veröffentlichungen u. a. über Calderón, Eichendorff, Nestroy, Sternheim, Horváth, Benjamin. Übersetzungen spanischer Literatur.

HORSTMANN ULRICH, geb. 1949. Studium der Philosophie, Anglistik, Pädagogik und Geschichte. Promotion 1974. Z. Z. Wiss. Assistent an der Universität Münster. Veröffentlichungen in verschiedenen Zeitschriften, Buchpublikationen usw., so „Nachrede von der atomaren Vernunft und der Geschichte“, BR, SR 1978; Die Bunkermann-Kassette, BR 1979.

JAAGER BERND, geb. in Kiels, z. Z. in Bremen, 30 Jahre alt. Sozialpädagoge. Neueste Veröffentlichung „Der späte Stein“, Österreich.

JESCHKE WOLFGANG, geb. 1936 in Tetschen (Döcín). Mittlere Reife, Lehre als Werkzeugmacher, darauf im Maschinenbau tätig. 1959 Abitur. Studium der Germanistik und Philosophie an der Universität München, zugleich Praktikum in einer Verlagsbuchhandlung. Seit 1969 Mitarbeiter an „Kindlers Literaturlexikon“, Redakteur der Enzyklopädie „Die Großen der Weltgeschichte“. Herausgeber verschiedener Science-Fiction-Anthologien. Seit 1957 Veröffentlichungen in Zeitungen, Zeitschriften, Anthologien sowie Rundfunk.

KRAHE SUSANNE, geb. 1959 in Unna. 1978 Abitur, studiert und lebt seit 1978 in Münster Evangelische Theologie. Veröffentlichungen seit 1975 Gedichte. Kurze Prosa und Erzählungen in verschiedenen Zeitschriften und Anthologien. Buchveröffentlichungen: „Frustration“, Erzählung, 1978; „Rendezvous“, Gedichte und Kurzprosa, 1978; „Der Tag an dem ich glücklich war“, neue Lyrik und Prosa, 1978.

LIPPERT MATHILDE, siehe **KÜRBISKERN 4/78** und 3/79.

RAMIREZ SERGIO, Auszug aus einem Roman, der im Frühjahr 1980 in der Autoren-Edition erscheint. Vorsitzender der Sandinistischen Befreiungsfront und der Regierung Nikaraguas.

ROTTENSTEINER FRANZ, geb. 1942, lebt in Wien. Studium der Anglistik, Publizistik und Geschichte. Jetzt Bibliothekar, Herausgeber und Schriftsteller. Letzte Veröffentlichungen: „The Fantasy Book“, 1978; „Gespenstergeschichten aus Österreich“, 1979; „Quarber Merkur“, 1979.

SAHMANN OTTO, lebt in Hof, Schriftsteller.

SPRINGER MICHAEL, siehe **KÜRBISKERN 1/78** und 1/79.

TONFELD MICHAEL, geb. 1950, lebt in München. Arbeitet in einem Zeitungsbetrieb als Buchdrucker. Mitglied der Münchner Werkstatt des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt. Das Gedicht „Ein wahres Wort“ erscheint im Frühjahr '80 in seinem Lyrikband: „Und im übrigen bin ich der Meinung – Gedichte aus fünf Jahren“.

TROPFMAN ARTUR, in verschiedenen Nummern **KÜRBISKERN** sowie „Der erste Tag“, Band 8, „Warum wird so einer Kommunist“, Band 17, „Die Leute aus dem dreißiger Haus“, Band 24, „Dazu gehört Mut“, Band 37 – alle aus der Reihe **KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK** sowie Zeit-Gedichte 5/1978.

WALTER ANNEROSE, siehe **KÜRBISKERN 3/79**.

YUREEN HELDER, siehe **KÜRBISKERN 4/78**.

Die Beiträge von **JOST HERBIG**, **WOLFGANG JESCHKE**, **FRANZ ROTTENSTEINER** und **MICHAEL SPRINGER** (über Einstein) sind im Zusammenhang mit einem Seminar des VS Bayern und Baden-Württemberg und der Volkshochschule Ulm in Einsteins Geburtsstadt Ulm, das Anfang Mai 1979 stattfand, entstanden.

Nachtrag zu dem Romanauszug von **ADALET AGA OGLU** in **KÜRBISKERN 3/79**: Die vollständige deutsche Ausgabe des Buches, übersetzt von Wolfgang Scharlipp, ist im Herbst 1979 im Ararat Verlag, Stuttgart, unter dem Titel „Die zarte Rose meiner Sehnsucht“ erschienen.

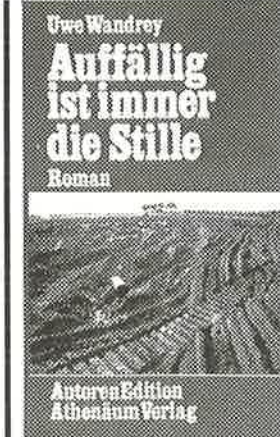
Aus dem Herbstprogramm der AutorenEdition



Peter O. Chotjewitz
Saumlos
Roman

164 Seiten,
Engl. Broschur,
DM 14,80

Die ungewöhnliche Geschichte eines Dorfes.



Uwe Wandrey
Auffällig ist immer die Stille
Roman

176 Seiten,
Engl. Broschur,
DM 19,80

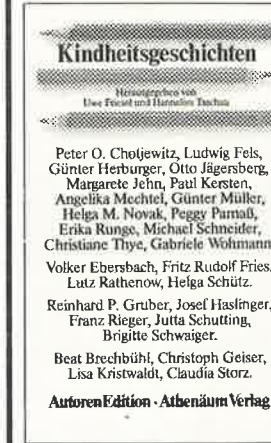
Aus dem Leben eines Rekruten.



Sandra Young
Ein Rattenloch ist kein Vogelnest

312 Seiten,
geb. mit
Schutzumschlag,
DM 34,-

Eine Afroamerikanerin schildert ihre Kindheit und Jugend in den Slums von Baltimore.



Kindheitsgeschichten
Herausgegeben
von
Uwe Friesel
und
Hannelies
Taschau

268 Seiten,
geb. mit
Schutzumschlag,
DM 34,-

Neue Geschichten über die Kindheit, erlebte und erfundene. Wahr sind sie alle.

Verlag AutorenEdition im Athenäum Verlag · Königstein/Ts.